This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 927,138

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

838
H922
1853

und beseligt das
Gefühl, ohne eine
es theilen kann!

Pyrmont,
den 20ten Julius,
1788.

so
saft innig durchdrun-
gen, als in dem jetzigen Augen-
blik, da ich mich, auf ungewisse
Hofnung des Wiedersehns, von
Ihnen trennen muß!

Wilhelm Humboldt.

37101

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Fünfte Auflage.

Erster Theil.

Mit einem Facsimile.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Gefühl fürs
und beseligt das
Gefühl, ohne eine
es theilen kann!

Pyrmont,
den 20ten Julius,
1788.

Wahrheit so
lebhaft und innig durchdrun-
gen, als in dem jezigen Augen-
blik, da ich mich, auf ungewisse
Hofnung des Wiedersehns, von
Ihnen trennen muß!

Wilhelm Humboldt.

37101

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Fünfte Auflage.

Erster Theil.

Mit einem Facsimile.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Vorbericht.

Die Briefe, welche hier erscheinen, werden gewiß als eine willkommene Zugabe zu den gesammelten Werken Wilhelm von Humboldt's empfangen werden. Oft ist der Wunsch ausgesprochen, daß, außer den gelehrten Schriften, die man allein und getrennt von denen wünschte, die nicht in dieses Fach gehören, noch mehr Ungedrucktes, besonders Briefe, erscheinen möchten. Die hier vorliegenden fallen in die Jahre von 1788 bis 1835. Jahre waren nöthig bis die Herausgeberin den Entschluß fassen und festhalten konnte, von dem, was ihr verborgenes Heiligthum war, etwas durch den Druck mitzutheilen. Endlich überzeugte sie sich, daß das nicht untergehen darf, was wesentlich zur Charakteristik eines wahrhaft großen Mannes gehört.

Was Wilhelm von Humboldt in bewegter, geschichtlich-wichtiger Zeit dem Staat war; was Er voll hoher Humanität und edler Freisinnigkeit den Völkern, der Menschheit leistete; was Er für Wissenschaft und Gelehrsamkeit erforschte, bewahrt die Geschichte und verzeichnet ihr Griffel auf unvergängliche Tafeln. Aber in dem unerschöpflichen

Reichthum der Tiefe der Empfindung, der Mannichfaltigkeit, Reinheit der Ideen, worin der Verewigte lebte, waltete vor allem — wie der edle Bruder sich ausdrückt — „das herrliche Gemüth, die Seele voll Hochsinn und Adel", die ihn belebte. Und wer kleidete seine Gesinnungen in eine so kraftvolle und würdige Sprache! Doch ist diese, wie schön sie auch war, nur die äußere Schale und Hülle des hohen Geistes. Die Ihm inwohnende Seele war: ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesen verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urtheilen, und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßte.

Alles das spricht sich hinreißend in diesen Briefen an eine Freundin aus, die nach dem Ableben derselben für den Druck hinterlassen worden. Außerdem, daß sie den Verfasser verklären, könnte in der Herausgabe noch ein anderer, höher belohnender Zweck erkannt werden: die Briefe wirkten sehr wohlthätig einst bei jedem Empfange. Sie waren an eine vom Glück vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden, dieser sollten sie segensvoll werden, und sie erreichten ihren Zweck. Sie können nur so auf die Leser wirken, für welche sie ausgewählt sind. Bleibt ja von großen Menschen ihr Geist, oder was aus ihm hervorging, fortwirkend der Nachwelt, wenn er gleich selbst die Welt verlassen hat.

Die Briefe sind nicht für jedermann, wie das kein Buch ist. Aber es sind, für die rechten Leser und Leserinnen, reiche, mannichfache Gaben, die allerdings immer auf einen Gegenstand sich bezogen, wo sie voll Verehrung und Dankbarkeit empfangen wurden. Sie berührten das Außenleben

nur, um einen Anknüpfungspunkt für Ideen daraus zu nehmen. Sie gingen hervor aus einem unerschöpflichen Quell innern, geistigen Reichthums. Der eigene Stoff, der nie von außen genommen, nie ausgehen konnte, belebte alles.

Die Briefe sind nicht gelehrten oder wissenschaftlichen, noch weniger historisch-politischen, ja nicht einmal ästhetischen oder romantischen Inhalts. Auch wenn sie einmal bei äußern Erscheinungen verweilen, kehren sie gleich wieder auf das innere Sein zurück, das allen Schein verschmäht. Sie kompromittiren niemand, sie enthalten kein Wort, das irgend jemand unangenehm sein könnte oder die Censur fürchten dürfte. Sie zeigen, wie ein großer Mann Theilnahme und Freundschaft auszusprechen und zu beweisen, wie er verschiedene Empfindungen zu sondern und in reine Harmonie zu bringen, und wie er zu überzeugen weiß, oft selbst mit rührender Bescheidenheit. So verstand es höchst trostreich der Edle, wie das viele Briefe beweisen, über Leben und Schicksale zu erheben, um auf den Standpunkt zu geleiten, von dem aus er selbst das irdische Dasein betrachtete.

So weit die Einleitung zum Vorbericht von befreundeter Hand. Das Weitere kann allein die Herausgeberin wahr und getreu hinzufügen, ja, sie allein darf es.

Und wahr und treu will ich hinzusetzen, was als Erklärung nöthig ist, doch erst an das Vorhergehende anreihen, was noch dahin gehört.

Dieſer Briefwechſel war ſeit einer langen Reihe von Jahren mein einziges, mein höchſtes, ungekanntes Glück. Was ich an Theilnahme und Troſt bei allem, was mich traf, an Rath und Ermuthigung, an Erhebung und Erheiterung, endlich an Erkenntniß und Erleuchtung über höhere Wahrheiten bedurfte, ich nahm es aus dieſem unerſchöpflichen Schatz, der mir immer zugänglich und zur Seite war.

Ein ſolcher Briefwechſel, der durch nichts geſtört und unterbrochen wurde, iſt Umgang, der gegenſeitig zu näherer Kenntniß des Charakters führt. Ein Geheimniß kann er nicht ſein, die ganze Welt könnte den Inhalt wiſſen. Aber ſie waren an mich geſchrieben, ſo war es das Heiligthum meines Lebens; ſo bewahrte ich ſchweigend und verborgen was nur für mich geſchrieben war, mich entſchädigte für große Entbehrungen, mich lohnte für viele Leiden, mir erſchien wie mein zugewogenes Erdenglück, das mich ganz ausſöhnte mit Schickſal und Verhängniß.

Wie viel aus einem ſolchen, das innere Leben vertrauungsvoll berührenden Briefe ausgeſchaltet werden muß, wie nicht die Hälfte bleiben kann, auch vieles durch Mittheilung entweiht werden würde, darf kaum angedeutet werden. Zugleich iſt anderes wieder in dem Schönen und ſelbſt Lobenden ſo charakteriſtiſch, ſpricht den innern Gemüthsreichthum und die Fülle des gütigſten, gerechteſten Herzens ſo hinreißend aus, daß es denen nicht entzogen werden darf, die jede Erinnerung der Art gewiß heilig verehren. Daß alle dieſe die hier erſcheinenden Briefe wie eine zwiefache Stimme aus einer unſichtbaren Welt, wie ein doppeltes Vermächtniß anſehen, iſt mein Wunſch. Zuerſt die theuern Hinterbliebenen des Verfaſſers, dann die große Zahl ſeiner Verehrer und Freunde, in deren Herzen gewiß nie ſein Bild

erlöschen wird, da ihm die Stelle darin durch Liebe und Ehrfurcht geweihet ist. Demnächst sind sie ein Vermächtniß für den engen Kreis der Freunde der Herausgeberin, welche alle Papiere sorgfältig gesammelt, bewahrt, geordnet und treu-gewissenhaft ausgewählt hat. Jeder, der das Glück hatte, dem Vollendeten näher zu stehen und den Er würdigte, ihm das Innere seiner hohen Seele aufzuschließen, wird Ihn in den Briefen, in dem Gange seiner Ideen und den öftern Selbstzeichnungen wiederfinden.

Manches bedarf, nur um nicht ganz unverständlich zu sein, einer Erklärung, wozu ich mich ungern entschließe. Welche Frau, geehrt und beglückt durch Wilhelm von Humboldt's Theilnahme und Freundschaft, gewürdigt vieljähriger, vertrauungsvoller Briefe und im Besitz so vieler geistreicher Blätter, könnte den Muth haben, ihre Ansichten und ihr Geschreibe neben das zu stellen, was aus seiner Feder floß! Ihn allein reden zu lassen ist geziemend und natürlich. Die Briefe selbst sind es und sie allein, worauf es ankommt, und welche Tendenz der Briefwechsel haben sollte, geht klar daraus hervor.

Ueber den Beginn desselben möchte einige Nachricht dem einen und andern interessant sein. Kurz und einfach will ich sie geben.

Wir lernten uns in früher Jugend, im Jahr 1788 in Pyrmont kennen, wohin Hr. von Humboldt, der in Göttingen studirte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in Einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirthstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät

als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzutheilen! so viele Ideen auszutauschen! wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer schönen, blüthen- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und begeistert lebte, während der andere wie heute, im Realismus prosaisch fortschritt. Wir gehörten Beide zu dem ersten. Und es herrschte damals noch die schöne Ruhe vor dem nahen Sturm, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, so ahnet und empfindet sie doch solche. Wilhelm von Humboldt's Charakter war schon im Jüngling derselbe, wie er sich später und bis an das Ende seines Lebens aussprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, schon damals war die einzig heitere Ruhe über sein ganzes Wesen ausgegossen, die im Umgang höchst wohlthätig ergriff und sich jeder Unterhaltung eben so mittheilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenstand, worüber er sprach.

Hr. von Humboldt reisete nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glückseligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derselben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloschenen Eindruck gemacht, der gesondert von andern Empfindungen, in sich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhängnisse meines Lebens ungesehen lief, und fest in mir verborgen blieb, den

ich immer gesegnet und als eine gütige Fügung der Vorsehung angesehen habe. Es knüpften sich an diese Erinnerungen, so wenig als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern und meine Seele war mehr noch als vorher aufs Ernste gerichtet. Manches, was wir besprochen hatten, beschäftigte mich noch lange, und „das Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne" wurde klarer und stärker in mir.

Wir sahen uns nicht wieder, auch hegte ich nicht die leiseste Hoffnung des Wiedersehens. *) Ich schloß die vorübergegangene schöne Erscheinung in das Allerheiligste und gab es nie heraus, sprach nie darüber, und sicherte es so vor Entweihung durch fremde Berührung.

Ein Stammbuchblättchen, ein in jener Zeit mehr als jetzt gebräuchliches Erinnerungszeichen, blieb mir ein sehr theures Andenken durch mein ganzes Leben. Ich ahnete nicht, wie bedeutend es noch werden würde, als ein Dokument, das hierher gehört**), da es beides charakterisirt, den jugendlichen Humboldt und unser jugendliches Verhältniß.

Bald nach dieser für mich in den spätern Folgen so wichtigen Bekanntschaft, im Frühjahr 1789, wurde ich verheirathet. Ich lebte in dieser kinderlosen Ehe nur fünf Jahre, und trat in keine zweite.

Mich trafen ungewöhnliche und schmerzlich-verwickelte Schicksale, und durch räthselhafte, geheime, erst spät enthüllte

---

*) Doch geschah es noch zweimal nach vielen Jahren.

**) S. das Facsimile des Stammbuchblatts.

Intriguen und Feindschaften blieb mein ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten, die ich später gesegnet habe, da nichts anders sein durfte, als es war, sollte ich der segensvollen Theilnahme des edelsten Freundes theilhaftig werden.

In dieser Zeit begannen die großen Weltbegebenheiten und griffen mehr oder weniger in die Schicksale von Tausenden ein, die nichts damit zu thun hatten. Auch auf mich übten sie ihre Gewalt, indem sie mich eines Vermögens beraubten, das eben ausreichte, mir bei mäßigen Wünschen Unabhängigkeit zu sichern, wodurch mir viele Lebensbitterkeiten fern blieben, die ich später kennen lernte.

In der ereignißschweren Zeit 1806 wohnte ich als Fremde in Braunschweig. Eine Reihe von Jahren hatte ich dort unter der milden Regierung des alten, allgeliebten, verehrten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gelebt. Es war nach der Schlacht bei Jena, wovon man so große Erwartungen hegte, als die Besitznahme deutscher Länder und die französische Herrschaft begann. Braunschweig traf der Schlag zuerst. Wie gewaltsam die Schritte auch waren, die geschahen, man sah sie als kriegerische Maßregeln an, aber nicht als Vorspiel dessen was folgte. Man besorgte und befürchtete keine Fremdherrschaft.

Jetzt erging eine Aufforderung, die allgemeine Last freiwillig oder gezwungen mitzutragen. An mich erging aber keine Anforderung, gern und freiwillig gab ich einen großen Theil meines Vermögens. Es war mir gerade ein Kapital ausgezahlt, das vorerst auf Wechsel stand, worüber ich gleich disponiren konnte, gefährlich schien es durchaus nicht, die Obligationen wurden von den Landständen ausgestellt und

garantirt, die Gelder von ihnen empfangen. Man hielt das für sehr sicher. Mich hatten schwere Privatleiden in der Zeit getroffen, so, im Schmerz befangen, handelte ich wohl nicht vorsichtig genug. Wie es bald mit diesen Papieren ging, ist bekannt genug und gehört nicht weiter hierher.

Bald kamen die wichtigen weltgeschichtlichen Jahre 1812, 13 und 14 heran. Wer, der sie erlebte, denkt nicht gern und mit Freuden der Begeisterung jener Zeit, in der man des eigenen Geschicks vergaß, wenn es nicht zu schwer war! Ich lebte in dieser Zeit im Braunschweigischen. Wer hatte mehr gelitten als der Herzog selbst, wie hing ihm sein Volk an mit deutscher Treue und Liebe! Auf eine den gütigen Fürsten hochehrende Art war er mit meinen Verlusten und meiner daraus hervorgegangenen Lage bekannt geworden. Er rechnete mir, als einer Fremden, mein früheres Darlehn höher an, als es solches verdiente. Freunde von mir standen ihm nahe und machten ihn genauer mit allem bekannt. Der höchst gütige Fürst bezeigte mir in zwei Briefen seine Theilnahme an meinen Verlusten und den Wunsch, meine Lage gründlich zu ändern. Man rieth mir, das Wohlwollen gleich in Anspruch zu nehmen und um eine Pension zu bitten. Das vermochte ich nicht. Ich vertraute dem fürstlichen Wort: nach glücklich beendeter Sache die Sorge für mich selbst zu übernehmen. Dies Vertrauen hätte mich gewiß nicht getäuscht, wäre er nicht bei Waterloo gefallen. —

Mehrere einflußreiche Männer in hoher Stellung interessirten sich für meine Sache, um mir einigen Ersatz zu verschaffen, aber vergeblich. Meine großen Verluste blieben, wie hart und drückend sie waren, unersetzt.

Um dieſe Zeit ſprachen die Zeitungen viel in großen ehrenvollen Erwartungen von dem Miniſter von Humboldt, der im Hauptquartier des Königs von Preußen und dann als deſſen Bevollmächtigter auf dem Kongreß in Wien war. Plötzlich kam mir der Gedanke, mich in die Erinnerung des nie Vergeſſenen zurückzurufen, mich offen und ohne Rückhalt gegen ihn über meine dermalige Lage auszuſprechen, und es ihm und ſeiner Einſicht anheim zu ſtellen, ob und was für mich zu thun ſei? So ſchnell wie der Gedanke in mir aufſtieg, wurde er ausgeführt. Alles Jugendvertrauen kehrte während des Schreibens zurück. Ich gab dem theuern Freund einen möglichſt kurzen Ueberblick über viele verhängnißvolle Jahre, verweilte aber länger bei der Gegenwart, die mir den Muth gegeben hatte zu dieſem Schritt. Das heilig bewahrte Stammbuchblättchen war eine ſprechende Beglaubigung. Von dieſem Brief habe ich damals für mich eine Abſchrift bewahrt und dieſe jetzt wiedergefunden, und da er die folgenden veranlaßte, und den Briefwechſel eröffnete, ſo gehört er, ſtückweiſe, hierher und ich theile das Nöthige daraus mit.

Ich bekam auf der Stelle Antwort.

Jeder, der den Vollendeten kannte, wird ſeinen Brief, den treuen Ausdruck des edelſten Gemüths, nicht ohne gerührtes Intereſſe leſen.

Ehe jedoch zu den werthvollen Briefen übergegangen wird, möchte es nöthig ſein zu ſagen, wie die Veröffentlichung oder vielmehr der Entſchluß dazu entſtanden iſt. Es möchte dies Pflicht ſein in einer Zeit, worin ſo viele Briefe von vertrautem Inhalt erſcheinen, die neben dem Intereſſe,

das sie gewähren, nothwendig verletzen müssen und gerechten Tadel verdienen, ohne die Wahrhaftigkeit zu beweisen.

Die Herausgabe dieser Briefe ist, wie von einem unsichtbaren Willen geleitet, entstanden. Ich bewahrte viele Jahre meine köstlichen, neidenswerthen Briefschätze, schweigend, wie ein Heiligthum, und sah sie an wie eine unerschöpfliche Quelle höhern Lebens, woraus ich lange Jahre Muth und Kraft schöpfte und die Reife empfing, deren ich fähig war, und nur auf diese Art theilhaftig werden konnte. Eigentlich bedurfte ich für meinen Geist keine weitere Nahrung, für mein Nachdenken keinen reichern Stoff, für meine Belehrung kein anderes Buch, für meine Seele kein helleres Licht. Dabei fand ich in allen Lagen den Trost und die Ermuthigung, die mir gerade nöthig waren. Höchst gütig ließ der edle Freund sich zu meiner Fassungskraft herab, so war Er mir, worüber Er auch reden mochte, immer verständlich, klar und überzeugend. Wenn wir auch in manchen Meinungen verschieden waren, so ging diese Verschiedenheit aus ganz verschiedenen Aeußerlichkeiten des Lebens hervor. Immer aber blieb der Freund meiner Seele das leitende Princip meines geistigen Lebens; ich lebte von einem Brief bis zum andern mit Ihm fort, und es bildete sich für mich, in einer mühe- und sorgenvollen Lage und bei untergrabener Gesundheit, ein reiches inneres Leben. Wenn ich mich immer mehr zurückzog, den Kreis meiner Freunde enger schloß, folgte ich nur meiner tiefsten Neigung; Vergnügen und Freude, und meine stille Verborgenheit war, ungekannt und ungeahnet von jedermann, höchst belebt und beseelt, ja beseligt, und war es allein durch diesen seelenvollen Briefwechsel, der nie wieder unterbrochen wurde, weder durch Reisen, noch

durch Krankheiten und bis in den Tod bestand. Dem mit mir übereinstimmenden Freunde war es eine besondere Befriedigung, daß ich so schweigend mein Heiligthum während eines halben Menschenalters bewahrte.

Die letzten Jahre meines Lebens gewährten mir wieder mehr Muße, so konnte ich mehr und tiefer in den Geist der Briefe, der in allen und jedem einzelnen weht, mich versenken und vertiefen, in diesen reichen, hocherleuchteten Geist, voll lauterer himmlischer Gesinnungen! Jahre habe ich mit diesen Briefen, und nur mit ihnen gelebt.

Oft vertieft in die Ideen des vollendeten Freundes und zugleich versenkt in Nachdenken über dies einzige Verhältniß und das, was dadurch für Zeit und Ewigkeit in mir gereift war, schien es mir nicht recht, daß so viel Wahres, Großes und Gutes mit mir untergehen sollte. Es war allerdings nur für mich geschrieben, für mich und meine Art zu empfinden berechnet, aber die überzeugenden Wahrheiten, so klar ausgesprochen, die sichern Wege zu innerm Glück und Ruhe so unverkennbar, so klar und milde gezeigt, daß die Erkenntniß heilsam für jedes gutgeartete Gemüth sein muß.

Und das alles sollte mit mir untergehen? mit mir zernichtet werden? —

Das war vielleicht die erste innere Aufforderung, das Segensreiche so oder anders zu erhalten!

Ich fing an Auszüge zu machen, um solche im Manuskript Freunden zu hinterlassen, und erkannte bald, wie vergänglich solche Vermächtnisse sind und wie schnell verlesen.

So stiegen nach und nach Gründe auf, so werthvolle Papiere durch den Druck zu erhalten. Ein großes Hinderniß trat mir entgegen: der Widerwille an aller Oeffentlichkeit. Was Freunden für mich hochehrend erschien, dünkte mir Entweihung. Ein zweites Hinderniß war die Forderung einer strengen Durchsicht, selbst theilweise einer gänzlichen Umschreibung der gemachten Auszüge. Schwierigkeiten aller Art entstanden. So waren, wie schon gesagt, Jahre nöthig, den Entschluß der Veröffentlichung zu reifen. Auch kann diese erst nach meinem Ableben Statt finden. Die Zeit, die das Unbedeutende bald erbleichen läßt, verklärt das Große und wird auch den hohen Werth der Gaben steigern, die ich denen hinterlasse, die sie verstehen, würdigen und gewiß mit Freuden empfangen.

Als heilige Pflicht erschien es mir nach dem gefaßten Entschluß, alle Auszüge selbst zu machen und eigenhändig zu schreiben. So sicherte ich Wahrheit und Treue auf einer Seite, indem ich auf der andern niemand verantwortlich machte. So kann ich aber nicht dafür einstehen, daß nicht Wiederholungen vorfallen. Ich bemerke dies im Vorbericht, um nicht später bei jedem einzelnen Fall daran zu erinnern. Ich bedarf gewiß Nachsicht und Verzeihung für solche Fehler, die ich begehen, ja nicht werde vermeiden können, da ich den Entschluß der Herausgabe zu spät gefaßt habe, und keine fremde Hülfe erbitten noch zulassen will. Man ist wohl so gütig, wenn bei aller Sorgfalt Wiederholungen der Art vorfallen, solche Stellen zu überschlagen. Der Verfasser ist es ja allein, der Interesse erregt und gewährt, und was Er schreibt, entschädigt reichlich, wo mich Tadel trifft.

Von meinen Briefen ist, wie ich das gewünscht und erbeten hatte, nichts erhalten; nur von einzelnen habe ich Abschrift oder Fragmente bewahrt, um Ereignisse im Gedächtniß fest zu halten, die mir selbst nicht entschwinden sollten. Dies werde ich als Zusätze nachtragen, wo es nöthig ist.

An den Freiherrn von Humboldt,
K. Pr. Staats-Minister, auf dem Kongreß in Wien.

„Nicht an Ew. Excellenz, nicht an den Königlich Preußischen Minister, — an den unvergessenen, unvergeßlichen Jugendfreund schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüth bewahrt, und gern und viel dabei verweilt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, daß Ihm einst begegnete, mit dem Er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns noch spät in Erinnerung beseligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie früh durch Geist und Namen gestellt waren, machte es mir nicht sehr schwer, von Ihnen zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten. Ich erfreute mich an allem Großen und Schönen, was ich las oder hörte, nahm meinen Antheil von dem Wahren und Guten, suchte den Sinn wie früher zu verstehen, dem Geist zu folgen, auch wenn ich ihn nicht gleich faßte. Das alles läßt sich nur durch Worte andeuten, aber nicht sagen. Nur Einmal Sie wiederzusehen, wäre es auch nur in der Ferne, war und blieb ein vergeblicher Wunsch. Durch Freunde, welche kürzlich einige Zeit in Berlin lebten, erfuhr ich ausführlicher, was ich schon wußte, daß Ew. Excellenz mit einer höchst geistreichen und

eben so edeln Dame sehr glücklich vermählt und Vater sehr liebenswürdiger Kinder sind, welche reiche Hoffnungen geben."

„Ich lege hier ein Blättchen ein, das Ihnen drei in Pyrmont verlebte Jugendtage zurückrufen wird. Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligthümern der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen wahren Lebensfreude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen *) (das ich mir zurück erbitten darf) wird Ew. Excellenz eine Bekanntschaft zurückrufen, welche die großen Bilder und Erscheinungen des Lebens längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüthe bleiben solche Eindrücke tiefer und sind unwandelbar, um so mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit sollte ich finden, Ihnen nach 26 Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben?) wie bei mir, die ersten ungekannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edlern Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwickelung des Charakters aber ist es gewiß von der höchsten Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. Auch knüpften sich, was selten ist, durchaus keine trüben oder schmerzlichen Gefühle daran, sondern sie wurden von großem Einfluß auf die Ausbildung meines Charakters und Gemüths."

„Die Gefühle wandelte die Zeit. Das tief ins Gemüth gesenkte, theure Bild erbleichte nie mehr. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erschien, lehnte sich fort und fort mein Ideal von Männerwerth und Ho-

*) Facsimile.

heit. Hier ruhete ich aus, wenn ich unter dem schweren Leben am Erliegen war, hier ermuthigte ich mich, wenn aller Muth sank, hier richtete ich mich auf im Glauben, wenn der Glaube an Menschen schwankte. Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund! (Sie verzeihen dem Herzen diese Benennung) ich bin gereift unter großem mannichfaltigem Schmerz, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht. Ew. Excellenz sind, das erkenne ich im eigenen Busen, noch derselbe, der Sie waren, wie wir uns einst begegneten. Die Höhe des Lebens, der Glanz der äußern Stellung mögen für Viele Klippen sein — hohe Naturen erlangen Reife und Vollendung, gleichviel, ob im Sonnenstrahl des Glücks oder im Schatten schwerer Verhängnisse. Der Gehalt in unserer Brust, wie die Form unsers Geistes, beides ist gewiß ohne Wandel, beides ewig."

„Wie es mir erging? was ich erlebte? das werden Sie jetzt fragen. Es ist eine lange Reihe von Jahren, von der die Rede sein muß, dennoch läßt sich viel auf ein Blatt bringen, aber das giebt kein Bild, wird Ihnen nicht genug sein. So will ich suchen, Ihnen im äußern Leben das innere in seiner Tiefe und ernsten Entwickelung zu zeigen. Ob und wie ich mich bemühen werde um Kürze, wird es doch einige Blätter füllen, die Auswahl und Zusammenstellung kann nur schmerzlich sein, wenn man sich in Gegenden umsieht, die gleichsam mit unsern Thränen benetzt sind. Wenn ich daher mich nicht so kurz fassen kann, wie es Respekt für die Person und die Zeit des mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigten Ministers gebietet, so vertrete mich bei diesem der Jugendfreund. Legen Ew. Excellenz die Blätter zurück für eine Stunde, die den Erinnerungen gehört."

„Die Zeit, bis wo wir uns kennen lernten, gehörte der ersten Jugend, und diese war harmlos im stillen, friedlichen Schatten eines gebildeten, sorgenlosen Familienlebens auf dem Lande hingeflossen. An theuern Eltern hatte ich nur Rechtschaffenheit und Güte und Beispiele vieler Tugenden gesehen. Ein mehr als ausreichendes Vermögen erlaubte ihnen in jener einfachen Zeit viele Annehmlichkeiten des Lebens, besonders auch des häuslichen Lebens; dem gemäß war auch die Erziehung ihrer Kinder; sie war vor allem, wofür ich sehr dankbar bin, in sittlicher Hinsicht sehr sorgfältig. Mein Vater, in ziemlich freier, unabhängiger Lage, indem meine Mutter dem Hause mit seltener Einsicht und Würde vorstand, ließ sich in seinen Neigungen gehen, die ihn vor allem in die Vorzeit und die Studien der Vorzeit zogen. Er lebte nur im Klassischen, war nur umgeben mit klassischen Werken. Die neue Lektüre zog ihn nicht an, ja ließ ihn unbefriedigt. Damit in Uebereinstimmung war auch sein Umgang. Aus den nicht immer gelehrten, aber immer ernsten Unterhaltungen, die ich still anhörte, nahm ich vielleicht früh, und früher als Andere den Grund meiner intellektuellen Bildung, und genoß auch früher als es gewöhnlich ist, das Glück bedeutenden Personen näher zu stehen, mit großer Güte behandelt und ihres Antheils gewürdigt zu werden. Auf diese Art wurde ich, meinen natürlichen Anlagen gemäß, früh zum Nachdenken geführt, und mehr durch Zuhören als durch Unterricht, mehr durch Nachdenken als durch Kenntnisse und Talente auf den Weg der Bildung geleitet. Die ernste Richtung, die so, schon als Kind möchte ich sagen, meine Seele nahm, schützte vor vielen jugendlichen Thorheiten und Frivolitäten, nährte aber zugleich mehr, als es wenigstens zum Glück des Lebens gut ist, den Hang zum Idea-

len. Dabei bildete sich mehr und mehr, denn es war schon sehr früh, ja schon in der Kindheit entstanden, ein hohes, beseligendes Bild von Freundschaft in mir aus, das mir das größte, einzige Erdenglück erschien. Die erste Erzählung, die mir durch öfteres Lesen genau bekannt wurde und mich begeisterte, war die allerdings wunderschöne Gesinnung und Handlungsart Jonathan's gegen den zurückstehenden David. Alle Beispiele aus alter und neuer Zeit sammelte ich — Richardson's Clarisse gab den vollen Ausschlag. Jeder Aufopferung fähig, glaubte ich nur für dies Glück geboren zu sein, und verlangte nichts Höheres. In Pyrmont war nun diese Ueberzeugung bis zur Begeisterung gesteigert, und wurde bald die tiefe und unendliche Quelle vielfacher, leidenvoller Verhängnisse und schmerzlicher Verwickelungen. Verzeihen Sie diese Einleitung, die ich nöthig glaube, um das Folgende richtig zu beurtheilen."

„Nun gehe ich über zu der schmerz- und ereignißschweren Vergangenheit, und von da zu der drückenden und zerdrückenden Gegenwart, die mir eigentlich zu diesem Schritt den Muth gegeben hat. Es wird schon leichter werden, da während des Schreibens bis hierher, nach und nach das seelenvolle Vertrauen zurückgekehrt ist, womit wir uns einst in den Pyrmonter Alleen besprachen und verstanden."

Darauf folgte eine möglichst kurz zusammengefaßte Uebersicht der hauptsächlichsten Ereignisse meines Lebens, worunter die am meisten herausgehoben und beglaubigt wurden, die mich zum Schreiben ermuthigt hatten: meine großen Verluste an den Staat. Daran knüpften sich Plane für mein Fortkommen, denen aber überall meine zerstörte Gesundheit, ein Mangel und Erschöpftsein aller Lebens-

kräfte entgegentraten. Das alles gehört nicht hierher und ist nicht erforderlich als Kommentar oder Einleitung zu den nun folgenden werthvollen Briefen, welche dadurch entstanden. Der Schluß war dann ungefähr so: „Jetzt haben Sie die Umrisse meines Lebens in dem langen Zeitraum übersehen, geben Sie der treuen, immer schweigenden Theilnahme etwas zurück! Sie kennen das Herz der Frauen und wissen besser, als ich das sagen kann, wie theuer uns alles ist, was dem einst geliebten Mann angehört und ihn beglückt. Sagen Sie mir etwas von den theuern Ihrigen, geben Sie mir etwas ab von Ihrem Glück!"

„Jetzt schließe ich die vielen Blätter ohne Furcht. Ich lege meine Angelegenheiten an Ihr Herz, da sind sie gut aufgehoben, und es geschiehet was geschehen kann. Wie sehe ich einer Antwort entgegen, die ich gewiß empfange!"

H. den 18. October
1814.

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erster Brief.

Wien, den 3. November 1814.

Ich habe heute früh Ihren Brief vom 18. October erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich Ihr Andenken gerührt und gefreut hat. Ich hatte in unserm Zusammentreffen in Pyrmont immer eine wunderbare Fügung des Schicksals erkannt, denn Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß Sie in einer flüchtigen Jugenderscheinung an mir vorüber gegangen sind. Ich dachte sehr oft an Sie, erkundigte mich auch, aber immer fruchtlos, nach Ihnen, glaubte Sie verheirathet, dachte Sie mir mit Kindern und in einem Kreise, wo Sie mich längst vergessen hätten, und bewahrte nur in mir, was mir jene Jugendtage gelassen hatten. Jetzt erfuhr ich, daß Ihr Leben viel weniger einfach gewesen ist, als ich es mir dachte. Hätten Sie mir damals geschrieben, wie Sie am meisten litten, vielleicht hätten Ihnen meine Worte wohlthun können. Glauben Sie mir, liebe Charlotte — Sie werden mir diese vertrauliche Benennung nicht übel deuten, da ja nur Sie und ich unsere Briefe lesen —, der Mensch traut nie dem Menschen genug. So erfahre ich erst jetzt, erst durch Sie, daß ich damals einen tiefern Eindruck auf Sie machte, als ich mir je eingebildet hätte. Die Zeilen, die man nach so langer Zeit von sich selbst wieder sieht, sprechen einen wie aus einer andern Welt an.*) Ich habe das Glück, denn es ist

*) Bezieht sich auf das eingelegte Blättchen von 1788. (Siehe das Facsimile.)

wirklich nur ein Glück, daß ich mich keiner Empfindung ſchämen darf, die ich in jener Jugend hegte, und glauben Sie es mir, ich bin noch jetzt gleich einfach wie damals. Jedes Wort Ihres Briefes hat mich auf das Tiefſte ergriffen, ich verſetze mich ganz in Ihre Lage, und ich danke Ihnen recht aus innigem Herzen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren und daß Sie mich werth hielten, ſich mir, wie Sie es thun, zu erſchließen. Schreiben Sie mir denn, wenn Sie es der Mühe werth halten es ferner zu thun, ohne Umſchweife und mit dem Vertrauen, auf das ich vielleicht ein Recht erlangt hätte, wenn ich Sie wieder geſehen hätte. Sehr Unrecht haben Sie, wenn Sie ſagen, daß gewiſſe Eindrücke im weiblichen Gemüth tiefer und länger haften. Ich könnte Ihnen das Gegentheil aus Ihrem eignen Briefe beweiſen. Geſtehen Sie immer, es ſoll kein Vorwurf ſein — 26 Jahre liegen hinter unſerer kurzen Bekanntſchaft, und wir ſehen uns Beide vermuthlich nie wieder —, daß ich ziemlich aus Ihrem Gedächtniß verſchwunden bin, wie ich Sie verließ. Sie haben ſich wenigſtens nicht an mein Verſprechen erinnert, Sie wieder zu beſuchen, das nicht gehalten zu haben mich oft ſehr ernſtlich geſchmerzt hat. Ich könnte die Bank in der Allee noch bezeichnen, wo ich es machte; ich war im Begriff, zu Ihnen zu kommen, aber eine jugendliche Pedanterie, in der ich es unmöglich hielt, eine Woche ſpäter nach Göttingen zurückzukehren, hielt mich davon ab. Es iſt mir ein ſicherer Beweis, daß wir einander im Leben nicht nahe kommen ſollten, und das Einzige, was mir innig leid thut, iſt, daß ich nicht beſtimmt war, irgend dauernde Freude in Ihr Leben zu bringen. Trübe oder ſchmerzliche Empfindungen konnten ſich (davon ſein Sie ſicher überzeugt) an den Umgang mit mir nicht knüpfen. Es trifft mich kein Vorwurf der Art. Ihr Schickſal hat mich ſo ergriffen, wie

Sie es nach diesem Geständniß sich denken können. Ich habe es auch auf mannichfaltige Weise heut überlegt. Ich bitte Sie aber, überlassen Sie sich für den Augenblick mir, folgen Sie blindlings meinem Rath und glauben Sie dem, der mehr Welterfahrenheit hat als Sie, und eben so wie Sie weiß, was ein Gemüth in Ihrer Lage bedarf. Setzen Sie aber dabei alle kleinlichen Rücksichten bei Seite, sein Sie wirklich vertrauend, sein Sie gut gegen mich, und erzeigen Sie mir den größesten Gefallen, den Sie mir erzeigen können. Was Sie in Ihrer jetzigen Lage brauchen, Ihre Gesundheit und Ihr Herz, ist Ruhe. Die ängstliche Sorge, die große Anstrengung für Ihre Erhaltung, untergräbt beides. Sie waren, ich erinnere mich dessen noch sehr gut, gesund und stark, Sie waren es, so scheint es, später wieder geworden. Bleiben Sie ein Jahr nur ruhig und pflegen Ihre Gesundheit, so wird sie wiederkehren, trotz der Stürme, die Sie bestanden haben. Dies ist zugleich der beste Rath für Ihre übrigen Pläne. Glauben Sie mir, wer in dem Augenblick suchen muß, wo er braucht, findet schwer. Wenn man hingegen nur eine Zeit lang sorglos leben kann, finden sich die Lagen von selbst. Welcher Ihrer Pläne ausführbar sein kann, muß die Zeit erst lehren, ebenfalls was ich befördern kann. Ich halte es für Pflicht, Ihnen darüber ganz offen zu reden. O! Sie hätten sehr Unrecht, es mir übel zu deuten. Die Briefe des Herzogs sind sehr gut und machen ihm Ehre, aber er kann, wie Sie aus den Briefen Ihrer Freunde sehen, vorerst nicht helfen.*) Diese Dinge müssen Sie also wenigstens der Zeit und dem Schicksal überlassen. Erlauben Sie mir das Verdienst, Ihnen diese Zeit zu verschaffen, gönnen Sie mir die Beruhigung zu

*) Darüber geben die folgenden Briefe Erklärung.

wiſſen, daß Ihnen jetzt ein Jahr ungetrübt von kleinen äußeren Sorgen verſtrichen iſt. Ja, liebe Charlotte, ich bitte Sie inſtändig darum; verſchmähen Sie mein Anerbieten nicht. Es wäre innerlich die falſcheſte Delikateſſe von der Welt, und Sie können ſicher ſein, daß niemand je als ich und Sie darum wiſſen wird. Ich bin nicht reich, aber ich weiß ſehr gut, was ich thue, und ich ſehe aus Ihrem ganzen Brief und allen ſeinen Beilagen, daß Sie, was meinen Gefallen an Ihrem Leben und meine wahre Achtung für Sie vermehrt, ſich an eine große Einfachheit von Bedürfniſſen gewöhnt haben. Ich lege Ihnen hier eine Anweiſung ein. Ich begreife, daß dies nur für Monate ſein kann. Aber folgen Sie mir, ſchreiben Sie mir recht vertraulich, recht ordentlich, was Sie, eine Badekur eingerechnet, brauchen. Glauben Sie mir, daß ich nie mehr thue, als ich kann, geben Sie es mir zurück, wenn Ihre Lage und Ihr Schickſal ſich ändert, aber begreifen Sie nur recht meinen Plan, der ganz einfach der iſt, daß Sie ein Jahr vor ſich haben, für das Sie nicht zu ſorgen brauchen, und in dem Sie mit Freiheit und ohne Aengſtlichkeit künftige Pläne bilden können. Ich fühle recht gut dasjenige, dem ich mich nach der Schilderung, die Sie mir von ſich ſelbſt machen, ausſetze. Sie können alles ausſchlagen, Sie können Anmaßung in mir finden, mir Vorwürfe machen. Ich muß aber doch auf meinem Vorſchlag beharren, er iſt der einzige Ihrer Lage angemeſſene. Glauben Sie ja nicht, liebe Charlotte, daß ich irgend etwas Ungeziemendes darin finde, ſelbſt mit ſeiner Arbeit Verdienſt zu ſuchen. Sie ſollen ja auch nachher ganz frei ſein. Nur bis Ihre Geſundheit wieder hergeſtellt iſt, folgen Sie. Jetzt iſt jede Arbeit Ihnen verderblich. Wenden Sie ſich aber an Andere, ſo glauben

Sie mir, niemand antwortet Ihnen so anspruchlos, so uneigennützig; Andere glauben Ihnen einen Gefallen zu thun; mir erzeigen Sie einen. — Jetzt breche ich davon ab, und rede Ihnen von mir, weil Sie es wollen. Ich bin, wie man Ihnen gesagt hat, verheirathet, ich heirathete drei Jahre, nachdem ich Sie sah, und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heirathete bloß und nur aus innerer Neigung, und es ist vielleicht nie ein Mann in seiner Verbindung so glücklich gewesen. Nur seit den letzten zwei Jahren habe ich das Unglück, daß meine Frau kränkelt, und mich meine Geschäfte oft von ihr fern gehalten haben, wie es noch jetzt der Fall ist. Da Sie, wie Sie mir sagen, manchmal von mir hörten, so werden Sie wissen, daß ich einige Jahre hindurch Gesandter in Rom war. Ich nahm die Stelle nur des Landes wegen an, und hätte es, ohne die unglücklichen Ereignisse, nie verlassen. In diesen wurde es aber gewissermaßen zur Pflicht, zu dienen, und so bin ich nach und nach in verwickelte Verhältnisse gestoßen worden. Sie sind aber meiner Neigung wenig angemessen, und mir würde ein stilleres und einfacheres Leben mehr zusagen. Den Krieg hindurch war ich im Hauptquartier, dann in England, von da ging ich nach der Schweiz, meine Frau zu besuchen, die dort hingereist war. Jetzt bin ich hier auf dem Kongreß und sie ist auf ihren Gütern, von denen sie nach Berlin gehen wird. Nach dem Kongreß besuche ich sie dort, und gehe als Gesandter nach Paris, wohin sie mir später folgen wird. Mein ältester Sohn ist schon Offizier, ging mit 16 Jahr ins Feld, wurde verwundet, ist aber glücklich geheilt, und nun wohlbehalten zurückgekommen. Außer ihm habe ich drei Mädchen und einen kleinen Jungen. Die beiden jüngsten der Mädchen sind eigentlich in Italien groß geworden und konn-

ten keine Silbe deutſch, wie ſie, die älteſte im 10. Jahre, nach Wien kamen. Ich wünſchte, Sie ſähen ſie. Es ſind

unendlich

Der kleine Junge iſt erſt

das

Rom zu

eine

zurück.

Zweiter Brief.

Wien, den 18. December 1814.

Ihr Brief, liebe Charlotte, hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie legen zu viel Werth auf das, was so natürlich war und nicht anders sein konnte. Ihr Andenken hat sich nie bei mir verloren, noch verlieren können, allein es fiel mir nicht ein zu glauben, daß ich je wieder von Ihnen hören würde, noch weniger, daß Sie meiner auch nur irgend gedächten. Auf Einmal rufen Sie mir mit Güte und mit dem ungezwungenen Geständniß, daß Sie, ohne die Umstände, die uns trennten, vielleicht mehr empfunden hätten, die Bilder der Vergangenheit und Jugend zurück. In der Rührung und in der Freude, die das in mir weckte, habe ich Ihnen geantwortet und werde ich Ihnen immer antworten. Erheben Sie mich also nicht deshalb, aber bleiben Sie mir gut, erhalten Sie mir Ihr Vertrauen; schreiben Sie mir so herzlich, so vertrauend, als jetzt, lassen Sie sich ganz mit mir gehen, wie ich mit Ihnen, und glauben Sie nicht, daß mir Ihre Briefe je zu häufig kommen, je zu weitläufig sein könnten. Es giebt nichts Beglückenderes für einen Mann, als die unbedingte Ergebenheit eines weiblichen Gemüths. Ich bin weit entfernt, den mindesten Anspruch an Sie zu machen. Ich kann kein Recht dazu besitzen. Sie können nur ein schwankendes Bild von mir in der Seele tragen. Ich muß jetzt, von Geschäften, Sorgen, Zerstreuungen zerrissen, Verzicht darauf thun, Ihnen irgend etwas sein zu können. Aber

Sie können mir, wenn Sie fortfahren mir zu schreiben, wie Sie thun, mir von Ihrem äußern und innern Leben zu mit mir ohne Rückhalt so vertraulich umzu-
erſten für mich ent-
mit und

habe nur
.ı ſchreiben, geben Sie rn Sie
mir. Sie finden vielleicht in dieſer Bitte mehr Frei-
müthigkeit, als ich haben ſollte. Aber ich leugne es nicht, daß ich eigennützig mit Ihnen bin, und Sie haben eine zu gute Meinung von mir, die ich gern zur Wahrheit herunter ſtimme.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, ob Sie vorerſt in Göttingen oder Braunſchweig leben ſollen, und wollen nichts ohne meinen Willen thun. Damit berühren Sie eine ſonderbare Seite in mir. Ich habe es ſehr gern, wenn man meiner Beſtimmung folgt. Ich will alſo, daß Sie nach Göttingen gehen ſollen, und nicht blos aus Gefälligkeit für Sie, weil Sie es vorziehen, ſondern weil es mir lieber iſt.

Dies kann nur in einem Stammbuchsblättchen geweſen ſein.

Sie werden dies sehr sonderbar finden, und nicht errathen, was mich bestimmen mag. Auch kann ich es Ihnen kaum recht erklären; allein es ist doch nun so, wäre es auch nur, weil ich Sie von Göttingen aus sah, wie ich in Braunschweig war, Sie nicht kannte, und in Göttingen sehr oft an Sie dachte. Ueberhaupt liebe ich Göttingen, weil ich da in einer Zeit einsam lebte, in der die Einsamkeit bildend ist. Grüßen Sie in meiner Seele den Wall, und schreiben Sie mir, wenn Sie da sind, auch von den Menschen dort.

Nun leben Sie wohl, theure Frau, und werden mir nicht wieder fremd. Es ist ein wunderbares Verhältniß unter uns. Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und schwerlich wieder sehen werden! Aber es giebt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständniß zu sein, daß Ihr Bild von damals her, mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit, und selbst eines schöneren und einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig in mir zusammenhängt. Ich habe überdies eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was sie gewährt ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend. Mit diesen unwandelbaren Gesinnungen Ihr H.

›in,

:m

zu
bei

eben; ich bin ›er .meiner Frau.
Sie wohl und antworten mir gleich. H.

Vierter Brief.

Burgörner, April 1822.

Ich laſſe meinem kurzen Briefe, den ich Ihnen, liebe Charlotte, vor ein paar Tagen ſchrieb, einen zweiten folgen. Einmal, weil ich ſehr mich nach Zeilen von Ihrer Hand ſehne und es mir leid thut, daß ich ſo lange ſchwieg; dann auch, um noch einen andern Weg einzuſchlagen, damit mein Brief ſicher in Ihre Hände komme. Ich weiß Ihre Adreſſe nicht genau, ja ich weiß nicht einmal, ob Sie noch in *** ſind. Das aber darf ich mit Zuverſicht hoffen, daß Sie mich nicht vergeſſen haben. Ich vergeſſe Sie nie. Ihr H.

Fünfter Brief.

Burgörner, den 3. Mai 1822.

Ich habe Ihre beiden lieben Briefe vom 24. und 26. April empfangen, und sage Ihnen, liebste Charlotte, auf der Stelle meinen herzlichsten Dank. Sie haben mich recht sehr dadurch erfreut und ganz meinen Erwartungen entsprochen. Nie könnte ich irre an Ihnen werden oder den Glauben an die Ausdauer und die Treue Ihrer Gesinnungen und Empfindungen verlieren. Das sagte ich Ihnen schon neulich, und es ist nur natürlich. Wenn uns jemand eine so lange Reihe von Jahren, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens empfangen zu haben, die tiefen Empfindungen eines edeln und zarten Gemüths bewahrte, so wäre es wahrer und hoher Undank, daran ferner zu zweifeln. Es ist gewiß ein seltenes Glück für einen Mann, daß ihm ein weibliches Gemüth die ersten Empfindungen der jugendlichen Brust heilig und vertrauungsvoll bewahrt, und ich bin mir bewußt, daß ich dies Glück, so wie es ist, würdige und schätze. Aber ich sage ohne Stolz, der mir wahrlich nicht eigen ist, allein auch ohne eine kindische Bescheidenheit, es kann auch Ihnen durch mich vieles kommen, was Ihr Leben bereichert, erheitert und verschönert. Wenn das Schicksal so etwas für zwei Menschen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinwelken lassen, sondern erhalten und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältnissen, da auf diese Harmonie allein alle Zartheit der Gefühle und alle Ruhe der Seele gegründet sein kann. Weil

nun kein persönlicher Umgang unter uns stattfinden kann, so wollen wir einen brieflichen beginnen und feststellen. Ich schreibe zwar nicht gern und klage mich zum voraus an, Sie werden sehr oft Nachsicht, Geduld und Großmuth zu üben haben, aber ich lese sehr gern Briefe, besonders die Ihrigen, nicht nur, weil ich gern lese was Sie schreiben, sondern noch mehr, weil mich Ihr äußeres und noch mehr Ihr inneres Leben in der innersten Theilnahme interessirt. Sollte ich also einmal seltener schreiben, so lassen Sie sich das nicht hindern. Schreiben Sie mir immer den 15., so habe ich immer einen Tag, auf den ich mich freue. Wenn Sie mir in der Zwischenzeit schreiben, so ist das eine liebe Zugabe, die ich stets mit Dank empfangen werde.

Ihr Gartenleben und schon die Wahl desselben hat etwas, das mir ungemein gefällt. Es spricht Ihre Neigungen charakteristisch aus und vereint Einsamkeit und Annehmlichkeit. Die erste paßt zu Ihrem Charakter, Ihren Empfindungen und Ihrer Lage; die letzte erheitert und verschönert Ihr Leben. Es ist mir daher am liebsten, Sie so zu denken, zu denken, daß Sie nur selten in die Stadt kommen. Besuche, das fühle ich, können Sie nicht vermeiden, und es ist auch gut in einigen Verbindungen zu bleiben, besonders da Sie mir sagen, daß diese Verbindungen meist bewährte alte Freunde sind.

Daß Sie am liebsten in *** leben, wo Ihre Jugend, wenn auch nicht immer schmerzlose, doch auch frohe und heitere Erinnerungen zurückließ, begreife ich ganz. Auch ist die Gegend schön, und eine größere Stadt bietet, wie Sie sehr richtig bemerken, vor allen anderen, Freiheit zu leben, wie es die Neigungen fordern, und daneben, ohne großen Aufwand, manche Genüsse, welche in kleinen Städten versagt sind. Ich billige also ganz Ihren Entschluß, dort fer-

ner zu wohnen. Sorgen Sie aber vor allem in Ihrer ländlichen Wohnung für Ihre Gesundheit. Zu wenig sagen Sie mir darüber, und doch sind Ihre Ruhe, Ihre Gesundheit, Ihr Glück das, worauf es mir ankommt. In selbstsüchtigen Wünschen und Absichten habe ich mich Ihnen nicht wieder genähert, wenn ich auch einen Wunsch hege, den ich Ihnen nächstens aussprechen werde.

Ich schließe jetzt, ich bin seit 14 Tagen gar nicht wohl, leide zwar nur an einem katarrhalischen Fieber, da ich aber in Jahren nicht krank war, ist es mir lästig. Mit den herzlichsten, unwandelbarsten Gesinnungen der Ihrige.

H.

Sechster Brief.

Burgörner, Ende Mai 1822.

Ich sage Ihnen heute zuerst, liebe Charlotte, daß ich wieder vollkommen wohl bin, damit Sie sich nicht beunruhigen.

Es geht sehr eigen mit unserm Briefwechsel. Er fing so an, daß Sie selten Briefe von mir zu bekommen glaubten, und jetzt muß ich mich über Ihr Stillschweigen beklagen. Sie hatten mir in Ihrem letzten Briefe versprochen, mir unmittelbar nach dem 15. jedes Monats zu schreiben, das müssen Sie aber nicht gethan haben, da sonst Ihr Brief längst in meinen Händen sein müßte, und ich habe weder am vorigen Posttage noch heute das Geringste bekommen. Es beunruhigt mich, da Sie krank sein können, ich suche alles auf, was Sie verhindert haben könnte. Wie dem sei, so drängt es mich, Ihnen zu sagen, daß ich sehr nach einem Briefe verlange, und die, welche ich habe, oft wieder durchgelesen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir so wunderbar erhaltenen Gesinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühl, sich geschmeichelt und gehuldigt zu sehen, zuschreiben, wenn man sich durch die Bewahrung dieser Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausspruch, und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat jemand je sich selbst so unparteiisch beurtheilt und so wenig schonend behandelt, schwerlich je einer so kalt und

richtig erkannt, was an den Lobsprüchen Anderer abzuschneiden und an dem worüber sie schweigen zu tadeln war. Und einem gewissen Mißtrauen in meine Kräfte und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich sogar die vorzüglichsten der Erfolge, die ich in Privat- und öffentlichen Verhältnissen gehabt habe. Allein ich gestehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Werth darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüth Eindruck zu machen fähig ist. Ich würde nicht so thöricht sein mir einzubilden, daß sie mir noch jetzt eigen sein könnte. Wenn man nun aber auf eine so wahre, natürliche, so eingreifende Weise, als sich in Ihren Briefen ausspricht, überzeugt wird, daß man jenen Ausdruck tief und dauernd erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindung süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseins, und das des edeln tiefen Gemüths, welches diese Empfindungen zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand. Darum freut mich die Erneuerung unsers Briefwechsels unendlich, und ich schmeichle mir, daß sie auch Ihnen wohlthätig sein wird; mir könnte sie nie anders sein. Ihr Bild ist mir ein ganzes Leben hindurch geblieben, in allen, auch den wechselvollsten Verhältnissen, stand es mir freundlich und licht, wie ich Ihnen neulich schrieb, vor. Ich glaubte nie wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Die Zeit, wie Sie sich mir wieder naheten, trat grade in die beengteste meines Lebens. Diese ist vorüber, und so mahnte es mich schon lange Ihnen zu schreiben. Da wir uns nach so langer Zeit nur durch einzelne Briefe nahe gewesen sind, so kann es nicht fehlen, daß wir in manchen Ideen abweichend denken müssen, über die wir uns bei ruhigem und stillem Ideen-Umtausch leicht verständigen werden.

Sie erinnern mich daran, liebe Charlotte, welchen Schatz ein weibliches Herz bewahrt, und fordern mich auf, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Glauben Sie gewiß, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen in Sie, in Ihre Wahrheit, Ihre Treue und die Zartheit Ihrer Empfindungen setze, wie würde ich Ihnen sonst selbst so offen und wahr schreiben. Vertrauen Sie aber auch mir fest. Seien Sie sicher, daß das, was Sie mir vertrauungsvoll sagen, bei mir wie im Grabe ruht und verschlossen ist. Glauben Sie auch fest, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine, immer meinte und immer meinen werde; vertrauen Sie mir auch dann, wenn Sie mich nicht gleich verstehen. Ueberlassen Sie mir die Sorgfalt für die Erhaltung unsers gegenseitigen Verhältnisses, für die Entfernung jedes störenden Einflusses. Ich will niemanden, aber am wenigsten Ihnen, auch nur eine meiner Meinungen aufdringen. Ich habe die unzerstörbare Ueberzeugung, daß Sie nie, weder mich, noch irgend eine Idee von mir zu verkennen im Stande sind, ja, ich weiß, und Sie haben es mir recht schmeichelnd wiederholt, daß Sie immer gern und mit Freuden sich von mir, wie Sie gütig sich ausdrücken, „berichtigen" lassen.

Es ist mir lieb, daß Sie niemanden sagen, daß Sie Briefe von mir empfangen. Es geht niemanden was an, daß wir einander schreiben; was heilig in sich ist, muß man nicht gemein machen.

Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie fest auf die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen. Ihr H.

richtig erkannt, was an den Lobsprüchen Anderer abzuschneiden und an dem, worüber sie schweigen zu tadeln war. Und einem gewissen Mißtrauen in meine Kräfte und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich sogar die vorzüglichsten der Erfolge, die ich in Privat- und öffentlichen Verhältnissen gehabt habe. Allein ich gestehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Werth darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüth Eindruck zu machen fähig ist. Ich würde nicht so thöricht sein mir einzubilden, daß sie mir noch jetzt eigen sein könnte. Wenn man nun aber auf eine so wahre, natürliche, so eingreifende Weise, als sich in Ihren Briefen ausspricht, überzeugt wird, daß man jenen Ausdruck tief und dauernd erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindung süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseins, und das des edeln tiefen Gemüths, welches diese Empfindungen zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand. Darum freut mich die Erneuerung unsers Briefwechsels unendlich, und ich schmeichle mir, daß sie auch Ihnen wohlthätig sein wird; mir könnte sie nie anders sein. Ihr Bild ist mir ein ganzes Leben hindurch geblieben, in allen, auch den wechselvollsten Verhältnissen, stand es mir freundlich und licht, wie ich Ihnen neulich schrieb, vor. Ich glaubte nie wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Die Zeit, wie Sie sich mir wieder naheten, trat grade in die beengteste meines Lebens. Diese ist vorüber, und so mahnte es mich schon lange Ihnen zu schreiben. Da wir uns nach so langer Zeit nur durch einzelne Briefe nahe gewesen sind, so kann es nicht fehlen, daß wir in manchen Ideen abweichend denken müssen, über die wir uns bei ruhigem und stillem Ideen-Umtausch leicht verständigen werden.

Sie erinnern mich daran, liebe Charlotte, welchen Schatz ein weibliches Herz bewahrt, und fordern mich auf, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Glauben Sie gewiß, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen in Sie, in Ihre Wahrheit, Ihre Treue und die Zartheit Ihrer Empfindungen setze, wie würde ich Ihnen sonst selbst so offen und wahr schreiben. Vertrauen Sie aber auch mir fest. Seien Sie sicher, daß das, was Sie mir vertrauungsvoll sagen, bei mir wie im Grabe ruht und verschlossen ist. Glauben Sie auch fest, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine, immer meinte und immer meinen werde; vertrauen Sie mir auch dann, wenn Sie mich nicht gleich verstehen. Ueberlassen Sie mir die Sorgfalt für die Erhaltung unsers gegenseitigen Verhältnisses, für die Entfernung jedes störenden Einflusses. Ich will niemanden, aber am wenigsten Ihnen, auch nur eine meiner Meinungen aufdringen. Ich habe die unzerstörbare Ueberzeugung, daß Sie nie, weder mich, noch irgend eine Idee von mir zu verkennen im Stande sind, ja, ich weiß, und Sie haben es mir recht schmeichelnd wiederholt, daß Sie immer gern und mit Freuden sich von mir, wie Sie gütig sich ausdrücken, „berichtigen" lassen.

Es ist mir lieb, daß Sie niemanden sagen, daß Sie Briefe von mir empfangen. Es geht niemanden was an, daß wir einander schreiben; was heilig in sich ist, muß man nicht gemein machen.

Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie fest auf die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen. Ihr H.

Siebenter Brief.

Burgörner, 1822.

Ich will Ihnen, beste Charlotte, heute einen Wunsch, eine Bitte aussprechen, durch deren Erfüllung Sie mir große Freude machen werden, die ich gewiß recht dankbar empfange. Ihre Lebensgeschichte, besonders auch die Entwickelung und seltene Ausbildung Ihres innern Lebens, möchte ich gern im Zusammenhange übersehen und genau kennen. Dieser Wunsch ist schon durch Ihre früheren Briefe in mir erregt und entstanden und durch die jetzigen vermehrt. Schwer kann es Ihnen nicht werden, Sie haben sich eine große Fertigkeit im Schreiben erworben. Sie schreiben leicht, gewandt, geläufig, natürlich und ausgezeichnet gut. Die Sprache steht Ihnen ganz ungewöhnlich zu Gebote. Ich sage Ihnen da keine Schmeichelei, es ist die Wahrheit, die ich mit Ueberzeugung ausspreche und die sich in jedem Ihrer Briefe darlegt.

Wollen Sie in meine Wünsche eingehen, so thun Sie es auf folgende Weise: Fangen Sie mit Ihrem Geburtstag und Jahr an, in chronologischer Folge und in der größten Ausführlichkeit. Schreiben Sie aus dem Gedächtniß, auf was Sie sich besinnen, nicht aus der Phantasie. Gehen Sie zurück in Ihre Kindheit und Jugend, zurück auf Ihre Eltern und Großeltern, auf Ihre Vorfahren, wenn Sie davon Nachricht haben. Lieb wäre es mir, wenn Sie in dritter Person redeten. Geben Sie den Orten und Menschen, wenn Sie dahin kommen, auch mir, andere Namen, nur

den Namen Charlotte behalten Sie. Ich habe das mit Goethe gemein, daß ich eine besondere Vorliebe für Ihren Namen habe. Aber reden Sie über sich vor allem wie über eine Dritte, loben und tadeln Sie sich, wo Sie ein Anderer loben und tadeln würde.

Was ich besorge, ist, daß Sie von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen werden, da ich ja schon weiß, daß Sie viel gelitten haben. Allein vorerst sind Sie davon noch fern. Kindheit und Jugend sind meist heiter und froh, und waren es gewiß auch bei Ihnen, und die Schilderung beider werde ich von Ihnen mit Freude empfangen. Sie schreiben nur für mich, und kein anderes Auge, als das meinige, ruht auf dem, was Sie für mich schreiben. Ich sehe Ihrem Entschluß und Ihrer Antwort mit Verlangen entgegen. Leben Sie herzlich wohl! Ihr H.

Achter Brief.

Burgörner, 1822.

Meine beiden Briefe werden Sie, liebe Charlotte, empfangen haben, ob ſie gleich noch unbeantwortet ſind. Beide hatten die Abſicht, Sie über Ihre Bedenklichkeiten zu beruhigen. Ich hoffe, das iſt mir gelungen, und ich wiederhole Ihnen heute zuerſt, was Ihnen mein letzter Brief ſagte, daß alles, was Sie mir aus Ihrem Leben und Ihrer Vergangenheit mittheilen, ganz durch Ihre Empfindungen beſtimmt werden muß. Es ſoll ein Zurückgehen in die Vergangenheit ſein, mit dem, der den innigſten Theil an Ihnen nimmt, aber kein Aufreißen ſchmerzlich vernarbter Wunden, das mußte ich Ihnen zuerſt ſagen.

Recht herzlich danke ich Ihnen für die mir als Probe überſandten wenigen Bogen. Die Erzählung beginnt ſo ganz zu meiner Zufriedenheit, nur wünſchte ich doch hier und da noch mehr Ausführlichkeit. Laſſen Sie ſich ja keine Furcht angehen, daß Sie zu weitläufig werden könnten, und denken Sie nicht wie langſam Sie verweilen. Wir leben Beide noch ſehr lange, wenn gleich Sie länger. (!!) Grade die Schilderungen Ihres väterlichen Hauſes, beſtes Kind! haben ein großes Intereſſe für mich, und Sie haben wieder völlig wahr gemacht, was ich Ihnen immer ſagte, daß Sie ſehr gut ſchreiben, ſehr wahr, hübſch und natürlich erzählen. Fahren Sie nur eben ſo fort, und wenn es Ihnen manchmal beſchwerlich wird oder Ihnen Zeit raubt,

ſo denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen. Es verlängert und erweitert gewiſſermaßen das Leben, wenn man ſo individuelle Schilderungen einer Zeit vor ſich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältniſſen erlebte, und es giebt doch in der Welt nichts Intereſſanteres für den Menſchen, als wieder der Menſch. Man kann eigentlich nie genug ſehen und nie genug hören. Es entſtehen ſelbſt durch jedes neue Geſicht, möchte ich ſagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar beſtimmte, ins Detail gehende Schilderungen, ſo ſind es nun Figuren, die ſich vor der Seele bewegen, und mit denen man eben ſo lebt, wie in der Wirklichkeit. Dieſer Hang ſich eigentlich an Menſchengeſtalten zu ergötzen, in ihnen, wie unter Anweſenden zu leben, verträgt ſich doch ſehr gut mit dem entſchiedenſten Hange zur Einſamkeit. Sobald man mit Menſchen umgehen muß, oder noch mehr, ſobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man ſich ſelbſt zu ſehr in Thätigkeit, will ſich auch wohl ſelbſt geltend machen, und wird von blos reiner Beſchauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einſamkeit unter Menſchen, was man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, ſo gehen ſie mehr wie Figuren der Beſchauung vor einem vorüber, man richtet ſeine Aufmerkſamkeit ganz auf ſie und nicht auf ſich ſelbſt. Wie man auf ſie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem ſehr gleichgültig, wenn man ſie nur in ihrer eigentlichen Natur ſieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einſamkeit zurück, ſo hat man viele Bilder um ſich, und wenn man zu innerer Geiſtesbeſchäftigung geneigt iſt und aufgelegt, ſo entſtehen aus den wirklichen Menſchen idealiſche in der Phantaſie, denen die wirklichen nur in den äußern Umriſſen zum Grunde liegen. Alle moraliſchen Fra-

Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Daſein und Zukunft gewinnen ein reicheres Intereſſe, erlauben mannichfaltigere Anwendungen, wenn man ſie gleichſam an ſo vielen Menſchengeſtalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch ſelbſt unbedeutenden Menſchen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erſcheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer, wenn er in ſich gut iſt, verborgen. Man darf ſich nur gewöhnen, die Menſchen ſo zu ſtudiren, und man kommt unvermerkt aus einem anſcheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Anſicht der Menſchheit überhaupt. Es iſt ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, dieſe Anſicht überall, und da er nur frei ſchaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr ſie mitten aus einander gereiheten, oft zufällig ſcheinenden Begebenheiten hervortreten zu laſſen. Die Geſchichte hat etwas Aehnliches. Das menſchliche Weſen tritt auch ſchon reiner und größer in ihr hervor, als in den tauſendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen intereſſanten Charakter mehr im Bilde zu beſitzen, iſt ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem Einzelnen verbinden ſich nun bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entſchiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantiſche für ihre Töchter. Das war ſchon in mir, ehe ich Sie geſehen hatte, und nachher hat es eben durch Sie unendlich in mir zugenommen, obgleich Sie die Einzige geblieben ſind, die dieſen Eindruck auf mich gemacht hat. Einen großen Theil alles Guten im deutſchen Charakter habe ich aus den Landprediger-Töchtern abgeleitet: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung; die Einfachheit bei hoher Bildung; die Entfernung alles vornehmen unangenehmen Tons, bei allen Eigenſchaften, die man in vornehmen Zirkeln gern hat. Ich habe davon oft ge-

ſprochen und dann bei mir lachen müſſen, daß ich das alles im Grunde von ihnen herleitete, da ich nie eine andere Prediger-Tochter auch nur irgend näher gekannt hatte. Aber ich hatte, wie ich Ihnen ſage, ein Vorgefühl davon, denn ſchon zu Ihnen hat mich dieſe Neigung, wie wir uns ſahen, ſchnell hingezogen. Nun waren Sie mir, ein halbgeſehenes Bild, entſchwunden, und gehörten alſo ganz der Phantaſie an. Daher hat nun auch alles, was Sie mir von Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend, Ihrem elterlichen Hauſe ſagen, ein beſonderes Intereſſe für mich. Ich prüfe dann, ob ich richtig oder falſch ahnete, und befinde mich in der Welt, in die mich meine jugendliche Phantaſie verſetzt hatte. Es iſt mir jetzt doppelt leid, daß ich Ihren Vater und Sie nicht in demſelben Herbſte, wo ich Sie zuerſt ſah, beſuchte. Ich war in Düſſeldorf bei Jacobi und wollte von dort zu Ihnen, aber Jacobi hielt mich länger auf, und nun eilte ich nach Göttingen zurück. Man hat in der Jugend oft eine einfältige Pflichtmäßigkeit. Um ein Paar Kollegienſtunden nicht zu verſäumen, verſäumte ich etwas, was ſich nie nachholen läßt, mir ein lebendiges Bild von Ihnen in jener Zeit, Ihrem Elternhauſe, Ihrem ganzen Leben zu verſchaffen.

Ich ſagte im Anfange, daß Sie nicht ausführlich genug geweſen wären, darüber werden Sie lachen, da Sie ſchon alles menſchenmögliche Maß überſchritten zu haben glauben. Aber es iſt doch ſo. Ich meine nämlich, daß Ihre Schilderungen noch umſtändlicher ſein, noch mehr Züge deſſen, wie es um Sie her war, enthalten ſollten. Die Frage, die ich herſetzen will, müſſen Sie mir noch in einem Ihrer nächſten Briefe auf einem beſondern Blatte pünktlich und genau beantworten: Wie Ihre Mutter ausſah? Das läßt ſich doch beſchreiben. Sie haben es aber gar nicht

gethan. Von allen Perſonen, die oft und viel in Ihrer Erzählung vorkommen, müſſen Sie das immer thun. Was Sie ſich alſo von den Geſichtszügen und dem Körperbau Ihrer Mutter erinnern, ſchreiben Sie ja ganz genau. Dann haben Sie mir zwar das Innere Ihres elterlichen Hauſes beſchrieben, aber nicht beſtimmt genug. Ob die Lage des Hauſes, des Orts, die Umgebungen gegen Gärten, gegen Nachbarhäuſer, ob die Gegend anmuthig war, ob Sie aus den Fenſtern ins Grüne, ob weit ins Ferne ſahen, von dem allen ſteht kein Wort in Ihrer Erzählung, und das ſind ſo ganz weſentliche Umſtände, das holen Sie ja nach und machen Sie die Schilderung ſo, daß ich mir ein beſtimmtes Bild davon entwerfen kann. Dieſen Wunſch müſſen Sie mir befriedigen, ſonſt ſchwankt alles in der Phantaſie, und ſelbſt die Gedanken und Empfindungen verlieren dadurch in ihrem Gehalte.

Sie werden mich recht läſtig mit meinen Bitten finden, aber Sie haben ſich einmal darauf eingelaſſen, ſie zu erfüllen.

Ich bin allein hier und nicht auf lange Zeit. Richten Sie aber doch Ihren nächſten Brief hierher; vermuthlich findet er mich noch hier, und iſt das nicht, ſo geht er von hier von ſelbſt nach Berlin, wohin ich zurückkehre. Sie erinnern ſich wohl — Burgörner bei Hettſtädt. Leben Sie herzlich wohl, liebſte Charlotte, mit immer unveränderlichen Geſinnungen Ihr H.

Neunter Brief.

Tegel, den 10. Juli 1822.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Sie bitte, Ihre Briefe, wenn die meinigen diese Ueberschrift tragen, immer nach Berlin zu adressiren, sie kommen mir sicherer zu. — Hier brachte ich meine Kindheit und einen großen Theil meiner Jugend zu. Ich liebe Tegel sehr. Die Gegend ist wenigstens die hübscheste um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die schön bepflanzt sind, eine Aussicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inseln durchschnittenen See. Um das Haus und fast überall sind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erst in mäßiger Stärke sah, und die nun mit mir emporgewachsen sind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das schon halb fertig ist, und bringe auch hierher die Gemälde und Marmorsachen, die wir haben, so wird es ein anmuthiger Wohnplatz, von dem ich selten in die Stadt kommen werde.

Hier bekam ich auch Ihre beiden lieben Briefe, den vom 25. v. M. und den vom 3. d. M., für die ich Ihnen herzlich danke. Ich beantwortete den ersten, in dem Sie mich so sehr bitten, Ihnen augenblicklich zu schreiben, nicht gleich, weil ich wußte, daß einer von mir in der Zeit in Ihren Händen sein müßte.

Daß ich Ihren Hang zur Einsamkeit tadeln oder ein-

gethan. Von allen Perſonen, die oft und viel in
Erzählung vorkommen, müſſen Sie das immer thun.
Sie ſich alſo von den Geſichtszügen und dem
Ihrer Mutter erinnern, ſchreiben Sie ja ganz genau.
haben Sie mir zwar das Innere Ihres elterlichen H
beſchrieben, aber nicht beſtimmt genug. Ob die La
Hauſes, des Orts, die Umgebungen gegen Gärten,
Nachbarhäuſer, ob die Gegend anmuthig war, ob Si
den Fenſtern ins Grüne, ob weit ins Ferne ſahen,
dem allen ſteht kein Wort in Ihrer Erzählung,
ſind ſo ganz weſentliche Umſtände, das holen Sie ja
und machen Sie die Schilderung ſo, daß ich
beſtimmtes Bild davon entwerfen kann. Dieſen
müſſen Sie mir befriedigen, ſonſt ſchwankt alles
Phantaſie, und ſelbſt die Gedanken und Empfindunge
lieren dadurch in ihrem Gehalte.

Sie werden mich recht läſtig mit meinen Bitten f
aber Sie haben ſich einmal darauf eingelaſſen, ſie
füllen.

Ich bin allein hier und nicht auf lange Zeit. R
Sie aber doch Ihren nächſten Brief hierher;
findet er mich noch hier, und iſt das nicht, ſo geht e
hier von ſelbſt nach Berlin, wohin ich zurückkehre.
erinnern ſich wohl — Burgörner bei Hettſtädt.
herzlich wohl, liebſte Charlotte, mit immer unveränd
Geſinnungen Ihr

Neunter Brief.

Tegel, den 10. Juli 1822.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Sie bitte, Ihre Briefe, wenn die meinigen diese Ueberschrift tragen, immer nach Berlin zu adressiren, sie kommen mir sicherer zu. — Hier brachte ich meine Kindheit und einen großen Theil meiner Jugend zu. Ich liebe Tegel sehr. Die Gegend ist wenigstens die hübscheste um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die schön bepflanzt sind, eine Aussicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inseln durchschnittenen See. Um das Haus und fast überall sind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erst in mäßiger Stärke sah, und die nun mit mir emporgewachsen sind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das schon halb fertig ist, und bringe auch hierher die Gemälde und Marmorsachen, die wir haben, so wird es ein anmuthiger Wohnplatz, von dem ich selten in die Stadt kommen werde.

Hier bekam ich auch Ihre beiden lieben Briefe, den vom 25. v. M. und den vom 3. d. M., für die ich Ihnen herzlich danke. Ich beantwortete den ersten, in dem Sie mich so sehr bitten, Ihnen augenblicklich zu schreiben, nicht gleich, weil ich wußte, daß einer von mir in der Zeit in Ihren Händen sein müßte.

Daß ich Ihren Hang zur Einsamkeit tadeln oder ein-

ſchränken möchte, dürfen Sie nie fürchten. Ihr alter väterlicher Freund E. iſt aber doch wohl hier viel gütig-ſorglicher geweſen, und hat an Ihr Glück gedacht und geglaubt, Sie hätten mehr Vergnügen in einer geſelligeren Art zu leben. Ich meine nun das gar nicht, allein, wenn ich es auch meinte, ſo würde ich doch mehr zur Einſamkeit rathen. Es iſt nun einmal (das lobe ich aber nicht) meine Art ſo, bei mir (das möchte hingehen), aber auch bei Andern, viel weniger auf ihr Glück, ihren Genuß, als auf das, was ſie in ſich ſind, auf den vorzüglicheren Grad und die eigenthümliche Art ihrer Gemüthsſtimmung zu ſehen. Dieſe nun aber iſt ſchon ſchöner, wenn man die Einſamkeit liebt, und wird ſchöner, wenn man dieſer Liebe nachhängt; ſie würde es aber allmälig auch, wenn man von Natur die Einſamkeit nicht liebte, und ſich nur Gewalt anthäte, in ihr zu beharren. Das iſt ſo in vielem meine Theorie.

Daß Sie mir gelegentlich erzählen, daß an Ihrem Haus und Garten ein Bach mit einem Steg iſt, hat mir Vergnügen gemacht. Solche kleine Züge bezeichnen die ganze Lage und verſetzen einen in die Gegenwart. Denken Sie nun auch hübſch an mich, theure Charlotte, hinter Ihrem Bach.

Der Aufſatz, den Sie mir vorerſt als Beantwortung meiner Frage ſenden, der urſprünglich nicht für mich beſtimmt war, in dem aber eine Stelle über mich vorkommt, für die ich Ihnen ſehr dankbar bin, hat mich ſehr intereſſirt. Ich liebe die Anſichten, die jemand, der bei vielen andern genauen Uebereinſtimmungen doch ſehr verſchieden ſein muß, über Gegenſtände wie über Schriften hat, mit denen man durch das Leben gegangen iſt. Es muß

in ſolchen Beurtheilungen vieles einſeitig, ſelbſt unrichtig ſein, aber es iſt die wahre, die natürliche und die eigene Anſicht, dieſe zieht immer an, weil man von ihr aus wieder Blicke in das Individuum thut, ſie iſt auch im hohen Grade belehrend, weil man ſie ſich gar nicht ſo von ſelbſt vorſtellen kann, und den Werth, den Eindruck, die Wirkſamkeit der Dinge meiſt nur nach allgemeinen Maßſtäben mißt und nur gewohnt iſt, ſich alles im Zuſammenhange mit Denkart, Charakter, Erziehung und äußeren Umſtänden zu denken. Man wird die individuelle Anſicht immer ehren, auch wenn man nicht darin übereinſtimmen könnte. Das, was Sie über mich ſagen, iſt ſehr liebevoll und gütig, aber ich kann auch gewiß hinzuſetzen, daß das gewiß wahr iſt, daß ich unfähig wäre, je einen Menſchen, der mir irgend nahe ſtand, zu vergeſſen oder aufzugeben, ich verfolge vielmehr jede Spur, die aus der Vergangenheit übrig iſt. Jede ſolche Verbindung, ja jedes ſolches bloßes Begegnen, hängt ja mit ſo vielen in Einem zuſammen und das Leben iſt ſchon ein ſolches Stück- und Flickwerk, daß man nicht genug trachten kann, die zuſammenhängenden Theile feſter an einander zu knüpfen. Freilich kommt es auch darauf an, daß die, an die man ſich auf ſolche Weiſe erinnert, noch etwas behalten haben, was dem Bilde entſpricht, das in der Seele lebt. Aber ſelbſt, wenn das nicht iſt, wie ich auch deren Beiſpiele in meinem Leben habe, ſo ergötze ich mich doch, wenn mir ſolche Perſonen wieder vorkommen, ſie und ihr Treiben zu betrachten, ohne ihnen weiter ein fortdauerndes Intereſſe zu beweiſen. Bei Ihnen iſt das nun aber ſehr anders; Sie haben ſo lange Jahre mein Andenken treu bewahrt, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens von mir zu empfangen; Sie leben gern und viel

ist Gedanken mit mir; Sie machen keine Ansprüche noch Forderungen an mich, als die ich gern und mit Freuden erfülle.

Sie bitten mich abermals, meine Briefe bewahren zu dürfen. Liebe Charlotte, ich bin ein großer Feind von alten Briefen, und wenn auch gar nichts darinnen steht, was irgend jemanden im mindesten nachtheilig sein könnte, habe ich das Aufheben nicht gern. Ein Brief ist ein Gespräch unter Anwesenden und Entfernten. Es ist seine Bestimmung, daß er nicht bleiben, sondern vergehen soll, wie die Stimme verhallt. Bleiben soll der Eindruck, den er in der Seele hervorbringt, und den dann der zweite und die folgenden verstärken oder verändern u. s. f.

Aber Sie legen einen so hohen Werth darauf, Sie bitten mich so inständig und dringend darum, daß ich es Ihnen gewiß nicht abschlagen will. Behalten Sie also immerhin die Blätter. Es ist ja dazu sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie sagen, Sie holen sich immer daraus was Sie bedürfen. Ich schreibe nie eine Zeile, die ich nicht mit Fug und Recht vertheidigen könnte, so ist es mir auch nicht gegeben, über das Schicksal meiner Briefe unruhig zu sein. Auch war es das nicht, was mich bewog, Sie um Verbrennung der meinigen zu bitten, sondern, wie ich oben sagte, weil ich das Aufheben der Briefe überhaupt nicht liebe. Selbst das Lesen alter Briefe will mir nicht recht einkommen. Ich dächte, man beschäftigte sich lieber mit dem Gegenstande in Gedanken, an dem das Herz hängt, da der Brief doch sein Leben verloren hat, wenn er nicht eben von geliebter Hand kommt. Bei Ihnen ist das anders. So behalten Sie immerhin die Briefe.

Es macht mir Freude, Ihnen einen Wunsch zu gewähren, da Sie so selten einen Wunsch aussprechen. Nun leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, und bleiben Sie um mich mit Ihren Gedanken, die meinigen theilen oft Ihre Einsamkeit. Ihr H.

Sie wundern sich, daß eine Liebe zur Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemüthsstimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben ist. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beschaffenheit meines Gemüths ist, und daß es mir immer eigen gewesen ist, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sich darum und auf diese Weise nur desto besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerst damit angefangen, mich selbst zu kennen und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in seiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir selbst nicht geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen, und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich in hohem Grade erreicht. Ueber keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nen-

nen. Die einfachſte Sache, wenn ſie nur etwas Anmuthiges oder Höheres an ſich trägt, oder wenn ſie mir durch irgend etwas beſonders zuſagt, gewährt mir reine Freude. Daher niemand ſo dankbar iſt als ich, weil wirklich auch wenig Menſchen ſo viel Grund zur Dankbarkeit haben. Theils begegnet ihnen vielleicht weniger Erfreuliches, theils aber finden ſie auch in dem, was ihnen begegnet, das Erfreuliche nicht ſo heraus, und genießen es nicht wie ſie könnten. Aber kein Menſch iſt auch ſo wenig bedürftig, als ich, und darauf beruht ein großer Theil meines Glücks, denn jedes Bedürfniß iſt, wie es befriedigt wird, nur eigentlich Stillung eines Schmerzes, und alles, was darauf verwendet wird, geht dem reinen, ruhigen, ſtillen Genuß ab.

Die Fähigkeit, ſich einem fremden Willen, blos weil es ein ſolcher Wille iſt, auch geradezu gegen die Neigung zu unterwerfen, als muß ſich zu unterwerfen, dieſe Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich ſehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich ſie hätte. Sie macht überdies das Gemüth milder, weicher und, ſo ſonderbar es ſcheint, zugleich ſtärker, ſelbſtändiger und der Freiheit würdiger.

Ohne Kampf und Entbehrung iſt kein Menſchenleben, auch das glücklichſte nicht, denn gerade das wahre Glück bauet ſich jeder nur dadurch, daß er ſich durch ſeine Gefühle unabhängig vom Schickſale macht.

Zehnter Brief.

Burgörner, im Juli 1822.

Ich habe zwei recht liebe Briefe von Ihnen bald nach einander empfangen, liebe Charlotte, die mir herzliche, wahre Freude gemacht haben und wofür ich Ihnen ebenso herzlich danke. Die Güte und Liebe, die Sie mir so treu, wahr und natürlich bezeigen, thut meinem Herzen unendlich wohl, und wenn ich auch fühle, daß wenn Sie von mir reden, das nur nach der Art ist, wie Sie mich ansehen, nicht gerade wie ich wirklich bin, so freut es mich, selbst da ich viel abbrechen muß, da ja dies liebevolle Zusetzen eine Folge und ein Beweis Ihrer Empfindung ist. Die Erinnerungen an Pyrmont haben mich sehr gefreuet; auch mir steht noch vieles, sehr vieles in der Erinnerung von jener Zeit her. Mancher Gespräche unter uns erinnere ich mich auch noch. Es war in jener Zeit und selbst in der Gegend eine Scheide im Urtheil über viele Dinge, auch über Dichtungen und Charakter-Formen, die in jeder Zeit sehr in Verbindung mit einander stehen. Die Einen lebten mehr in Klopstock, den Stolbergen, und den Dichtern und Theaterstücken, die ruhiger und weniger excentrisch hinliefen; die Andern mehr in Goethe, Schiller, von dem man damals eigentlich nur die ersten Stücke hatte (die Räuber, Fiesko) und allem Regellosen, Excentrischen. Ich stand noch sehr unentschieden. Sie schienen mir mehr auf die erste Weise gebildet.

Ich erinnere mich, daß Sie die Schiller'schen Stücke nicht liebten. Alles das ist mir sehr im Gedächtniß geblieben, und ist mir noch heute, selbst außer der Persönlichkeit, merkwürdig, weil sich seit jener Zeit, auch in den innern Ansichten, viel mehr verändert hat, als die doch nicht so unendlich lange Reihe der Jahre voraussehen ließe. Darum ist es mir auch sehr angenehm, wenn Sie, liebe Charlotte, gerade in Ihrer Jugend recht lange verweilen, in der Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie sich dieser Arbeit recht sorgfältig unterziehen. Auch wünschte ich genauer zu erfahren, durch welche Bücher Sie schon früh eine so ungewöhnlich ernste Bildung und Stimmung bekommen haben, und wie und wodurch diese in späteren Jahren sich so sehr befestigt hat. Ich wiederhole auch hier, Sie können in dem allen nicht weitläufig genug sein. Ueber das: jemand nach seinem Charakter behandeln, kann ich nicht ganz Ihrer Meinung sein. Ich thue es immer, einestheils weil es leicht zum Zwecke führt, dann, weil ich nicht berufen bin, auf den Charakter der Menschen gegen ihren Willen einzuwirken, endlich, weil die Menschen dabei glücklich und heiter bleiben und man gern Glück und Heiterkeit um sich verbreitet. Allein, was mich selbst betrifft, so wünsche ich immer und thue alles dazu, daß mich die Menschen nicht nach meinem Charakter nehmen mögen. Denn was heißt das anders, als den Charakter, wie er nun einmal ist, für abgeschlossen und unveränderlich annehmen, und ihn in allem, was er in sich enthält, zu bestärken? Nun aber ist keines Menschen Charakter fehlerfrei, es heißt also auch den Menschen in seinen Fehlern bestärken. Ich weiß wohl, daß es mich manchmal tief schmerzt, wenn ich gegen meinen Charakter behandelt werde,

allein ein ſolcher innerer Schmerz iſt allemal heilſam, und das wahre Glück beruht gar nicht auf Schmerzloſigkeit. In dem Grade nun, daß die Menſchen meines vertrauten Umgangs mir zu erkennen geben, daß ſie auch gern mit Kraft und Selbſtverleugnung an ſich arbeiten, daß ſie heilſame Schmerzen nicht ſcheuen, behandle ich auch ſie weniger mit Rückſicht auf ihren Charakter, und ſo könnte ich wohl bisweilen gegen die, welche mir innerlich am nächſten ſtehen, gerade am wenigſten ſchonend erſcheinen. — Es thut mir ſehr leid aus einzelnen Aeußerungen zu erkennen, daß Sie leidend waren, vielleicht noch ſind. Schonen Sie ſich, liebe, gute Charlotte, ſchonen Sie ſich auch für mich, denken Sie, daß es mich unendlich bekümmert, Sie leidend zu wiſſen. Ihre Ruhe, Ihre Heiterkeit, vor allem Ihre Geſundheit iſt es, worauf es mir ankam. Frauen ſind darin glücklicher und unglücklicher als Männer, daß ihre meiſten Arbeiten von der Art ſind, daß ſie während derſelben meiſt an ganz etwas anderes denken können. Ich würde es ein Glück nennen. Denn man kann ein ganz inneres Leben faſt den ganzen Tag fortführen, ohne in ſeinen Arbeiten, oder in ſeinem Berufe dabei zu verlieren oder geſtört zu werden. Es iſt das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigſtens viele Frauen die Männer in allem übertreffen, was zur tiefern und feinern Kenntniß ſeiner ſelbſt und Anderer führt. Allein, wenn jene inneren Gedanken nicht beglückend, oder wenn ſie wenigſtens das nicht rein und unvermiſcht ſind, ſondern niederſchlagend und beunruhigend dabei, ſo iſt allerdings die Gefahr größer, welche die innere Ruhe bedrohet; da Männer in ihren Geſchäften ſelbſt, auch wider ihren Willen, Zerſtreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden.

Fürchten Sie nie, daß mir Ihre entschiedene Vorliebe für die einsame Stille, die Sie sich selbst geschaffen haben, mißfallen könne. Gerade das Gegentheil. Die Zeichnung Ihres kleinen Landhauses und Gartens, die Ihrem letzten Brief beigelegt war, hat mir Vergnügen gemacht; es ist angenehm, sich mit jemand, den man liebt, alle Umgebungen denken zu können. Die Einseitigkeit, welche, wie Sie sagen, E. für Sie gefürchtet und darum die große Zurückgezogenheit, worin Sie leben, nicht ganz gebilligt habe, ist allerdings etwas, das nicht taugt. Einmal aber ist sie bei Ihnen nicht zu besorgen, anderntheils auch kann man doch für sehr vieles verstummen, ohne zu verarmen im Innern, oder dem Wahren, Guten und Schönen abzusterben.

Die Abgeschiedenheit spannt alle Vermögen eines weiblichen, in sich zarten und tiefen Gemüths höher, läutert die Seele und zieht sie ab von den kleinlichen, zerstreuenden Rücksichten, worein Frauen leichter verfallen als Männer. Auch giebt eine Frau, die die Einsamkeit liebt und in ihr lebt, gleich den Begriff, daß sie keine Freude sucht, als die sie aus der Tiefe ihres eigenen Innern schöpft, und das ist das Haupterforderniß, um einem selbst tiefer und besser fühlenden Mann zu gefallen und ein bleibendes, unwandelbares Interesse einzuflößen.

Die wenigsten Menschen verstehen, wie unendlich viel in der Einsamkeit liegt, und gerade für eine Frau liegt. Wenn sie verheirathet ist und Kinder hat, ist ihr Familienkreis ihre Einsamkeit, im entgegengesetzten Fall aber ist es

eine absolute, in der man wirklich allein lebt und wenig Menschen sieht.

Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. Dies habe ich oft bei Frauen in sehr unglücklichen ehelichen Verhältnissen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlassen wollten. Leben Sie herzlich wohl. Ihr H.

Elfter Brief.

Berlin, den 2. December 1822.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, empfangen, und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Es gehört immer zu meinen angenehmsten Empfindungen, etwas von Ihnen zu erhalten, und jemehr ich darin Ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit erkenne, desto tiefer ist der Eindruck, den Ihre Zeilen auf mich machen. Die Erinnerung der Vergangenheit gesellt sich alsdann zu dem Genuß der Gegenwart, und ich rechne es immer zu den günstigsten Schicksalen meines Lebens, daß Sie mein Andenken haben bewahren wollen, und daß, wie mich Ihnen Beschäftigungen, Schicksale genähert haben, Sie fortdauernd Werth auf meine Theilnahme legen, in meine Ideen eingehen, und es sich selbst für ein Glück, ja wohl gar mir zum Verdienst anrechnen, daß mir Empfindungen blieben, die nur mit meinem eigenen Leben aufhören können. Es könnte mich dieser Beifall eigentlich stolz machen, allein dazu habe ich keine Anlage. Ich kenne mehr, wie irgend einer, meine Fehler und Schwächen und weiß, daß es kein Verdienst genannt werden kann, daß, wenn man einmal vom Schicksal gewürdigt worden ist, das natürlich Treffliche und Gediegene zu sehen, wenn es sich, auch*) durch eine Gabe des Glücks, einem wirklich erschlossen hat, man es nun auch im Tief-

*) Zusätze, 4. Anmerkung.

sten der Seele festhält, und sich nicht wieder entreißen läßt. Für ein solches Glück halte ich es, daß ich Sie einmal sah und Sie mir blieben, und fortfuhren, mir mit Treue anzuhängen, sich noch jetzt gern und willig mir unterordnen, und mir erlauben, Ihnen so vertraulich zu schreiben. Ich habe die Stimmung von der Natur empfangen, die ich für eine ihrer wohlthätigsten Gaben halte, daß ich das Unglück nie fürchte, ja, wo es mich betraf, und das ist doch einige mal auf sehr harte Weise geschehen, es nur als einen ernsten, aber nicht übelwollenden Begleiter betrachte; dagegen das Glück unendlich schätze, erkenne und genieße. Ich meine aber so das recht reine Glück, das, von allem Verdienst entblößt, uns die Götter schicken, ohne daß der Mensch dazu das Mindeste thut. Ein solches Glück war es, daß Sie mir je begegneten, daß mir ein irdisches Bild vor Augen trat, das mir immer blieb und immer bleiben wird, mit dem Nichts meinen Frieden stören kann und stören wird. Denn selbst, wenn es möglich wäre, daß Sie etwas anwandelte, das ich mißbilligen müßte, so bliebe jenes Bild ewig rein und unentweiht in mir. Es wäre dann etwas, das Ihnen so begegnete, wie es jedem Menschen wohl begegnen kann, es wäre aber nicht in die Züge verwebt, die den Umriß jenes Bildes ausmachten. Denn jeder Mensch trägt eigentlich, wie gut er sei, einen noch bessern Menschen in sich, der sein viel eigentlicheres Selbst ausmacht. dem er aber wohl einmal untreu wird, und an diesem innern und nicht so veränderlichen Sein, nicht an dem veränderlichen und alltäglichen muß man hängen, auf jenes dieses zurückführen, und manches verzeihen, woran jenes tiefere Sein unschuldig ist. So hatte ich ja auch nie geahnet, welchen Schatz von Liebe und Treue Sie mir ein langes Leben bewahrten. Wie sollte es mich nicht beglücken!

Elfter Brief.

Berlin, den 2. December 1822.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, empfangen, und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Es gehört immer zu meinen angenehmsten Empfindungen, etwas von Ihnen zu erhalten, und jemehr ich darin Ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit erkenne, desto tiefer ist der Eindruck, den Ihre Zeilen auf mich machen. Die Erinnerung der Vergangenheit gesellt sich alsdann zu dem Genuß der Gegenwart, und ich rechne es immer zu den günstigsten Schicksalen meines Lebens, daß Sie mein Andenken haben bewahren wollen, und daß, wie mich Ihnen Beschäftigungen, Schicksale genähert haben, Sie fortdauernd Werth auf meine Theilnahme legen, in meine Ideen eingehen, und es sich selbst für ein Glück, ja wohl gar mir zum Verdienst anrechnen, daß mir Empfindungen blieben, die nur mit meinem eigenen Leben aufhören können. Es könnte mich dieser Beifall eigentlich stolz machen, allein dazu habe ich keine Anlage. Ich kenne mehr, wie irgend einer, meine Fehler und Schwächen und weiß, daß es kein Verdienst genannt werden kann, daß, wenn man einmal vom Schicksal gewürdigt worden ist, das natürlich Treffliche und Gediegene zu sehen, wenn es sich, auch*) durch eine Gabe des Glücks, einem wirklich erschlossen hat, man es nun auch im Tief-

*) Zusätze, 4. Anmerkung.

sten der Seele festhält, und sich nicht wieder entreißen läßt. Für ein solches Glück halte ich es, daß ich Sie einmal sah und Sie mir blieben, und fortfuhren, mir mit Treue anzuhängen, sich noch jetzt gern und willig mir unterordnen, und mir erlauben, Ihnen so vertraulich zu schreiben. Ich habe die Stimmung von der Natur empfangen, die ich für eine ihrer wohlthätigsten Gaben halte, daß ich das Unglück nie fürchte, ja, wo es mich betraf, und das ist doch einige mal auf sehr harte Weise geschehen, es nur als einen ernsten, aber nicht übelwollenden Begleiter betrachte; dagegen das Glück unendlich schätze, erkenne und genieße. Ich meine aber so das recht reine Glück, das, von allem Verdienst entblößt, uns die Götter schicken, ohne daß der Mensch dazu das Mindeste thut. Ein solches Glück war es, daß Sie mir je begegneten, daß mir ein irdisches Bild vor Augen trat, das mir immer blieb und immer bleiben wird, mit dem Nichts meinen Frieden stören kann und stören wird. Denn selbst, wenn es möglich wäre, daß Sie etwas anwandelte, das ich mißbilligen müßte, so bliebe jenes Bild ewig rein und unentweiht in mir. Es wäre dann etwas, das Ihnen so begegnete, wie es jedem Menschen wohl begegnen kann, es wäre aber nicht in die Züge verwebt, die den Umriß jenes Bildes ausmachten. Denn jeder Mensch trägt eigentlich, wie gut er sei, einen noch bessern Menschen in sich, der sein viel eigentlicheres Selbst ausmacht dem er aber wohl einmal untreu wird, und an diesem innern und nicht so veränderlichen Sein, nicht an dem veränderlichen und alltäglichen muß man hängen, auf jenes dieses zurückführen, und manches verzeihen, woran jenes tiefere Sein unschuldig ist. So hatte ich ja auch nie geahnet, welchen Schatz von Liebe und Treue Sie mir ein langes Leben bewahrten. Wie sollte es mich nicht beglücken!

Dieſe Empfindungen, die Sie für mich hegen, die Gefühle, die aus jedem Ihrer Briefe ſprechen, ſind ja der Grund, auf dem alles, was wir mit einander wechſeln, rein und ſchön hinfließt, von dem es die Farbe annimmt und in deſſen Licht es erſcheint. Darin liegt auch der große Reiz, den Ihre Lebensbeſchreibung für mich hat. Jemehr ich die Umgebungen kennen lerne, in denen Sie, meine gute Charlotte, aufwuchſen, je mehr ich Sie mir darin denke, deſto mannichfaltiger bewegt ſchweben mir die Züge vor, an die meine Einbildungskraft immer gern und lieblich geheftet iſt. Solchen Genuß der Phantaſie rechne ich zu den höchſten, die den Menſchen gegeben ſind, und in vieler Rückſicht ziehe ich ihn der Wirklichkeit vor. In dieſe kann immer leicht etwas ſtörend eintreten, aber jene nähert ſich den Ideen, und das Größte und Schönſte, das Menſchen zu erkennen im Stande ſind, bleiben doch die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben iſt eigentlich der wahre Genuß, das Glück, was man ohne Beimiſchung irgend einer Trübheit in ſich aufnimmt. Nur haben wenig Menſchen eigentlich Sinn dafür. Denn es gehört dazu eine Neigung der Beſchauung, die in Menſchen unmöglich iſt, bei denen Sinnlichkeit und innere moraliſche Empfindung in Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genuß übergehen. Ich bin von dieſem Verlangen mein ganzes Leben hindurch ſehr frei geweſen und habe daher mehr durch den Anblick am Innern und Aeußern genoſſen, und in beiden Rückſichten mehr die Wahrheit der Dinge erkannt, ohne mich Täuſchungen hinzugeben.

Sie haben mich, liebe Charlotte, ſchon vor längerer Zeit gebeten, Ihnen Nachricht von den Meinigen zu geben; Sie haben den Wunſch leiſe erneuert, und ſprechen ihn jetzt wieder auf eine ſo zart empfundene Art aus, daß ich mir faſt einen Vorwurf darüber mache. Sie ſagen: die nahen Angehörigen geliebter Männer ſeien für Frauen unendlich theure geheiligte Gegenſtände; die Kinder, Theile ſeines Weſens, die Lebensgefährtin, als die Mutter dieſer, würden in dem Grade, wie ſie den Geliebten beglücken, von der innigſten Zärtlichkeit umfaßt. Indem ich es zu würdigen weiß, aus wie edler Quelle dergleichen Aeußerungen kommen, danke ich Ihnen recht herzlich dafür. Ich habe es nur von Brief zu Brief verſchoben, weil ich gewöhnlich das letzte Wort eines Blattes und die letzte Viertelſtunde der Zeit erreichte, ehe ich dazu kam. Ich fange bei meiner Frau an, da ich mich nicht erinnere, ob Sie wiſſen, wer ſie eigentlich iſt. Wenn ich Ihnen alſo etwas ſage, was Ihnen bekannt iſt, ſo ſeien Sie mir darum nicht böſe. Sie war ein Fräulein von Dacheröden, in ihrer Jugend ſehr ſchön, und, ob ſie gleich acht Kinder gehabt hat, noch viel mehr erhalten, als es Frauen, die nicht in dem Falle ſind, gelungen iſt. Sie iſt ſeit einiger Zeit kränklich, aber auf keine Weiſe die Beſorgniß erregte, oder ihre natürliche Heiterkeit ſtörte. Burgörner gehört ihr und iſt eins ihrer Güter, dahingegen Tegel und die ſchleſiſchen mir gehören. Unſere Ehe wurde blos durch gegenſeitige Neigung, ohne alles Zuthun von Eltern und Verwandten, geſchloſſen, ſie hat in den 31 Jahren, die ſie nun währt, nie einen nur weniger zufriedenen Moment gehabt, unſer Glück iſt gegenſeitig heute, wie im Anfange, und hat nur die Farbe der verlaufenden Zeit nach und nach angenommen. Da wir beide von Natur heiter ſind, ſo iſt unſer Verhältniß ſelbſt

jugendlicher geblieben, als es sonst der Fall sein würde. Meine Geschäfte haben uns manchmal lange von einander getrennt, aber seitdem ich freie Muße genieße, sind wir fast ununterbrochen zusammen, und dies fortsetzen zu können, wird mich vorzüglich bewegen, wenn es nicht durchaus sein muß, nicht wieder in Dienst zu treten. Gleich nach meiner Verheirathung lebte ich auch außer Dienstverhältnissen über 10 Jahre lang, und reiste damals mit meiner Frau nach Frankreich und Spanien. Jetzt in der Stadt berühre ich fast die Straße mit keinem Fuß, und fahre auch selten aus. Auf dem Lande gehen wir immer zusammen spazieren, oder sind beide zu Hause. Von unsern acht Kindern haben wir leider drei, eins in Paris, zwei in Rom verloren, als ich dort Gesandter war. Jetzt haben wir noch drei Töchter und zwei Söhne. Die älteste Tochter wird sich schwerlich verheirathen, sie bleibt gern mit uns, und wir würden sie, da sie so lange mit uns gewesen ist, noch ungerner missen. Meine beiden andern Töchter sind verheirathet; die zweite heirathete, ehe sie noch 15 Jahr alt war, und ihr Mann in den Krieg ging. Sie hat den Obrist-Lieutenant von Hedemann zum Manne und lebt überaus glücklich. Die jüngste ist an den Geheimerath von Bülow verheirathet, der Legations-Sekretär bei mir in London war, und jetzt hier bei dem auswärtigen Departement steht. Sie hat eine Tochter, die bald ein Jahr alt sein wird, und lebt gleichfalls sehr heiter und in ihrer Häuslichkeit zufrieden. Mein jüngster Sohn ist noch im Hause und wird bei mir erzogen. Mein ältester ist Kavallerie-Offizier in Breslau und hat eine schöne und liebenswürdige Frau. Sie hat leider noch keine Kinder. So wissen Sie wenigstens im Ganzen so viel, daß Sie sich meine Familie und mein Leben in derselben vorstellen können. Außer meiner Familie sehe ich wenig

Leute. In Privathäuser gehe ich selten, nur zu einigen alten Bekannten.

Ich muß nun schließen, das Papier ist zu Ende. Leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte. Mit der unwandelbarsten und wärmsten Anhänglichkeit der Ihrige.

H.

Zwölfter Brief.

Berlin, den 27. December 1822.

Ich ſetze mich mit inniger Freude an den Tiſch, Ihre beiden Briefe zu beantworten, die mir, wie alles, was mir von Ihnen kommt, ſehr theuer geweſen ſind. Es thut mir ſehr leid, daß mein längeres Schweigen Sie einen Augenblick beunruhigt hat, ob ich gleich dieſem Umſtande einen Brief mehr von ihnen verdanke. Sie müſſen aber nie unruhig ſein, wenn ich einmal länger nicht ſchreibe, als Sie gerade gedacht haben, daß ich es thun würde. Ich bin ſo ſelten krank, daß dies gar nicht in Berechnung kommen kann, und eine Aenderung in meinen Geſinnungen, wie leiſe ſie auch ſein möchte, iſt in der That unmöglich. Es widerſpricht meinem Charakter überhaupt, und widerſpricht noch vielmehr meinen einmal für Sie gefaßten Empfindungen, und kann mit einem Worte nicht eintreten. Daß ich aber einmal weniger oft ſchreibe, hat ganz zufällige Urſachen, die ich aber auch nicht gut ändern kann. Ob ich gleich jetzt gar keine eigentlichen Geſchäfte habe, ſo bin ich beſchäftigter als die Meiſten, die ſelbſt viel mit ſolchen beladen ſind, und ich lebe keinesweges ſo, wie manche Andre, daß ich nur auf irgend eine Weiſe dem Vergnügen oder meinen Einfällen nachhänge. Meine Stunden vom Morgen bis zum Abend, und vor 1 Uhr gehe ich nie zu Bette, ſind regelmäßig beſetzt; mit meiner Familie bringe ich nur

etwa zwei Stunden am Abend, außer dem Mittagseſſen, zu. In Geſellſchaft gehe ich ſo gut als gar nicht, und in meiner Stube, in der ich alſo die meiſte Zeit meines Lebens zubringe, bin ich mit Papieren und Büchern umringt. Ich führe, ſeit ich den Dienſt verlaſſen habe, ein eigentliches Gelehrten-Leben, habe weitläufige, wiſſenſchaftliche Unterſuchungen unternommen, und ſo kommt es denn freilich, daß der Briefwechſel manchmal ſtockt, der mit Ihnen aber doch am wenigſten. Denn ich wundere mich ſelbſt manchmal, wie ich Ihnen ſo oft und ſo lange Briefe ſchreibe, und dann finde ich es doch wieder ſo natürlich, weil ich mich ſo gern in meinen Gedanken vor Ihnen gehen laſſe, und meine Briefe wieder Veranlaſſung der Ihrigen ſind, die ich ſo innig gern leſe, wie lang ſie ſein möchten. Denn zum Leſen habe ich immer Zeit, da dazu der Entſchluß nicht wie zum Schreiben zu nehmen iſt, ſondern mit dem erſcheinenden Briefe natürlich da iſt, ſo ſchiebt ſich alles andre ſo lange zur Seite. Auch das Denken gehört jeder Stunde an, nur zum Schreiben kommt man nicht immer, und ich könnte mir darin einen Zwang anthun. Ich klagte mich zum voraus bei Ihnen an, liebe Charlotte, daß ich eigentlich nicht ordentlich und regelmäßig im Schreiben bin, und Sie ſehen jetzt, daß ich nicht unwahr redete.

Daß Sie erfreuet und zufrieden ſind mit den kurzen Nachrichten, die ich Ihnen über meine Familie gab, iſt mir lieb, ob Sie hinzuſetzen, „wenn ich ſie auch ausführlicher gewünſcht hätte, bin ich doch erfreuet und etwas bekannt mit den Ihrigen und beſcheide mich.“ — Das iſt ganz in Ihrer Art, und wenn ich Sie darum lobe, ſo muß ich darüber ſchmälen, daß Sie beſorgen, ob Sie ſich nicht zu ſehr haben gehen laſſen in dem Ausdruck Ihrer Empfindungen? Sie haben in Ihrer Selbſtbiographie nur für mich geſchrieben. Sie

haben mir die erſten Empfindungen Ihrer jugendlichen Bruſt aufrichtig, edel und offen geſtanden, Sie haben mir dieſe Gefühle durch ein ganzes Leben geſondert, bewahrt, und mein Andenken heilig erhalten, ohne irgend ein Zeichen des meinigen empfangen zu haben. Ihr ganzer Beſitz waren ein Paar Zeilen auf einem Zettel Papier. Das würde jeden Mann gerührt haben. Wer aber ſo etwas zu würdigen verſteht, wie ich das von mir ſagen darf, der wird es wie ein ſeltenes Glück dankbar empfangen und wie eine Zugabe des Himmels anſehen. Nicht der leiſeſte, nur ſcheinbar gerechte Vorwurf könnte Sie treffen, und die kälteſte, ruhigſte Beurtheilung könnte hier nichts zu tadeln finden. Sie ſehen, ich will mir nicht wieder entreißen laſſen, was Sie mir einſt freiwillig gegeben haben. Ich will es behalten, und keine kleinlichen Skrupel von Ihrer Seite ſollen mir meinen lieben Beſitz rauben. Irre ich, ſo irrt wenigſtens mein Herz nicht. Ich habe nicht die engherzigen Begriffe über ſolche Empfindungspflichten, die wohl ſonſt im Schwange ſind. Wenn man in ſich rein iſt, kein Gefühl mit dem andern vermengt, keine Pflicht verletzt, ſo habe ich für mich (ich will nie für das Gewiſſen eines Andern reden) kein Arges, mit jedem Gefühl, das wahr und unentſtellt in mir aufſteigt, ohne alle Aengſtlichkeit hinzugeben. So iſt es in mir. Sie ſehen, was ich Ihnen oben ſagte, ich will behalten, was ich habe.

Von meinem Familienleben hätte ich Ihnen, wenn Sie es nicht ausdrücklich gefordert hätten, und es mir nicht natürlich geſchienen, doch auch das Innere und gerade dasjenige Verhältniß zu berühren, von dem in einem Familienkreiſe alle andere Empfindungen ausgehen, immer geſchwiegen.

Alſo noch Einmal, ich will, liebe Charlotte, daß Sie

nicht eine einzige Zeile, nicht ein Wort zurückwünschen. Alles, was Sie mir geschrieben haben, woraus Ihre Gefühle so rein und wahr hervorstrahlen, beglückt mich in der Erinnerung. Ich wünsche vor allem, daß der Briefwechsel mit mir Ihnen reine, durch nichts getrübte Freude mache. Ich habe ja dabei keinen andern Zweck, als für mich Erinnerungen fest zu halten, die mir ewig theuer sein werden, und für Sie, Ihnen eben dadurch Freude zu geben.

Daß ich Ihnen jene Nachrichten so spät gab, darf Sie nicht wundern, ich gab sie nur, weil Sie es wollten. An sich ist es meine Art nicht, von dem, was ich für einen Menschen fühle, einem Andern als ihm selbst zu sprechen, ja, es ist mir ganz entgegen. Ich weiß wohl, daß man es so gemeinhin für ein Zeichen und ein Bedürfniß der Freundschaft hält, sich gegenseitig Freude und Kummer und alles mitzutheilen, den Andern, wie man es nennt, mit sich leben zu lassen. Ich könnte tiefen Kummer und große Freude im Herzen haben, und es würde mich nie drängen, es denen mitzutheilen, die ich am liebsten habe. Ich thue es auch wirklich nicht, wenn die Mittheilung nicht andere Veranlassung hat. Ich halte sehr wenig von den Ereignissen des Lebens und für mich (Gott weiß, nicht für Andere) wenig von Glück und Unglück, beide, auf mich bezogen, sind die letzten Rücksichten bei meinem Thun und Handlungen; ich weiß, Gottlob! mit denen, die ich so gern habe, als Sie, immer noch etwas Besseres zu reden, als was eben um mich herum vorgeht. Ich mache es gerade so mit meiner Frau und Kindern. Sie wissen von sehr vielem, was mich beschäftigt, gar nicht, und meine Frau denkt so gleichgestimmt mit mir darüber, daß, wenn sie zufällig etwas erfährt, was sie nicht wußte, oder ich ihr selbst bei einer Veranlassung davon sagte, es ihr nicht ein-

fällt, das sonderbar zu finden. Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertraulichkeiten.

Leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige.

H.

Dreizehnter Brief.

Berlin, den 14. Februar 1823.

Sie verſtummen ja ganz, liebe Charlotte. Es iſt ungewöhnlich lange, daß ich keine Zeile von Ihnen erhielt. Schon ſeit 8 Tagen wollte ich Sie bitten, das Stillſchweigen zu brechen. Aber ich hoffte mit jedem Poſttag einen Brief zu erhalten. Wenn Sie nur nicht krank ſind! Allein gerade dann, dächte ich, hätten Sie geſchrieben, mir wenigſtens das zu ſagen. Sie waren aber ſehr angegriffen, hatten ſich ſehr angeſtrengt, dazu jetzt die kalte Witterung, das alles könnte Ihnen doch wohl geſchadet haben. Ich bitte Sie inſtändigſt, ſchreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Ich würde in der That ſehr unruhig ſein, wenn ich auch jetzt keinen Brief erhielte. Ich bin wohl, aber ſehr beſchäftigt. Mein Bruder war vier Wochen hier bei mir. Er iſt nun nach Paris zurückgegangen; während ſeiner Anweſenheit hatte ich alles liegen laſſen, und ſo iſt ſchon das, was ſich in meinen Geſchäften angehäuft hat, ſo anſehnlich, daß ich ein Paar Wochen daran aufzuräumen haben werde. Darum verzeihen Sie auch die Kürze meiner Zeilen. Da Sie gern lange Briefe von mir haben, ſo wird Ihnen mein letzter gefallen haben, er füllte den ganzen Bogen, und mit meiner kleinen Handſchrift iſt das ſehr viel. Leben Sie wohl, und ich bitte, ſchreiben Sie mir gleich. Von Herzen und mit unveränderlichen Geſinnungen der Ihrige. H.

Vierzehnter Brief.

Berlin, den 14. März, 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre Briefe mit deren Beilagen erhalten, und sage Ihnen meinen herzlichen Dank dafür. Man kann nicht ordentlicher sein, als Sie diese zweite Lieferung zu Ihrer Lebensbeschreibung eingerichtet haben. Sie nennen sie: Einleitungs-Hefte. Die Folge wird das erst ganz deutlich machen, da alle Ihre Gedanken Klarheit haben. Alles lies't sich leicht und mühelos, wie ein Buch, und was bei Handschriften immer sehr angenehm ist. Daß Sie das Ganze in Lieferungen theilen und in jede einen angemessenen Abschnitt zusammen fassen, ist äußerst zweckmäßig. Ich finde es daher auch besser, daß Sie künftig sich nicht gerade an die Zeitpunkte halten, die ich anfangs bestimmt hatte, sondern jeder Lieferung einen angemessenen, sich nach dem Inhalt richtenden Abschnitt geben, daß er weder allzukurz, noch allzulang wird, und abzusenden, wenn Sie solche Lieferung fertig haben, ohne sich an einen bestimmten Zeitabschnitt zu kehren. Ich weiß, auf der einen Seite, daß Sie Interesse genug an der Sache nehmen, und liebevoll gegen mich gesinnt, selbst gern meine Wünsche erfüllen, und also die Muße, die Sie auf diese Arbeit verwenden können, gewiß nicht ohne Noth andern Dingen schenken. Auf der andern Seite aber möchte ich selbst nie, daß Sie den nothwendigen Geschäften, die Ihnen obliegen, Zeit entzögen, die dann wieder zu große Anstrengungen forderten, um das Verschobene wieder einzubringen. Alles, wozu ich Sie veranlasse, soll nur zu Ihrem Vergnügen und Ihrer Genugthuung dienen, nicht aber Ihnen zur Last noch Un-

ruhe werden. Was mich bei dieser Lieferung erschreckt, ist, daß Sie schon so weit vorgerückt sind. Sie sehen daraus, wie ich Ihnen immer sagte, daß Ihre Furcht vergeblich sei, daß Sie bei einer so großen Ausführlichkeit nie zu einem Ende kommen würden. Indessen kann ich Ihnen durchaus über Mangel an Ausführlichkeit keinen Vorwurf machen. Ich glaube gern und sehe es aus der Schrift selbst, daß Sie nichts weiter zu erzählen hatten, weil der Gegenstand Ihnen in Ihrem Gedächtniß nicht mehr darbot. Sie sind nichts übergangen, alle Personen, die Sie erwähnen, erscheinen in einer vollständigen Zeichnung mit sehr bestimmten Umrissen, man sieht zugleich ihre Umgebungen und es geht dem Bilde kein Zug ab, dessen Vermissen eine Lücke verursachte. Zwei interessante Figuren sind Ihre beiden Großmütter, man ist sehr geneigt, sie in Ihnen wieder zu erkennen. Zwei vorzügliche Frauen waren es gewiß. Es ist in sich natürlich, daß die Schilderung des Lebens einer in den einfachsten Verhältnissen sich befindenden Familie nicht mehr und nichts Vielfacheres darzubieten im Stande ist; auch ist es Ihnen wohl bis dahin nicht eingefallen, dies Leben in so weiter Vergangenheit zurückzuholen und zu beschreiben. Das alles, gute Charlotte, erkenne ich mit wahrer Dankbarkeit, erkenne, wie gern Sie mir Freude machen. Auch hat Ihre Erzählung, gerade in dieser Einfachheit eines solchen Lebens, für mich und meine individuelle Art zu empfinden einen großen Reiz, den ich auch wieder bei Lesung Ihrer Blätter empfunden habe. Ich muß diese Lieferung auch darin noch mehr loben als früher, weil die Erzählung darin ruhiger, ununterbrochener, und in einem einzig nur das Geschilderte heraushebenden Tone fortgeht. So gern ich auch Betrachtungen lese, welche Sie früher dem Erzählten einzustreuen pflegten, so besteht der größte

Reiz einer Erzählung doch gerade darin, daß man nur das Erzählte erblickt, und daß es als etwas ehemals Vorgegangenes und sich selbst vor dem Auge Bewegendes dasteht, nicht durch den unterbrochen wird, der es jetzt absichtlich darstellt. Im gegenwärtigen Falle sind nun zwar Sie, als darstellend und dargestellt, dieselbe Person, allein die Verschiedenheiten der Zeit bleiben auch so doch gleich beachtungswerth, und Sie, jetzt und selbst erzählend, werden gegen sich, in jener Zeit dargestellt, auch wieder gewissermaßen eine Fremde. Sie müssen aber darum nicht glauben, daß ich mich durchaus gegen die Einstreuung jeder Betrachtung erklärte, und Sie sich jede neue verbieten müßten. Dies ist gar nicht meine Absicht. Ich lobe mehr die Art, die ich hier beobachtet gefunden habe, als ich es tadeln würde, wenn Sie eine andere angewendet hätten. Denn auch diese könnte auf ihre Weise Reiz gehabt haben, und Sie würden es gewiß verstanden haben, ihn derselben zu geben. Allein in sich ist es richtig, daß die Erzählung reiner und anziehender in dem Grade ist, in welchem sich der Erzähler mehr zurück und in Schatten stellt, und dieser verliert dabei nicht, denn man sieht ihn und seine Individualität in der Art und Natur der Erzählung gleich klar und bestimmt, und fühlt sich durch die bestimmtere Art, mit der es geschieht, überrascht. Die Zeichnungen, die Sie beigelegt hatten, haben mich sehr gefreut. Sie versetzen den, der sie sieht, auf den Schauplatz der Personen, von denen erzählt wird, und tragen daher zur Lebendigkeit der Schilderung und zur Bestimmtheit des Bildes bei. Die äußere Ansicht Ihres elterlichen Hauses hat aber auch etwas in sich Freundliches und Gefälliges. Bei Gelegenheit des Todes Ihrer Mutter erwähnen Sie, obgleich dunkel und so, daß man nicht deutlich und bestimmt sehen kann, wie es

gewesen ist, etwas Geisterartiges. Dies bitte ich Sie nicht zu übergehen. Ist es, wie es fast scheint, Ihre Absicht, darauf bei einer andern Gelegenheit in der Folge zurück zu kommen, so mag es so bleiben, und so lese auch ich die genaue Darstellung dieses Ereignisses lieber an dem Orte, den Sie für den paßlichsten halten. Wollen Sie aber nicht darauf zurück kommen, sondern es bei demjenigen bewenden lassen, was Sie darüber gesagt haben, so muß ich Sie bitten, dieser Sache eine besondere Zugabe zur zweiten Lieferung zu widmen, sie zuerst und zunächst auszuarbeiten und mir einzeln zuzusenden. Es hat gerade dies ein ganz besonderes Interesse für mich. — Das Mißgeschick mit Ihrer Wohnung hat mich sehr geschmerzt; Sie befanden sich dort einsam und wohl, und hatten überdies sie sich nach ihren Neigungen eingerichtet. Das verlassen zu müssen, ist wirklich höchst unangenehm, und ich nehme nicht nur den innigsten Antheil daran, sondern begreife auch Ihre Niedergeschlagenheit darüber vollkommen.

Daß Ihnen meine Theilnahme tröstlich, mein Andenken wohlthätig ist, und Sie gern dabei verweilen und ausruhen, wenn Ihnen, wie auch jetzt, weh ist, dafür, liebe Charlotte, kann ich Ihnen nur sehr dankbar sein. Es war mein Wunsch und meine Absicht, ich wollte nur glücklich, heilsam und wohlthätig auf Sie einwirken, und es freut mich unendlich, wenn ich erkenne, daß ich das erreiche. Gestatten Sie mir denn auch jetzt diesen Einfluß auf Ihr Gemüth, da Sie leiden und gebeugt sind. Richten Sie sich an mir auf. Ich möchte niemand lieber, als Ihnen zur Stütze sein. Leben Sie für heute herzlich wohl, und erlauben Sie mir die Wiederholung meiner Bitte, sich zu beruhigen. Halten Sie den Glauben an die Treue meiner innigsten, liebevollsten Theilnahme fest, womit ich Ihnen stets angehöre. Ihr H.

Funfzehnter Brief.

Berlin, den 30. März 1823.

Ihr Brief vom 19. dieſes, liebe Charlotte, hat mich bekümmert, da er in großer und ſichtbarer Niedergeſchlagenheit geſchrieben war; es hat mich aber gefreut zu ſehen, daß er gegen das Ende hin heiterer wird, weil das ein ſicheres Zeichen iſt, daß das ruhige Schreiben, das ſtille Geſpräch mit dem, von dem Sie wiſſen, daß er immer gleichen Antheil an Ihnen nimmt, eben jene wohlthätige Wirkung auf Sie ausgeübt hat. Darum hoffe ich auch, werden Sie nicht bei dem Vorſatz des Verſtummens bleiben, ſondern fortfahren, wie bisher, zu ſchreiben. Jener Vorſatz, den ich überhaupt nur für augenblicklich halten will, kann Ihnen nur von einer düſtern Stimmung eingegeben ſein. Es iſt ſehr liebevoll von Ihnen, daß Sie, wie Sie ſagen, mein Leben nicht durch Ihre Niedergeſchlagenheit ſtören wollen. Allein, weiß ich ſie darum weniger, wenn ich ſie in Ihrem Verſtummen erkenne, und muß ſie mich denn nicht gerade darum mehr beunruhigen, weil ich den Grad, die Farbe, die Art derſelben weniger kenne? Sie können verſichert ſein, daß ich immer den herzlichſten und mitfühlendſten Antheil an Ihnen und Allem, was Ihnen begegnet, nehme, und daß ich auch auf dieſelbe Weiſe den Unfall anſehe, daß Sie gerade jetzt, und überhaupt, eine Ihnen zu bequemer und lieber Gewohnheit gewordene Wohnung aufgeben müſſen. Allein ich möchte Ihnen doch, liebe Charlotte, bei einem ſolchen Falle

mehr Stärke, mehr innere, äußern Unfällen entgegen ſtrebende Heiterkeit wünſchen, da Ihnen ſo vieles zum innern Genuß bleibt. Es ſoll dies gewiß auch nicht der fernſte und leiſeſte Vorwurf ſein, ich möchte lieber alles, als Ihnen im mindeſten weh thun. Aber es iſt einmal meine Art, denen, mit denen ich vertraulich umgehe, durchaus und ganz wahr zu reden, unverholen zu ſagen, was mir nicht zu billigen ſcheint, und ihnen die Vorſtellungen zu machen, durch die ſie meiner Ueberzeugung nach in ſich ſtärker, feſter und dadurch ſelbſtändiger und minder abhängig von äußern Zufälligkeiten werden. Alſo ſeien Sie mir um dasjenige, was ich Ihnen hier ſage und ſagen werde, nicht böſe. Sehen Sie es auch nicht als etwas an, das der leicht ſagen kann, der ſelbſt nur in glücklicher und genügender Lage vor ähnlichen Unfällen ſicher iſt. Es kommt nicht auf die äußere Urſache an, von welcher der Schmerz oder die Widerwärtigkeit entſteht, und der Himmel hat Schmerz und Widerwärtigkeit ſo weiſe vertheilt, daß der äußerlich noch ſo vorzüglich Begünſtigte darum keinen Augenblick hindurch freier iſt von Anläſſen und Urſachen innern Schmerzes. In einem ſchon ziemlich langen und gar nicht in einfachen Verhältniſſen hingegangenen Leben ſind mir mannichfaltige Dinge vorgekommen, die mich augenblicklich oder auf lange aus meinem ganzen gewohnten Lebenswege in einen andern, in vielen, gerade das Innerſte berührenden Punkten verſchiedenen geſtoßen haben. Ich bin alſo den Empfindungen, die Sie jetzt haben, auf keine Weiſe fremd, und kann mir jeden Tag, da wir in der Hand des Schickſals ſind, eine ähnliche bevorſtehen. Ich verkenne auch darum die Art Ihrer Empfindungen nicht, weil ich, wie Sie allerdings Recht haben zu ſagen, nicht gerade mit der äußern Urſache ſympathiſiren kann. Das Wechſeln einer Wohnung, das mir

so oft von den angenehmsten zu den unlieblichsten begegnet ist, würde auf mich allerdings wenig Einfluß haben. Ich lebe zwar auch beständig in meiner Stube, bin jetzt zum Beispiel, trotz des Sonnenscheins, seit 8 Tagen mit keinem Fuße anders, als zu den durch Gewohnheit bestimmten Tageszeiten, in das Nebenzimmer zu meiner Familie gekommen. Ich habe keine Bedürfnisse der Art, jede Stube ist mir gleich, ich brauche keine Bequemlichkeiten, den Rohrstuhl, auf dem ich sitze, und den Tisch, an dem ich schreibe, ausgenommen. Sie würden keinen Spiegel, kein Sopha, nichts von dem allen bei mir finden. Allein auf die Ursache der Trauer kommt gar nichts an, es gilt nur diese, und ich sage Ihnen das nur, um jedem, auch stummen Einwand zu begegnen, daß ich bei einem Unfall, wie er Sie jetzt betrifft, mich nicht in Ihre Lage versetzen könnte. Ich kann es gewiß, da jeden reizbaren und nicht empfindungslosen Menschen niederschlagende Empfindungen ähnlicher Art betreffen. Aber gerade darum, meine eigenen Erfahrungen benutzend, muß ich Sie doch bitten, liebe Charlotte, sich durch dies Ereigniß nicht auf solche Weise beugen zu lassen. Ich kann es nach Ihrer eigenen Schilderung nicht sowohl für ein empfindliches Uebel halten, daß Sie gerade diese Wohnung verlassen, sondern mehr, daß Sie nicht wieder eine ungenirte Gartenwohnung mit Stille und Einsamkeit und ohne Mitbewohner gefunden haben. Was Sie mir einmal von der Kälte und Feuchtigkeit der Wände, auch wo Sie schlafen, sagten, hat mich sehr geschreckt, und kann Ihnen unmöglich zuträglich gewesen sein. Trotz alle dem, was sich da sagen läßt, bleibt der Verlust, bis Sie eine andere ländliche und stille Wohnung finden, sehr groß, und läßt sich nicht wegraisonniren auf keine Weise. Aber da, liebe Charlotte, bleibt, außer

der Resignation, das zu tragen, was unabänderlich ist, doch auch der Genuß dessen, was Ihnen in Ihrem innern Leben unentreißbar bleibt, das Andenken an alles, was Ihnen theuer ist, der Umgang mit einigen Personen, denen Sie geneigt sind, das Bewußtsein eines immer reinen Gemüths ein bewegtes Leben hindurch, die Genugthuung an einem sich selbst geschaffenen Dasein, endlich, darf ich auch mit Freuden hinzusetzen, nach dem, was Sie mir so oft sagen, die Beschäftigung mit mir, die Sicherheit, wie innig ich alles Weh und alle Freude theile, die sich in Ihnen bewegen. Eine gewisse Stärke bedarf der Mensch in allen, auch den glücklichsten Verhältnissen des Lebens, vielleicht kommen sogar Unfälle, wie sie jetzt einen erfahren, um dieselbe zu prüfen und zu üben, und wenn man nur den Vorsatz faßt, sie anzuwenden, so kehrt bald, auch selbst dadurch Heiterkeit in die Seele zurück, die sich allemal freuet, pflichtmäßige Stärke geübt zu haben. — —

Ueberhaupt, liebe Charlotte, und ich denke das oft, mag es wohl sein, daß ich anders bin, als Sie sich mich manchmal gedacht hatten. Das kann eigentlich nicht fehlen, wenn man sich fast nie gesehen und nie mit einander gelebt hat. Ich schrieb Ihnen, im Beginn unsers Briefwechsels, Sie müssen mich nehmen, wie ich bin, ich kann aus meinem Wesen, wie es ist, nicht herausgehen. Meine wahren und eigentlichen Gesinnungen überhaupt und gegen Sie, liebe Charlotte, bleiben immer dieselben und ändern nie. Ob Ihnen der Ausdruck immer gleich erfreulich und ansprechend ist, dafür kann ich nicht einstehen. Ich kann meiner Freiheit, weder in der Häufigkeit, noch in der Art, wie ich schreibe, etwas nehmen, und muß Sie da, wo ich zufällig nicht mit Ihnen oder Ihren Bemerkungen übereinstimme, um Nachsicht bitten. Daß ich in Wahrheit Theil an Ihnen

nehme, daß ich Ihnen auch gern ſchreibe, ſehen Sie genug auch daraus, daß ich Ihnen vom Anfange an frei und offen, wie ich immer bin, ſagte, daß ich ungern ſchreibe, daß Sie ſelten und kurze Briefe von mir bekommen würden, und daß ich doch häufig, und wie ſelbſt dieſer zeigt, ſehr lange Briefe wirklich ſchreibe. Um zu Ihrer Lebenserzählung zurückzukehren, ſo kann ich Ihnen nur wiederholen, daß Sie mir durch die Fortſetzung wahre Freude machen werden, muß aber auch hinzuſetzen, daß meine Bitte immer von der Vorausſetzung ausgeht, nicht blos, daß Sie es gern thun, das weiß ich gewiß, ſondern auch, daß Sie Stimmung und Zeit in Anſchlag bringen, und ſich nur dann damit beſchäftigen, wenn beide es erlauben; ich weiß ja, wie gewiſſenhaft Sie Ihre Zeit anwenden und darüber denken, und Sie wiſſen, wie dies meine wahre Achtung für Sie erhöhet. Was Sie mir von den Geiſtererſcheinungen ſagen, hat mich noch neugieriger darauf gemacht. Ich bin ganz der Meinung Ihres verewigten Vaters. Niemand kennt den geheimen Zuſammenhang der Dinge, und ich werde keinen Unglauben haben. Leben Sie nun herzlich wohl, liebſte Charlotte! Suchen Sie ſich zu erheitern, thun Sie es auch aus Liebe zu mir, und glauben Sie, daß niemand ſo gern und ſo oft an Sie denkt, als ich. Ihr H.

Sechzehnter Brief.

Berlin, den 12. April 1823.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre wenigen Zeilen, welche Ihnen Ihre liebevollen Gesinnungen eingaben. Ihre Worte: „nehmen Sie dem gepreßten Herzen die Worte nicht genau, so wenig als den Kleinmuth, der Folge schwerer Verhängnisse ist" — diese Worte haben mich tief gerührt. Niemals werden Sie in meinen Gesinnungen den leisesten Wandel erkennen. — Ihrem nächsten Briefe sehe ich nun mit großem Verlangen entgegen; aus einigen Aeußerungen möchte ich schließen, daß ich Ihnen eine angenehmere Aussicht eröffnet habe. — H.

Siebzehnter Brief.

Berlin, den 25. April 1823.

Ich wollte mich eben hinſetzen, liebe Charlotte, Ihren lieben Brief vom 9. dieſes zu beantworten, als ich zu meiner großen Freude den vom 20. bekam. Ich glaubte ſchon, Sie wollten, ehe Sie mir ſchrieben, erſt eine Antwort von mir abwarten. Ich freue mich ſehr, Sie nicht in dem Hauſe zu wiſſen, vor deſſen unlieblichen Bewohnern Sie mit Recht einen ſo großen Abſcheu hatten. Sie haben bei Ihrem neuen Etabliſſement wenigſtens an Ruhe und Einſamkeit gewonnen. Der Freund, der Ihnen erſchien, um Ihnen den Rath zu geben, jener Wohnung zu entſagen, auch als Sie noch keine andere hatten, hat ſich ein wahres Verdienſt um das nächſte Jahr Ihres Lebens erworben, und ein Jahr iſt ein großer Abſchnitt, wenn man es in plagenden Umgebungen zubringen muß. Indeſſen hätte ich doch gewünſcht, Sie hätten die neue Wohnung nur auf den Sommer genommen, im Winter war es weniger widrig, in der Stadt zuzubringen. Die Beſchreibung, die Sie nicht blos von den untern, auch von den obern Zimmern machen, iſt von der Art, daß es doch ſchwer halten wird, daß Sie den Winter dort zubringen, ohne wenigſtens ſehr gründliche Verbeſſerungen, bei Oefen, Wänden, Fenſtern und Thüren anzubringen, was das Lokal nicht einmal immer recht erlaubt, und was überdies nicht ohne Koſten abgeht. Ich begreife indeß vollkommen Ihren Widerwillen vor der Stadt.

Wäre ich nicht meiner Kinder wegen hier, die einmal ihrer Verhältniſſe wegen die Stadt, zumal im Winter, nicht verlaſſen können, ſo würde ich immerfort auf dem Lande bleiben. Selbſt, wo die Gegend nicht reizend wäre, bleibt der Anblick des freien Himmels ſchon viel. Der Anblick des Himmels hat überhaupt unter allen Umſtänden einen unendlichen Reiz für mich, bei ſternenhellen, wie bei dunkeln Nächten, bei heiterm Blau, wie bei ziehenden Wolken, oder dem traurigen Grau, worin ſich das Auge verliert, ohne etwas darin zu unterſcheiden. Jeder dieſer Zuſtände entſpricht einer eigenen Stimmung im Menſchen, und wenn man das Glück hat, dieſe Stimmung nicht gerade von den Elementen empfangen zu müſſen, nicht düſter zu werden mit dem düſtern Himmel, ſondern in der aus dem reinen Innern entſprungenen Stimmung, durch den Anblick des Himmels nur in andere und andere Betrachtungen verſenkt zu werden, ſo hat man wenigſtens kein Mißfallen am farbloſen Himmel, wenn man auch dem ruhig und mild ſtrahlenden natürlich den Vorzug giebt. Mir iſt überhaupt das Klagen über Wetter fremd, und ich kann es an Andern nicht ſonderlich leiden. Ich ſehe die Natur gern als eine Macht an, an der man die reinſte Freude hat, wenn man ruhig mit allen ihren Entwickelungen fortlebt, und die Summe aller als ein Ganzes betrachtet, indem es nicht gerade darauf ankommt, ob jedes Einzelne erfreulich ſei, wenn nur der Kreislauf vollendet wird. Das Leben mit der Natur auf dem Lande hat vorzüglich darin ſeinen Reiz für mich, daß man die Theile des Jahres vor ſeinen Augen abrollen ſieht. Mit dem Leben iſt es nicht anders, und es ſcheint mir daher immer aufs mindeſte eine müſſige Frage, welches Alter, ob Jugend oder Reife, oder ſonſt einen Abſchnitt man vorziehen möchte. Es iſt immer nur

eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, daß man wahrhaft wünschen könnte, in Einem zu bleiben. Der Reiz der Jugend besteht gerade im heitern und unbefangenen Hineinstreben in das Leben, und er wäre dahin, wenn es einem je deutlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führt, etwa wie das Treten der Leute, die in einem Rade eine Last in die Höhe heben. Mit dem Alter ist es nicht anders, es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts anders, als ein Hinaussehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge verlassen wird, ohne sie zu entbehren, indem man doch zugleich sie liebt und mit Heiterkeit auf sie hinblickt, und mit Antheil in Gedanken bei Ihnen verweilt. Selbst ohne auch religiöse Gedanken an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeschreiblich Bewegendes, sich in der Unendlichkeit des Luftraums zu verlieren, und benimmt so auf einmal alle kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens, und der Wirklichkeit ihre sonst leicht einengende Wichtigkeit. So sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste ist, so giebt es gerade nichts gegenseitig mehr Beschränkendes, als die Menschen, wenn sie, enge zusammengedrängt, nur sich im Auge haben. Man muß erst oft wieder in der Natur ein höheres und über die Menschheit waltendes Wesen erkennen und fühlen, ehe man zu den beschränkten Menschen zurückkehrt. Nur dadurch auch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht so wichtig zu halten, nicht so viel auf Glück oder Unglück zu geben, Entbehrung und Schmerz minder zu achten, und nur auf die innere Stimmung, die Verwandlungen des Geistes und Gemüths seine Aufmerksamkeit zu richten, und das äußere Leben bis auf einen gewissen Grad in sich untergehen zu lassen. Der Gedanke des Todes hat dann

nichts, was abschrecken oder ungewöhnlich bekümmern könnte, man beschäftigt sich vielmehr gern mit ihm, und sieht das Ausscheiden aus dem Leben, was ihm auch immer folgen möge, als eine natürliche Entwickelungsstufe in der Folge des Daseins an. Ich komme zum Theil mit deshalb auf diese Betrachtungen, weil ich eben die Zugabe zu Ihrem zweiten Heft gelesen habe, für die ich Ihnen herzlich danke und deren Inhalt damit enge zusammenhängt. Es ist schwer zu bestimmen, was man über die Thatsachen, denn als solche muß man Selbsterfahrenes ansehen, sagen soll.

Daß eine geliebte Person im Augenblick ihres Abscheidens, oder auch nachher, den Elementen und der Sinnenwelt die Kraft abgewinnt, zu erscheinen, läßt sich zwar auch nicht weiter begreiflich machen, allein die menschliche Seele empfindet doch selbst Dinge in sich, welche die Möglichkeit, wenn auch nur in einem Schleier, durchblicken lassen. Wer je Sehnsucht in sich getragen hat, begreift, daß sie eine Stärke gewinnen kann, die von selbst die gewöhnlichen Schranken der Natur durchbricht. Es mag aber auch bei dem, der etwas sehen soll, eine Empfänglichkeit nothwendig sein, die Geistergegenwart zu vernehmen, und wir mögen manchmal von Geistern umgeben sein, ohne es zu wissen oder zu ahnen. Warum man weniger Geister sieht, weniger von Erscheinungen hört, läßt sich eher erklären. Unter den Geschichten von ehemals waren wohl viele falsch, nicht gerade erfundene, aber ununtersucht gebliebene, oder nicht verstandene, natürliche Ereignisse. Man hatte mehr Glauben überhaupt und auch an diese Dinge, man war mehr zur Furcht vor dem Uebernatürlichen geneigt; die Meinung von einem bösen Geist, der quäle und verführe, wurde sinnlicher und materieller genommen. Indeß mag auch außerdem richtig sein, daß doch auch wahre

Erzählungen, wirklich übernatürliche Wirkungen, wie die von Ihnen beobachtete, häufiger waren, und wenn das ist, ist die Erklärung freilich schwierig, zumal wo so eine Wirkung an mehreren sehr verschiedenartigen Menschen beobachtet wurde, wie es in Ihrem Hause der Fall war. Denn Erscheinungen und Gesichter Einzelner würden sich eher erklären lassen. Ich sagte schon erst, daß eine gewisse Empfänglichkeit auch zur Wahrnehmung des Uebersinnlichen gehöre. Diese mochten die Menschen in jener Zeit mehr haben, wo sie weniger weltlich zerstreut lebten, ihr Gemüth innerlicher gesammelt, frommer und ernster auf ein Wesenreich außerhalb der irdischen Welt gerichtet war. Gerade bei einem Manne von so würdigem, tief religiös gestimmtem Charakter, wie Ihr Vater war, konnte das füglich der Fall sein. Wie es sei, so hat er die Sache trefflich aufgenommen, zugleich ohne Furcht und Unglauben. Die Erzählung hat mich ausnehmend interessirt, ich danke Ihnen herzlich dafür, und sehe es als einen lieben Beweis Ihrer Bereitwilligkeit an, mir Freude zu machen, daß Sie so bald meinen Wunsch in dieser Sache erfüllt haben, und zu einer Zeit, wo Sie durch Ihr Umziehen auch sehr gestört waren. — Da das Wetter so rauh ist, bin ich noch mit meiner Familie in der Stadt, und gehe auch vorerst nur auf mein nahe gelegenes kleines Landgut Tegel. Nachher vermuthlich nach Ottmachau in Schlesien, auf 6 bis 8 Wochen. Leben Sie herzlich wohl und verwahren Sie sich ja in Ihrer Wohnung gegen die Einflüsse der äußern Luft, die noch gar nicht frühjahrmäßig ist. Ihr H.

Achtzehnter Brief.

Tegel, den 15. Mai 1823.

Ich ſchreibe Ihnen, liebe Charlotte, von meinem kleinen Landſitze aus, der Ihnen ſchon bekannt iſt. Ich bin mit den Meinigen ſeit einigen Tagen hier, das Wetter aber begünſtigt uns ſehr wenig. Es iſt ein ewiges Stürmen, Regnen, oder wenigſtens ein mit Wolken bedeckter Himmel. Den letztern liebe ich zwar wohl im Sommer. Wenn die Wolken leicht ſind und nur wie ein zarter Schleier das helle Blau verhüllen, und es dabei windſtill und warm iſt, ſo hat es etwas Wehmüthiges, was einer gleichgeſtimmten Seele ſehr wohl thut. Das Grün iſt noch ſehr zurück, die Eichen im Walde fangen erſt an, Laub anzuſetzen, und nur die früheſten Bäume, Kaſtanien, Flieder und ſolche prangen ſchon in vollem Laube. Dagegen ſind die Blüthen der Obſtbäume reich und ſchön. Ich denke mir täglich, daß Sie das alles nun auch in Ihrem Garten genießen und bin nur bange, daß der Wind und das ſchlimme Wetter, da Ihre Wohnung, wie Sie ſchreiben, gar nicht dicht genug verwahrt iſt, Ihnen darin läſtig ſein werden. Die Anweſenheit meines Bruders in Berlin und eine Reihe anderer kleiner Umſtände hatten gemacht, daß ich den ganzen Winter über in der Stadt geblieben war und gar keinen Aufenthalt hier gemacht hatte; ſo iſt mir das Land

wie neu und ich genieße es doppelt. Es iſt eigentlich wunderbar, daß gerade die freie Natur und die Einſamkeit einen ſo großen Reiz für mich haben, da mein Leben nicht dazu beitragen konnte. Wenn man immer daran gewöhnt geweſen iſt, oder wenn man es in ſehr langer Zeit nicht genoſſen hat, in beiden Fällen kann man eine ſolche Neigung leicht erklären. Die Neuheit tritt im letzten Fall an die Stelle der Gewohnheit. Bei mir war keins von beiden der Fall. Ich bin weder ganz von Land und Einſamkeit, auch nur auf mehrere Jahre entfernt geweſen, noch habe ich beide ſo viel genoſſen, daß ſie mir gleichſam zur andern Natur geworden wären. Als ich viele Jahre lang noch nicht in Geſchäften war, reiſte ich, oder war ſonſt unter Menſchen, hatte nicht einmal ein Gut, und wohnte aus eigener, freilich durch andere Dinge beſtimmter Wahl in kleinen Städten. Die Geſchäfte zogen mich in große und vielfache von aller ländlichen Einſamkeit entfernte Zirkel. Doch auch dann fand ich Mittel, mich zu iſoliren, und war

Man lernt das ſehr

gut, wenn man nur ein hat, das genug die ganze Seele einnimmt. Ich habe es aber immer als eine wahre Wohlthat des Himmels angeſehen, für die ich dem Geſchick nicht genug danken kann, und empfinde es noch jeden Tag eben ſo, daß es mich gerade in meinem Alter in die Lage verſetzte, in der ich, wie es auch ſonſt immer ſein möge, dieſer Lieblingsneigung frei nachhängen kann. Die Meiſten legen es mir noch als eine Anſpruchloſigkeit und Philoſophie aus, daß ich nicht blos im Augenblicke, wo es geſchah, die Geſchäftswirkſamkeit mit Gleichmuth aufgegeben habe, ſondern auch ſeitdem ruhig, beſchäftigt und glücklich lebe, ohne Plan wieder in dieſelbe zu treten und mit ſichtbarer Abweſenheit aller Zeichen, daß ich auch ver-

ſteckt irgend eine Sehnſucht darnach habe. Ich mache mir nicht das mindeſte Verdienſt daraus, weil ich weiß, daß ich keins dabei habe. Was geſchehen iſt, entſprach meiner Neigung, die ſich auf Grundlagen meines innern Charakters ſtützt, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie dauernd iſt. Sie wird nie geſchwächt werden. Es iſt mir überhaupt immer eine widrige Idee geweſen, ſo bis zum Ende des Lebens an Verhältniſſen Theil zu nehmen, die mit dem Moment des Todes alle gleichſam zu nichts werden, von denen man nichts jenſeits mit hinüber nimmt. Und doch iſt in Geſchäften alles in dieſer Art. Ganz anders iſt es mit der Beſchäftigung mit Ideen und Kenntniſſen. Auch wenn die letztern ganz ins Einzelne eingehen, hängen ſie doch zuletzt immer mit Ideen zuſammen, die, wenn man ſie recht verfolgt, ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieſer Welt haben.

Was man in dieſer Art erwirbt und ausbildet, behält man wahrhaft und trägt es mit ſich, ſo lange noch überhaupt Daſein währt. Es hat mir immer unmöglich geſchienen, daß, was einmal in mir denkt und empfindet, je aufhören könnte zu denken und zu empfinden. Wenn auch Zwiſchenräume mangelnden Bewußtſeins eintreten, wenn die verſchiedenen Zuſtände des Seins nicht verknüpft ſein ſollten durch zuſammenhängende Erinnerung, ſo wirkt die einmal gefaßte Idee darum nicht minder auf das Weſen und den innern Gehalt der Seele. Ganz anders iſt es, wenn man die, an äußern Verhältniſſen, wirklichen Geſchäften theilnehmende Arbeit, nicht aus ganz freier Wahl, nicht aus unmittelbarer Liebe zu ihr, ſondern aus andern Rückſichten und als einen Erwerb treibt. Auf dieſe Art würde ich ſie ohne Mühe ſo lange fortſetzen können und fortgeſetzt haben,

wie neu und ich genieße es doppelt. Es ist eigentlich wunderbar, daß gerade die freie Natur und die Einsamkeit einen so großen Reiz für mich haben, da mein Leben nicht dazu beitragen konnte. Wenn man immer daran gewöhnt gewesen ist, oder wenn man es in sehr langer Zeit nicht genossen hat, in beiden Fällen kann man eine solche Neigung leicht erklären. Die Neuheit tritt im letzten Fall an die Stelle der Gewohnheit. Bei mir war keins von beiden der Fall. Ich bin weder ganz von Land und Einsamkeit, auch nur auf mehrere Jahre entfernt gewesen, noch habe ich beide so viel genossen, daß sie mir gleichsam zur andern Natur geworden wären. Als ich viele Jahre lang noch nicht in Geschäften war, reiste ich, oder war sonst unter Menschen, hatte nicht einmal ein Gut, und wohnte aus eigener, freilich durch andere Dinge bestimmter Wahl in kleinen Städten. Die Geschäfte zogen mich in große und vielfache von aller ländlichen Einsamkeit entfernte Zirkel. Doch auch dann fand ich Mittel, mich zu isoliren, und war

Man lernt das sehr

gut, wenn man nur ein hat, das genug die ganze Seele einnimmt. Ich habe es aber immer als eine wahre Wohlthat des Himmels angesehen, für die ich dem Geschick nicht genug danken kann, und empfinde es noch jeden Tag eben so, daß es mich gerade in meinem Alter in die Lage versetzte, in der ich, wie es auch sonst immer sein möge, dieser Lieblingsneigung frei nachhängen kann. Die Meisten legen es mir noch als eine Anspruchlosigkeit und Philosophie aus, daß ich nicht blos im Augenblicke, wo es geschah, die Geschäftswirksamkeit mit Gleichmuth aufgegeben habe, sondern auch seitdem ruhig, beschäftigt und glücklich lebe, ohne Plan wieder in dieselbe zu treten und mit sichtbarer Abwesenheit aller Zeichen, daß ich auch ver-

ſteckt irgend eine Sehnſucht darnach habe. Ich mache mir nicht das mindeſte Verdienſt daraus, weil ich weiß, daß ich keins dabei habe. Was geſchehen iſt, entſprach meiner Neigung, die ſich auf Grundlagen meines innern Charakters ſtützt, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie dauernd iſt. Sie wird nie geſchwächt werden. Es iſt mir überhaupt immer eine widrige Idee geweſen, ſo bis zum Ende des Lebens an Verhältniſſen Theil zu nehmen, die mit dem Moment des Todes alle gleichſam zu nichts werden, von denen man nichts jenſeits mit hinüber nimmt. Und doch iſt in Geſchäften alles in dieſer Art. Ganz anders iſt es mit der Beſchäftigung mit Ideen und Kenntniſſen. Auch wenn die letztern ganz ins Einzelne eingehen, hängen ſie doch zuletzt immer mit Ideen zuſammen, die, wenn man ſie recht verfolgt, ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieſer Welt haben.

Was man in dieſer Art erwirbt und ausbildet, behält man wahrhaft und trägt es mit ſich, ſo lange noch überhaupt Daſein währt. Es hat mir immer unmöglich geſchienen, daß, was einmal in mir denkt und empfindet, je aufhören könnte zu denken und zu empfinden. Wenn auch Zwiſchenräume mangelnden Bewußtſeins eintreten, wenn die verſchiedenen Zuſtände des Seins nicht verknüpft ſein ſollten durch zuſammenhängende Erinnerung, ſo wirkt die einmal gefaßte Idee darum nicht minder auf das Weſen und den innern Gehalt der Seele. Ganz anders iſt es, wenn man die, an äußern Verhältniſſen, wirklichen Geſchäften theilnehmende Arbeit, nicht aus ganz freier Wahl, nicht aus unmittelbarer Liebe zu ihr, ſondern aus andern Rückſichten und als einen Erwerb treibt. Auf dieſe Art würde ich ſie ohne Mühe ſo lange fortſetzen können und fortgeſetzt haben,

als nur die Kräfte es zulaſſen. Darin ſind Frauen beſonders gut daran, daß die Arbeiten, die ſie auf Weiſe machen, wenn auch nicht immer ganz, doch den Kopf wenig, nehmen, und

Jahre den

mich zwar leicht an einen neuen Ort, bleibe lieber an einem alten, und es hat vorzüglich großen Reiz für mich, ſo in demſelben die Reihe Jahreszeiten vorübergehen zu ſehen. Die bloßen regelmäßigen Veränderungen der Zeit haben einen Reiz für mich, den ich mir oft ſelbſt vergebens zu erklären verſucht habe. Sie werden ſagen, daß bei der völligen Freiheit, die ich genieße, ich leicht auch hier mein Leben nach meinen Wünſchen einrichten könnte. Allein es giebt doch immer auch für den Freieſten Umſtände, die ihn mit einer gewiſſen Nöthigung beſtimmen, und ſo geht es auch mir. Gleich in dieſem Jahre werde ich nur bis zum 1. Juni hier bleiben und dann nach Schleſien gehen, wo meine Abweſenheit wohl zwei Monate dauern kann, dann kehre ich vermuthlich hierher zurück. Es thut mir leid, daß ich in dieſem Jahre gar nicht, oder nur kurz, nach Burgörner

kommen werde, da Sie mich gerade vorzugsweiſe gern dort wiſſen mögen. Leben Sie nun herzlich wohl und verzeihen Sie, wenn ich in dieſen Zeilen viel von mir ſprach. Ich rede zu Ihnen, wie zu mir ſelbſt, und habe es auch gern, wenn Sie mir von ſich erzählen. Mit der herzlichſten Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Neunzehnter Brief.

Tegel, den 26. Mai 1823.

Unſere Briefe haben ſich gekreuzt, liebe Charlotte, ich hatte Ihnen geſchrieben, ohne einen Brief von Ihnen abzuwarten, und Sie haben den Ihrigen früher als gewöhnlich abgehen laſſen. Sie werden aus meinem letzten geſehen haben, daß ich meiner Abreiſe nahe bin, und ich werde daher nur wenige Worte heute ſagen. Ich habe mit großem und herzlichem Bedauern aus Ihrem Brief geſehen, daß Sie leidend ſind und über Uebel klagen, die Sie mehr als ſonſt gewöhnlich beläſtigen. Viel iſt wohl auf die Veränderung der Wohnung und die Unruhe und Sorge zu ſchieben, die Ihnen das Aufſuchen Ihrer neuen verurſacht hat. Ich ſchmeichle mir daher mit der Hoffnung, daß es vorübergehen wird, wenn Sie ſich mehr an die neuen Umgebungen gewöhnen und die vorrückende Jahreszeit Ihnen den Aufenthalt in dem neuen Garten annehmlicher macht. Es hat mich in dieſer Hinſicht ſehr gefreut, in Ihrem Briefe zu finden, daß ſchon damals Sie ſich mehr mit dem Garten, den Sie jetzt inne haben, ausgeſöhnt hatten. Ich fürchte nur immer den Winter; bei einer ſchwächlichen Geſundheit, wie die Ihrige leider immer iſt, bleibt doch eine in den Mauern dichte und gegen Witterung gehörig verwahrende Wohnung die Hauptſache. Das ſcheint aber die Ihrige nach Ihrer Beſchreibung gar nicht zu ſein. Sprechen Sie darüber, ehe die Noth des Winters heran-

kommt, mit einem Sachverſtändigen, laſſen Sie ihn darüber urtheilen und folgen einem ſolchen Rath. Es wäre allerdings ſchlimm, wenn Sie die Wohnung wieder verlaſſen müßten, aber doch beſſer, als die Geſundheit aufs Spiel zu ſetzen. Folgen Sie meinem Rath, liebe Charlotte, dem ich die Bitte hinzufüge: ſchonen Sie ſich, gönnen Sie ſich vorerſt Ruhe nach ſo vielen Anſtrengungen und Abmühen.

Die Stelle in Ihrem Briefe über das Pfingſtfeſt hat mich ſehr gefreut und ſpricht ganz Ihr tiefſtes Gemüthsbedürfen aus. Auch mir iſt es eigentlich das liebſte unter den großen Feſten. Seine heilige Bedeutung, das Herabſteigen göttlicher Kraft auf menſchliche Weſen, hat etwas zugleich Tröſtendes und Erhebendes, und das doch nicht über der Faſſungskraft unſers Geiſtes liegt, da man wohl zu begreifen vermag, wie ſich geiſtig Göttliches und Menſchliches miſcht. Irdiſch genommen aber iſt es ein gar liebliches Feſt, weil es den Winter recht eigentlich beſchließt und man nun dem heitern Sommer entgegengeht. — Was Sie über Schmerz ſagen, begreife ich ſehr wohl, nämlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und beſonders den Schmerz, nicht ſehr zu achten. Es hat mir ſchon öfter geſchienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel Stärke darin verliehen, und dies iſt wohl das Zeichen einer ſchönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, ſich abhärten zu wollen. Ich will es daher auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, ſondern vielmehr von innigem Herzen wünſchen, daß Schmerz und Unglück, ſo wie jeder Kummer von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden,

wo ich kann, dazu beitragen. Aber bei einem Manne muß das anders sein. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrschaft über sich einräumt, wenn er ihn ängstlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders sein, als im Manne. Einer Frau geziemt es sehr wohl, und scheint natürlich in ihr, sich an ein anderes Wesen anzuschließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen besitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfniß würde, so wäre es sicher ein Mangel oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich da zu stehen.

Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war sehr natürlich. Sie können aber überzeugt sein, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigener, wohlerprüfter Erfahrung kenne.

Der Tag meiner Abreise ist zwar noch nicht bestimmt, doch ist er in jedem Falle so nahe, daß mich kein Brief von Ihnen hier mehr findet, darum ich Sie bitten muß, mir so zu schreiben, als ich Ihnen neulich sagte. Indem ich von Herzen wünsche, daß es bald besser und recht gut mit Ihrer Gesundheit gehen möge, wiederhole ich Ihnen die Versicherung meiner herzlichsten Theilnahme und Anhänglichkeit. Ihr H.

Glück und Unglück verliert von seinem Werth, wenn es den Kreis der innern Empfindung verläßt. So wie

die Wirklichkeit in der That immer armſelig und beſchränkt iſt, ſo vermindert ſich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entſtanden iſt, muß es bleiben und wachſen, und wenn es vergänglich iſt, wieder vergehen und ſterben. Mit dem Unglück iſt es nicht anders. Der im eigenen Buſen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man ſich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Bruſt bewahrt.

Troſt wüßte ich bei einem Andern, als mir ſelbſt, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schickſal durch ſich einflößt, geben, wenn ich nicht ſelbſt Stärke genug beſäße, mich ſelbſt zu tröſten. Dies mag indeß bei Frauen billig anders ſein. Wenn es bei einem Manne anders iſt, iſt es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß ſich ſelbſt genug ſein.

Mitleid iſt gar eine widrige Empfindung, und Theilnahme zwar eine ſehr ſchöne, aber nur in einer gewiſſen Art.

Es iſt mir unendlich viel werth, zu wiſſen, daß Sie an allem, was mir begegnet, einen ſo innigen Antheil nehmen, allein dieſe Theilnahme wirklich zu erfahren, ihrer gewiſſermaßen zu bedürfen, könnte ich nicht zu den erwünſchteſten Gefühlen rechnen. Ueberhaupt iſt mir das Bedürfen ungemein, nämlich für mich, nur für mich und mein Gefühl, zuwider. Von jeher habe ich geſtrebt, nichts

außer mir selbst zu bedürfen. Es ist vielleicht nicht möglich, je ganz dahin zu gelangen, aber, wenn man es erreichte, so wäre man erst dann, auf vollkommen reine und uneigennützige Weise, der höchsten Freundschaft und der höchsten Liebe fähig, sowohl sie zu gewähren, als zu genießen. Denn das Bedürfen ist immer etwas Körperlichem im Geistigen ähnlich, und was dem Bedürfniß angehört, geht dem wahren Vergnügen ab. Befriedigung des Bedürfnisses ist nur Abhülfe eines Uebels, also immer etwas Negatives, das wahre Vergnügen aber, körperlich und geistig, muß etwas Positives sein. Wer also z. B. am wenigsten der Freundschaft bedürfte, der empfindet die, die ihm gewährt wird, am vollsten und süßesten, sie ist ihm ein reiner und ungetrübter Genuß, ein Zuwachs, den er zu seinem, schon in sich geschlossenen und beglückenden Sein erhält; er gewährt sie dann auch am beglückendsten für den Andern, denn es ist in ihm keine Rücksicht auf sich, nur einzig auf den Andern dabei. Je stärker und sicherer zwei Wesen, jedes in sich gewurzelt, je einiger mit sich und ihrem Geschick sie sind, desto sicherer ist ihre Vereinigung, desto dauernder, desto genügender für jeden.

Fehlt es dem Einen an dieser Sicherheit, so bleibt dem Andern für Beide hinreichend übrig. Nur was so die Alltagsbegriffe der Freundschaft und Liebe von gegenseitigem Stützen auf einander sagen, ist schwach und nur für sehr mittelmäßige Menschen und Empfindungen gemacht, denn leicht stürzen dabei beide, indem keinem die Schwachheit des Andern Gewähr der Sicherheit leistet. Nur auf diese Weise müssen Sie mich verstehen, wenn ich von männlicher Selbständigkeit rede, die ich wirklich für die erste Bedingung männlichen Werths halte. Ein Mann, der sich durch Schwächen verführen, hinreißen läßt, kann gut,

in andern Punkten recht liebenswürdig sein, er ist aber kein Mann, sondern eine Art Mittelding zwischen beiden Geschlechtern. Er sollte daher eigentlich, obgleich dies manchmal sehr umgekehrt ist, nicht ausgezeichneten Beifall bei Frauen finden. Denn die schöne und reine Weiblichkeit sollte nur durch die schönste und reinste Männlichkeit angezogen werden.

Zwanzigster Brief.

Ottmachau, den 12. Juli 1823.

— — — — Die Güter, welche ich in dieſem Augenblicke bewohne — von denen ich Ihnen ſchon einmal ſprach —, beſitze ich erſt ſeit 1820. Sie ſind ſehr reizend belegen. Das alte Schloß liegt auf einem Hügel, von dem man einen Kreis der ſchleſiſchen, böhmiſchen und mähriſchen Gebirge überſieht, und zwiſchen dieſen Hügeln, an deren Fuß die Neiſſe hinläuft, und dem Gebirge ſind die anmuthigſten Aecker, Wieſen und Gebüſche, zu denen auch meine Beſitzungen gehören. Ich bewohne zwar dies Schloß nicht, da es nicht ausgebaut iſt und nur einige bewohnbare Zimmer für meine Kinder hat, aber ein recht bequemes und gutes Haus, ein wenig tiefer, dient mir zur Wohnung und hat auch größtentheils dieſelbe Ausſicht.

Daß ich in einer glücklichen Lage bin, iſt ſehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glücks als meiner Anſtrengungen iſt. Das iſt vollkommen wahr, und macht mir mein Glück, wenn ich ſo ſagen ſoll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, iſt mir unendlich lieber, als etwas durch mein Verdienſt Erſtrebtes. Wer mit der erſten beſchenkt wird, ſcheint für das Schickſal Werth und Wichtigkeit genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin

auch in vielen andern Dingen glücklich geweſen, die ein Anderer nicht ſo, als dieſe Aeußerlichkeiten, beurtheilen kann, ja, ich kann wohl ſagen, daß ſich bis jetzt mein Glück ziemlich in allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, was nicht gerade ſehr weiſe angelegt war, hat nicht die üblen Folgen gehabt, die daraus hätten entſtehen können, anderes, das gar nicht ſonderliche Mühe koſtete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen anzuſehen, und habe Muth, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlaſſen kann. Daher macht auch dies Glück mich doppelt vorſichtig. Träfen mich große Unglücksfälle im Aeußerlichen, oder moraliſch, oder in meiner Geſundheit, ſo würde ich dadurch natürlich leiden wie ein Anderer, aber ſie würden mich ſehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lang Genoſſene zurückblicken, und meine innere Ruhe würde ſolche Zuſtände nicht zerſtören oder nur bedeutend ergreifen. Eben jene Selbſtändigkeit, von der ich erſt ſprach, giebt Mittel, jedem Unglück ſo zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigſtens ganz andere Bedeutung, als für andere Menſchen haben. Und das iſt mir immer eigen geweſen. Sie reden in Ihrem Briefe, liebe Charlotte, den ich hier die Freude hatte vorzufinden und wofür ich Ihnen noch nicht dankte, von der Sehnſucht und fragen mich, ob ich ſie wohl je gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indeß iſt es freilich wahr, und ich ſage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher eine Selbſtanklage iſt, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas geſtört wird. Ich lernte früh mir in meinen eigenen Gedanken und meinen von keiner fremden Einwir-

kung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt dieſe Ruhe und Zurückgezogenheit in ſich ſelbſt zu meinen Jahren und iſt mir dadurch doppelt natürlich. Indeß bin ich ſicher, daß dieſe Ruhe und Bedürfnißloſigkeit nie der Wärme meiner Empfindungen geſchadet hat. Wenige Menſchen aber können faſſen, wie man auf der einen Seite nicht mit Unruhe wünſchen und nicht ſchmerzlich entbehren und auf der andern Seite doch voll Dank empfangen und genießen könne. Dennoch kommt es mir äußerſt natürlich vor. Sie müſſen nun aber darum nicht denken, daß ich Sehnſucht und ſelbſt unruhiges Begehren in Andern table. Jeder hat und muß ſeine eigene Weiſe haben, und wenn ich auch in der meinigen bleibe und gewiß in keine andere hinüber zu ziehen bin, ſo mißbillige ich die fremde nicht und bin Ihnen für jeden Ausdruck, jede erneute Verſicherung Ihrer immer gleichen Gefühle für mich ſehr dankbar, ſie bleiben mir immer gleich wohlthätig. Ich hoffe, Sie haben an Ihrer Lebenserzählung wieder gearbeitet und freue mich darauf. In zehn bis zwölf Tagen gehe ich von hier, und hoffe in Berlin Briefe von Ihnen vorzufinden. Mit herzlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Einundzwanzigster Brief.

Tegel, den 11. Auguſt 1823.

Ich bin vorgeſtern nach Berlin und geſtern hierher zurückgekommen und habe mich ungemein gefreut, ein Paquet und Briefe von Ihnen, liebe Charlotte, hier zu finden. Auch habe ich daraus zuerſt erſehen, daß ſie wieder wohl ſind und ſich an Ihre neuen Umgebungen gewöhnen, und ſich wohler darin fühlen, indem Sie ſich mit der Verſchönerung Ihres Gartens beſchäftigen. Nächſtdem danke ich Ihnen recht herzlich für das neue Heft Ihrer Lebensbeſchreibung, das Sie mir geſchickt haben. Ich habe es, wie Sie ſelbſt ermeſſen werden, in dieſen erſten Tagen noch nicht leſen können, indeß habe ich ſchon hier und da darin geblättert, und bin mit dem, was ich angetroffen, ausnehmend zufrieden, ich bin alſo im voraus überzeugt, daß ich es mit dem Ganzen ſein werde. Die Abtheilung nach Jahren iſt gerade das, was ich wollte; die Ausführlichkeit ſchreckt mich ſo wenig ab, daß ich ſie gerade vorzüglich anziehend finde. Ich bitte alſo ja fortzufahren und wenn Sie Muße und Stimmung haben, mit Fleiß und Muth das ſo ſchön Angefangene fortzuſetzen, aber vor allem, in der Ausführlichkeit ja nicht zu ermüden. Da ſie nur aus der vollſtändigen Schilderung der ganzen Individualität entſteht und dieſe den vorzüglichſten Reiz und die größte Wichtigkeit bei ſolchen Schilderungen mit ſich führt, ſo wäre es unrecht, ſie ſcheuen zu wollen. Doch ſollen Sie ſich nicht

über das Ihnen angenehme Maß anstrengen. Es soll keine ermüdende Arbeit, keine Aufopferung sein, sondern eine gemeinschaftliche Erinnerung an die Vergangenheit mit dem, der einen aufrichtigen, herzlichen und sich immer gleich bleibenden Antheil an Ihnen nimmt. Ich sehe erst jetzt den Plan, den Sie bei Ihrer Erzählung sich vorgezeichnet haben. Sie wollen erst Ihre Eltern und Ihre häuslichen Umgebungen schildern und dann auf sich zurückkommen, und da thun Sie wohl, bis zum Tode Ihrer Eltern zu gehen. Sie hätten, ohne das, sie nicht vollständig schildern können, und es war viel besser, das was sie betraf, von Ihrer eigenen Schilderung zu trennen, als beides mit einander zu vermischen. Für die Zueignung danke ich Ihnen ganz besonders. Ich bin der buchstäblichen Wahrheit von allem, was Ihre Schilderung enthält, in mir gewiß. Sie ist Ihrem Charakter eigen, Ihrem Gemüth tief eingeprägt und auch gerade das, was einer solchen Schilderung vorzüglich Werth zu geben vermag. Was Sie in der Vorrede sagen, daß man bei einem solchen Aufzeichnen des Vergangenen sein Leben noch einmal lebt, ist sehr wahr, allein der Eindruck, den die Wirklichkeit, und derjenige, den die bloße Erinnerung macht, sind nothwendig sehr von einander verschieden.

Wo die Begebenheiten schmerzlich sind, ist die Wirklichkeit in ihrem schroffen und starren Wesen, und von der Ungewißheit dessen, was weiter erfolgen wird, begleitet, niederschlagend und zerreißend. Die Erinnerung dämpft diese Gefühle bis zur sanften Wehmuth. Das Schmerzvolle ist nicht mehr ein einzelner, abgeschnitten dastehender Moment, sondern verschmelzt sich mit dem ganzen Leben, und erhält dadurch einen ungleich mildern Charakter. Und sehr wohlthätig und heilsam ist dann gewiß ein solches

rückwärts gehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die mannichfachen Falten des eigenen Gemüths und Herzens ist. Wie gut man sich auch schon erkennen möge, so gewinnt das Bild, je öfter man es wieder zu zeichnen versucht, immer mehr Klarheit, Bestimmtheit, und wird auch wohl in einzelnen Zügen noch berichtigt und der Wahrheit näher gebracht. Die Furcht, daß Sie durch eine Selbstschilderung bei mir verlieren könnten, dürfen und können Sie eigentlich nicht haben. Sie brauchen auch darin nicht, liebe, gute Charlotte, sich an meine Nachsicht und milde Beurtheilung zu wenden. Gerade ein so ausführliches, so das ganze Leben, wie aus seiner ersten Knospe entfaltendes Verwahren bewahrt vor jedem Mißverständniß, jedem Irrthum, jeder falschen Beurtheilung. Es kommt im Menschen, wie Sie auch gewiß denken, immer unendlich mehr auf das Wesen, als auf die einzelnen Handlungen an. Die gewöhnlichen Menschen richten allerdings nur die letzten, wie es auch die Gesetze thun. Aber die Macht, die die Herzen durchspäht, geht auf die Gesinnung, die Absicht, die ganze Beschaffenheit und Stimmung des Gemüths, und dasselbe thut auch die Geschichte. Jede zusammenhängende Erzählung aber, welche die Erfolge aus ihren Ursachen zu entwickeln strebt, ist Geschichte und bringt denselben Eindruck hervor, sie mögen Weltbegebenheiten oder die Schicksale eines einfachen Privatlebens zum Gegenstande haben. Ueberhaupt wünscht man ja nicht darum die Begebenheiten eines Menschenlebens zu übersehen, um sich gleichsam zum Richter darüber aufzuwerfen, am wenigsten ist ein solches Beurtheilen je mir eigen. Die Anschauung eines interessanten Gemüthszustandes, die Betrachtung seiner Ursachen und Folgen, zieht — ohne daß man nur daran denkt zu urtheilen, oder zu richten — das

über das Ihnen angenehme Maß anstrengen. Es soll keine ermüdende Arbeit, keine Aufopferung sein, sondern eine gemeinschaftliche Erinnerung an die Vergangenheit mit dem, der einen aufrichtigen, herzlichen und sich immer gleich bleibenden Antheil an Ihnen nimmt. Ich sehe erst jetzt den Plan, den Sie bei Ihrer Erzählung sich vorgezeichnet haben. Sie wollen erst Ihre Eltern und Ihre häuslichen Umgebungen schildern und dann auf sich zurückkommen, und da thun Sie wohl, bis zum Tode Ihrer Eltern zu gehen. Sie hätten, ohne das, sie nicht vollständig schildern können, und es war viel besser, das was sie betraf, von Ihrer eigenen Schilderung zu trennen, als beides mit einander zu vermischen. Für die Zueignung danke ich Ihnen ganz besonders. Ich bin der buchstäblichen Wahrheit von allem, was Ihre Schilderung enthält, in mir gewiß. Sie ist Ihrem Charakter eigen, Ihrem Gemüth tief eingeprägt und auch gerade das, was einer solchen Schilderung vorzüglich Werth zu geben vermag. Was Sie in der Vorrede sagen, daß man bei einem solchen Aufzeichnen des Vergangenen sein Leben noch einmal lebt, ist sehr wahr, allein der Eindruck, den die Wirklichkeit, und derjenige, den die bloße Erinnerung macht, sind nothwendig sehr von einander verschieden.

Wo die Begebenheiten schmerzlich sind, ist die Wirklichkeit in ihrem schroffen und starren Wesen, und von der Ungewißheit dessen, was weiter erfolgen wird, begleitet, niederschlagend und zerreißend. Die Erinnerung dämpft diese Gefühle bis zur sanften Wehmuth. Das Schmerzvolle ist nicht mehr ein einzelner, abgeschnitten dastehender Moment, sondern verschmelzt sich mit dem ganzen Leben, und erhält dadurch einen ungleich mildern Charakter. Und sehr wohlthätig und heilsam ist dann gewiß ein solches

rückwärts gehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die mannichfachen Falten des eigenen Gemüths und Herzens ist. Wie gut man sich auch schon erkennen möge, so gewinnt das Bild, je öfter man es wieder zu zeichnen versucht, immer mehr Klarheit, Bestimmtheit, und wird auch wohl in einzelnen Zügen noch berichtigt und der Wahrheit näher gebracht. Die Furcht, daß Sie durch eine Selbstschilderung bei mir verlieren könnten, dürfen und können Sie eigentlich nicht haben. Sie brauchen auch darin nicht, liebe, gute Charlotte, sich an meine Nachsicht und milde Beurtheilung zu wenden. Gerade ein so ausführliches, so das ganze Leben, wie aus seiner ersten Knospe entfaltendes Verwahren bewahrt vor jedem Mißverständniß, jedem Irrthum, jeder falschen Beurtheilung. Es kommt im Menschen, wie Sie auch gewiß denken, immer unendlich mehr auf das Wesen, als auf die einzelnen Handlungen an. Die gewöhnlichen Menschen richten allerdings nur die letzten, wie es auch die Gesetze thun. Aber die Macht, die die Herzen durchspäht, geht auf die Gesinnung, die Absicht, die ganze Beschaffenheit und Stimmung des Gemüths, und dasselbe thut auch die Geschichte. Jede zusammenhängende Erzählung aber, welche die Erfolge aus ihren Ursachen zu entwickeln strebt, ist Geschichte und bringt denselben Eindruck hervor, sie mögen Weltbegebenheiten oder die Schicksale eines einfachen Privatlebens zum Gegenstande haben. Ueberhaupt wünscht man ja nicht darum die Begebenheiten eines Menschenlebens zu übersehen, um sich gleichsam zum Richter darüber aufzuwerfen, am wenigsten ist ein solches Beurtheilen je mir eigen. Die Anschauung eines interessanten Gemüthszustandes, die Betrachtung seiner Ursachen und Folgen, zieht — ohne daß man nur daran denkt zu urtheilen, oder zu richten — das

Gemüth des Beſchauers an, wenn der Gegenſtand ihm werth iſt und ſeinen Antheil erweckt, ja, wenn das abgeſondert werden könnte, ſo erblickt man in der einzelnen Geſtalt die allgemeine, in dem einzelnen Menſchen die Menſchheit ſelbſt. Dagegen bin ich überzeugt und habe es ſchon an den bisherigen Heften erfahren, daß Ihre Erzählung mir ſehr oft, ohne daß Sie es wollen, ja, ohne daß Sie es nur ahnen werden, Veranlaſſung geben wird, die Meinung, die Sie mir vor einer langen Reihe von Jahren durch Ihren Anblick und Ihre Geſpräche und nachher durch Briefe und Schilderungen einflößten, und aus der mein warmer, lebhafter und ſich immer gleicher Antheil an Ihnen entſprang, zu beſtätigen, mit neuen Beiſpielen zu belegen und ſelbſt zu erweitern. Fahren Sie alſo ja, theure Charlotte, nur muthig und ohne einige Beſorgniß, je mißverſtanden zu werden, fort. H.

Zweiundzwanzigster Brief.

Den 10. September 1823.

Ich habe nun das empfangene Heft Ihrer Lebensbeschreibung mit großer Sammlung und sehr großem Vergnügen gelesen und wiederhole Ihnen meinen wirklich recht herzlichen und aufrichtigen Dank dafür. Ich habe die Zeiten gewählt, wo ich am freiesten war, mich in die geschilderten Lagen zu versetzen und habe also langsam und mit großem Bedacht jedes Einzelne erwogen. Einige der Schilderungen sind mir ungemein anziehend und reizend vorgekommen. Es muß Sie das nicht wundern. Wenn man den Inhalt dieser Bogen in seinen Resultaten erzählt, so kann das Leben eines Kindes nur höchst unbedeutend scheinende geben. Aber wenn man eine sehr ausführliche Schilderung vor sich hat, ist es durchaus anders. Es ist dann nicht mehr die Sache, das Resultat, es ist die Veränderung, die dabei in der Seele vorgeht, die innere Entwickelung der Ideen und Empfindungen, und die ist bei einem Kinde nicht blos eben so anziehend, als bei Erwachsenen, sondern im Grunde mehr, da das Kind zu mehr Vergleichungen Stoff darbietet. Wie Sie zum Beispiel sich als Kind zeigten, vergleicht man gern mit der Natur Ihrer beiden Eltern, und mit Ihrem eigenen spätern Wesen. Diese drei Punkte haben mir beim Lesen immer gleich deutlich vor Augen gestanden. Es ist vollkommen offenbar, daß, was Sie als Kind charakterisirt hat und was sich überall

in Ihrem künftigen Leben wieder finden wird, wenn Sie in Ihren Schilderungen fortrücken werden, eine gewiſſe Innerlichkeit Ihres Weſens iſt. Sie ſcheinen zwar auch in jenen Jahren der frühern Kindheit ſehr aufmerkſam auf dasjenige geweſen zu ſein, was um Sie herum vorging, allein doch nicht ſowohl, um darin nun wirklich zu leben, als um ſich daraus eine eigene, innere Welt zu bilden. Es iſt eben ſo unverkennbar, daß Sie dieſe, mehr innerliche Natur Ihrem Vater verdanken, in dem ſie nur auf eine andere Weiſe vorhanden und aus anderen Quellen entſprungen war. Ueber Ihre Eltern und ihre gegenſeitigen Vorzüge zu urtheilen, iſt nicht leicht. Wie Beide da in der Welt ſtanden, iſt man ſehr geneigt, ſich doch mehr für Ihre Mutter zu erklären. Sie iſt praktiſch, thätig, muthig, beſonnen, verſtändig und doch nicht von tändelnder, aber doch von ſehr wahrer Liebe und Wohlthätigkeit. Der größere Charakter unter Beiden iſt ſie gewiß. Bei dem Vater vermißt man das recht ins Leben Eingreifende, das einem Manne noch mehr als einem Weibe geziemt. Allein man hütet ſich mit Recht abzuurtheilen. Es iſt ſichtbar, daß man in ſein eigentliches, inneres Weſen nicht gehörig eindringt. Es iſt auch höchſt wahrſcheinlich, daß er nie Gelegenheit fand, dies ganz und ohne Rückhalt aufzuſchließen. Mit ſeiner Frau konnte er in einem ſolchen Verhältniß nicht ſtehen. Er hätte es ſpäterhin mit Ihnen gekonnt, und vielleicht iſt es auch in der Folge bis auf einen gewiſſen Punkt geſchehen? Das werden in der Folge Ihre Blätter zeigen. Allein es iſt ſelten und ſchwer, daß ein Vater ſich über ſich ſelbſt erwachſenen Töchtern vollkommen öffnen kann. Dann war auch die innerliche Natur Ihres Vaters (ich meine darunter nämlich die Neigung, vorzugsweiſe vor allem andern, ſich mit ſich ſelbſt zu

beſchäftigen) mit etwas, das, wenn man es auch nicht körperlich allein nennen mag, doch vom Willen und ſelbſt vom Bewußtſein unabhängig und getrennt iſt, vermiſcht. Dieſe Träume, dieſer gewiſſermaßen natürliche Magnetismus, haben in ſich etwas Geheimnißvolles, von dem ſich weder Urſachen noch Folgen berechnen laſſen, und das immer wie eine unbekannte Größe daſteht, und etwas, das das Urtheil über den ganzen Menſchen, in dem es ſich befindet, ungewiß macht.

Ich geſtehe, daß ich keine Vorliebe für dieſe innere Gemüthsſtimmung habe. Ich bedarf Klarheit der Gedanken und des Bewußtſeins, daß nichts in mir ohne meinen beſtimmten und wohlgeordneten Willen vorgeht. Ich beſitze, theils von Natur, theils durch die ſehr früh begonnene Uebung eines langen Lebens, eine große Gewalt und Stärke über mich ſelbſt, und mir würde daher ſchon in der Idee ein Zuſtand peinlich ſein, wie der war, wo in dem Traum, den Sie von Ihrem Vater erzählen, er von einem fremden Geiſte in ſeiner unmittelbaren Exiſtenz ſcheint beherrſcht zu werden. Ich bin daher noch viel behutſamer über Ihren Vater mir das mindeſte Urtheil zu erlauben, als ich es immer bei jemandem ſein würde, der Ihnen ſo nahe ſteht. In Rückſicht auf Sie wäre wohl zu ſagen, daß beide Eltern ſich genauer und öfterer mit Ihnen hätten beſchäftigen ſollen. Ihre Mutter konnte bei der großen Verſchiedenheit Ihrer beiderſeitigen Charaktere nicht eigentlich erziehend auf Sie einwirken. Auch ging ſie einſeitig in ihrer Anſicht fort und hätte Sie nur ebenſo haben wollen, wie ſie ſelbſt war. Vermuthlich weil das nicht ging, oder auch, weil Ihr Vater Sie manchmal gegen ihre Zumuthungen in Schutz nahm, geſchah es nun, daß ſie Sie doch mehr ſich ſelbſt überließ, als einem Kinde

gut ist. Gerade da Ihre Natur verschieden, weicher, zarter, innerlicher war, hätte es wohlthätig sein können, wenn Ihre Mutter etwas von ihrer Natur Ihnen hätte zugleich einflößen können. Indeß ist das doch nur ein blindes Vermuthen und im Grunde ein eitles Reden. Denn es ist mit Ihnen nun auf andern Wegen sehr gut und so geworden, daß man nicht grübeln möchte, ob nicht vielleicht bei anderer Erziehung noch etwas Vollkommneres hätte hervorgehen können. Wäre es Ihrer Mutter möglich gewesen, Ihnen mehr von ihrem eigenen Charakter mitzutheilen, so würden Sie freilich vielleicht weniger Widerwärtigkeiten im Leben ausgesetzt gewesen sein, manches sich erspart, anderes stärker getragen haben. Aber es wäre dann auch vieles in Ihnen unentwickelt und ungeprüft geblieben, und wenn das Glück (man verstehe nun darunter Schmerzlosigkeit oder positiven Genuß) mit einem reichern und schönern innern Sein in Kollision kommt, so daß man von dem einen oder andern nachlassen muß, so leugne ich nicht, daß ich es immer für besser halte, an äußerm zu verlieren. Gewiß hat auf Ihre Ausbildung Ihre Tante in L. sehr eingewirkt. Es ist dies ein höchst liebenswürdiger Charakter, der Ihrem natürlichen Wesen und Art zu sein viel näher als Ihre Mutter stand. — Es hat mich sehr angenehm überrascht, in Ihrem jetzigen Heft Dohm und seine Frau zu finden. Ich habe sie viel gekannt. Ehe ich auf die Universität ging, als ich noch in Berlin war, habe ich einige Zeit hindurch Unterricht bei ihm gehabt. Damals aber habe ich die Frau wenig oder gar nicht gesehen. Einige Zeit darauf wurde er Gesandter und erhielt Geschäfte in Aachen. Gerade in demselben Jahr, wie ich Sie, liebe Charlotte, in Pyrmont sah, machte ich eine Rheinreise und hielt mich über acht Tage bei Dohm auf. Da er damals oft

in Geschäften in seiner Stube war, blieb ich bei der Frau und sie hat mir immer überaus gut gefallen. Sie war, wie Sie bemerken, sehr hübsch und hatte eine natürliche Anmuth, die man wirklich selten trifft. Nach dieser Zeit habe ich sie nicht wieder gesehen, allein ihn auf seiner Rückreise aus der Schweiz im Jahre 1817 in Frankfurt a. M. Es waren viele Jahre dazwischen verstrichen, er und ich hatten viele Schicksale gehabt; man kann sein Benehmen in der westphälischen Zeit nicht gerade loben, es vielleicht nicht von aller Schwäche freisprechen. Er blieb aber immer ein in sich braver, gutmeinender und durch seinen Kopf und Kenntnisse interessanter Mann. Seine Kränklichkeit aber hatte schon sehr stark auf seinen Körper gewirkt, und er glich wirklich nur noch einem Schatten. Kaum drei Wochen später führte uns der Zufall wieder zusammen. Es war auf meiner Reise nach London in Köln im Wirthshaus; es entstand in der Nacht ein heftiges Feuer im Nebenhause und die Sache war wirklich nicht für die Menschen, aber für die Sachen, da dort die Straßen sehr eng sind, höchst bedenklich. Ich stand auf und ging hinaus, auf dem Gange begegnete ich dem armen Dohm, der ein Paquet unter dem Arme trug. Wir hatten beide nicht gewußt, daß wir in demselben Wirthshaus waren. Er ist nicht lange nachher gestorben. Wenn ich ihn mir bei dem kleinen Schauspiel, dessen Sie erwähnen, in dem von Ihnen beschriebenen Kostüm denke, so kommt es mir ganz sonderbar vor. Sie fragen mich, ob ich die Umgegend von Preußisch Minden und die Porta Westphalica kenne. Nein, ich bin in jener Provinz immer im schnellen Durchreisen gewesen, und in diese Gegenden auch nicht einmal gekommen. Ich halte sie aber für sehr anziehend, außerdem, daß sie geschichtliche Wichtigkeit

haben. Nun werde ich indeß ſchwerlich mehr reiſen und mich anders, als in dem Kreiſe bewegen, in dem ich mich herumdrehe, und werde ich ſie alſo auch wohl nie ſehen. Auch ſehe ich eben, daß Sie meinen Rath über etwas wünſchen. Schreiben Sie mir nur ohne Rückhalt, wenn ich Ihnen rathen kann, thue ich es gewiß mit Freuden. Es iſt aber wahr, daß ich nichts davon halte, Rath zu fragen noch zu ertheilen. Gewöhnlich wiſſen die Fragenden ſchon, was ſie thun wollen, und bleiben auch dabei. Man kann ſich von einem Andern über mancherlei, auch über Konvenienz, Pflicht aufklären laſſen, aber entſchließen muß man doch ſich ſelbſt. Leben Sie herzlich wohl! Unwandelbar der Ihrige. H.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Tegel, den 28. September 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 23. abgegangenen Brief eben empfangen, und danke Ihnen recht ſehr dafür. Ob ich gleich heute nicht Zeit habe, ihn zu beantworten, wünſche ich doch nicht zu verſäumen, Ihnen meinen Rath über den Schritt zu ertheilen, den Sie bei dem Herzog von Braunſchweig zu machen gedenken. Ich kenne weder den Herzog, noch irgend jemand in ſeinem Lande, der den mindeſten Einfluß auf ihn haben könnte. Ich kann daher auch ſchlechterdings nicht beurtheilen, welchen Erfolg Ihr Schreiben, den individuellen und localen Verhältniſſen nach, haben kann. Aber im Allgemeinen bin ich doch durchaus dafür, daß Sie ſchreiben, und zwar auf dem geradeſten, unmittelbarſten Wege. Ich ſehe nämlich durchaus nicht, wie Ihre Bitte auch nur die geringſte Ihnen nachtheilige Folge haben könnte. Daß nicht das Geringſte darin liegt, was unrecht oder unbeſcheiden genannt werden könnte, brauche ich gar nicht zu ſagen. Dagegen iſt es doch möglich, daß er auf Ihre Bitte eingeht und ſie erfüllt. Ich rathe Ihnen alſo, und zwar ſobald als möglich, das heißt, ſobald Sie erfahren, daß der Herzog in Braunſchweig iſt, zu ſchreiben. Fragen Sie auch Ihre Freunde darum nicht weiter um Rath, und kehren Sie ſich nicht daran, wenn dieſe Ihnen auch den Brief, den Sie ſchon geſchrieben haben, abrathen ſollten. Schreiben Sie dem Herzoge geradezu, ohne Mittelsperſon, auf der Poſt. Sie beſitzen ja Briefe des verſtorbenen Herzogs, der bei Waterloo blieb, in welchen er Ihnen ſehr gütig Antheil beweiſt, und Ihnen Hoffnung auf eine Pen-

macht nach beendetem Feldzuge. Dieſe Briefe ſchicken Sie in Original dem Sohn, und auf dieſe Aeußerung ſeines Vaters ſtützen Sie Ihre Bitte. Setzen Sie dem hinzu, daß er zu dieſem Antheil an Ihnen theils durch Erwägung Ihrer Lage, die ihm bekannt geworden, noch mehr aber durch die Aufopferungen, die Sie gemacht, bewogen ſei. Sagen Sie ihm, daß Ihre Lage noch jetzt die gleiche Berückſichtigung verdient, daß auch eine kleine gewiſſe Einnahme Ihnen hülfreich ſein würde, und beziehen Sie ſich, wenn er ein Zeugniß über Sie zu haben wünſcht, auf Ihre Freundin in Braunſchweig. Vergeſſen Sie nicht hinzuzuſetzen, daß er, was auch ſeine Entſchließung über Ihre Bitte ſein möge, doch die Briefe des Vaters zurückſchicken möge, weil Ihnen dieſe ein theures Andenken ſeien. Ich möchte Ihnen auf keine Weiſe Hoffnung machen, daß der Schritt Erfolg haben wird. Es kann ſehr leicht das Gegentheil der Fall ſein. Allein die abſchlägliche Antwort verſchmerzen zu müſſen, iſt auch alles, was Sie beſorgen dürfen. Auf der andern Seite denke ich mir aber auch ſehr möglich, daß der Anblick der Handſchrift ſeines Vaters Eindruck auf ihn macht, und daß er darum günſtig für Sie geſtimmt wird. Darum bin ich für unmittelbares Schreiben. Wird ihm die Sache von einem Andern vorgetragen, ſo bleibt ſie ohne Erfolg, davon bin ich überzeugt. Ob die braunſchweigiſchen Geſetze Penſionairs nöthigen, ihre Penſion im Lande zu verzehren, weiß ich nicht. Es läßt ſich aber wohl vermuthen. Dieſes Umſtandes erwähnen Sie nicht. Giebt er Ihnen eine Penſion und wird dieſe Bedingung gemacht, ſo iſt es immer Zeit, die zweite Bitte, Sie davon zu dispenſiren, nachzubringen. — Mit der alten, unveränderlichen Geſinnung der Ihrige. H.

Vierundzwanzigster Brief.

Berlin, den 18. October 1823.

Den für den Augenblick nöthigſten Theil Ihres letzten Briefs, liebe Charlotte, habe ich ſchon neulich beantwortet, und bin begierig aus Ihrem nächſten zu ſehen, ob Sie meinen Rath befolgt haben werden. Der Ausgang bleibt allerdings immer zweifelhaft, indeß kann der Schritt nicht ſchaden, und man weiß doch nicht, was geſchieht. Ich halte immer ſehr viel davon im Leben, die Anläſſe, die ſich zu etwas darbieten, was dem gewohnten Gange eine veränderte Richtung geben kann, nicht zu verſäumen, ſie vielmehr zu benutzen, und was ſich daraus irgend entſpinnt, in das übrige Leben zu verweben. Vorzüglich iſt aber dies der Fall bei Dingen, die ſchon zu einer gewiſſen Reife gediehen ſind, und das war doch Ihre Bekanntſchaft mit dem verſtorbenen Herzog. Er hatte Ihnen einmal ſo günſtige Aeußerungen gemacht, daß es ſchade wäre, auf dieſem Wege nicht weiter fortzugehen. Es iſt immer auch zugleich eine Prüfung der Menſchen, und neben dem, was man etwa handelnd und ordnend ausrichten kann, iſt doch im Leben das Anſchauen, Verſuchen und Sammeln in Erfahrungen das Nützlichſte und wenigſtens bei weitem das Unterhaltendſte. Es kann zwar ſein, daß das nicht ſo in jeder Natur iſt, aber der meinigen iſt es ſogar mehr, als billig iſt, eigen, das Leben wie ein Schauſpiel anzuſehen, und ſelbſt wenn ich in Lagen war, wo ich ernſthaft ſelbſt mithandeln mußte, hat mich dieſe Freude am bloßen Zuſehen der Entwickelungen der Menſchen und Ereigniſſe nie

verlaſſen. Ich habe darin zugleich eine große Zugabe zu meinem innern Glück und eine nicht geringe Hülfe bei jeder Arbeit ſelbſt gefunden. Das Erſte iſt leicht begreiflich und entſteht auf doppelte Weiſe. Zuerſt hat man die poſitive Freude am Anblick der wirkenden Kräfte, am Weiterrücken der ſich in uns unbekannten Urſachen verflochtenen Dinge und Ereigniſſe, und dann wird man gleichgültiger gegen den Ausgang, in ſofern dieſer nämlich uns ſelbſt betrifft. Denn der Antheil an Andern kann dadurch auf keine Weiſe geſchwächt werden. Im Handeln ſelbſt aber gewinnt man dadurch Ruhe, Kälte und Beſonnenheit. Beſonders bei großen Angelegenheiten giebt dieſe Anſicht gerade die Ueberzeugung, daß ſie, wenn ſie auch gegen unſere Neigungen ausſchlagen, einen Gang gehen, der tief in den einmal feſtſtehenden Plänen des Schickſals liegt, und auch nur das Mindeſte dieſes Plans zu ahnen, iſt ſchon an ſich ein über jedes andere gehendes geiſtiges Vergnügen. Bei eigenen Lebens-Begebenheiten iſt es, wenigſtens bei mir, anders. Es würde mir immer nur Eitelkeit und Selbſtſucht ſcheinen, die ich mir nie erlauben würde, wenn ich, was ſich mit mir und meiner Perſönlichkeit ereignet, gewiſſermaßen tiefen Plänen im Weltlaufe zuſchieben wollte. Es gehört freilich auch zum Ganzen, aber wie ein Atom, es intereſſirt mich geiſtig dabei nur, wie ich mich ſelbſt betrage, wie ich die Ereigniſſe aufnehme, ob mit Feſtigkeit im Widrigen, mit Beſcheidenheit im Günſtigen, ob ich thue, was ein Mann ſeiner Pflicht und ſeinen Gefühlen ſchuldig iſt, das Uebrige mag auf- und abſtürmen, ich ſuche mich darin zu finden, ſo gut es nun einmal gehen will. Aber auch bei den, von höherm Geſichtspunkte aus betrachtet, unbedeutenden Ereigniſſen meiner ſelbſt und meiner

bleibt doch jenes Vergnügen der Beſchauung der

ins Spiel kommenden Personen, der Umstände u. s. f., was oft für so vieles auch wirklich Widrige entschädigt. Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese Beschauungslust des Lebens nie aus bloßer Neugierde entstehen muß, daß sie nicht sein darf, wie vergnügungssüchtige Leute in die Komödie gehen. Sie muß entstehen aus dem lebhaften Interesse, was man an der Menschheit, nicht blos an ihrem Glück, denn das Glück ist bei weitem nicht das Höchste, sondern an ihrem innern Werth, ihrem Wesen und ihrer Natur nimmt, aus dem innern unermüdlichen Streben eben diese menschliche Natur tiefer in ihrem Innern zu erkennen, und so viel es möglich ist, die Räder zu erahnen, welche die Schicksale der Menschen, oft unauflöslich scheinend, ineinander treiben, und sie dann doch wieder so schonend auseinander rollen, daß wahre, nur nicht gleich eingesehene Harmonie daraus hervorgeht. So wie alles im Menschen nur auf die Höhe des Gesichtspunkts ankommt, auf den man sich stellt, so ist es auch hier. Ist der Gesichtspunkt der rechte, edel und gut, so kann nichts als wieder Gutes und Edles daraus hervorgehen. — Ich bitte Sie, mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung sobald zu schicken, als Sie den Abschnitt erreicht haben, zu dem Sie kommen wollten. Auf jeden Fall muß ich Sie ersuchen, es zwischen hier und dem 5. November zu thun. Könnte er nicht in dieser Zeit hier eintreffen, so behalten Sie ihn noch zurück. Ich verreise nämlich zwischen dem 5. und 15. November erst nach Thüringen, dann auf einige, obgleich nicht lange Zeit nach Burgörner. Auf jeden Fall aber schreibe ich Ihnen vor meiner Abreise einige Zeilen. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Fünfundzwanzigster Brief.

Berlin, den 3. November 1823.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 12., der mir aber sehr spät zugekommen ist. Zum Lesen des Hefts habe ich bis jetzt nicht Zeit gefunden. Ich beantworte es später. Heute nur über Ihr Gesuch an den Herzog und meine Reise.

Ich schicke Ihnen Ihren Entwurf zu dem Briefe an den Herzog unverändert zurück. Allerdings ist er ein wenig zu lang, ich habe auch versucht ihn zu ändern. Allein ich bin davon abgestanden. Wenn in solchen Angelegenheiten etwas Eindruck zu machen vermag, so ist es nicht eine kurze und schlichte Geschäftsform, sondern nur dasjenige, was die schreibende Person in ihre Worte von ihrem Charakter legt. Gerade das aber wird durch Correcturen eines Dritten immer weg gewischt, oder wenigstens geschwächt. Man verdirbt also, statt zu bessern. Ueberdies schadet die Länge nicht. Der Herzog muß doch die Handschrift seines Vaters bemerken, und so muß ihn Theilnahme und selbst Neugierde zum Lesen bis zum Ende bringen. Ich reise in einigen Tagen von hier ab. Haben Sie die Güte mir nach Burgörner zu schreiben. Auf das Couvert bemerken Sie: In Abwesenheit bis zur Ankunft aufzubewahren. Leben Sie herzlich wohl und verzeihen Sie die Eile, in der ich eben bin. H.

Sechsundzwanzigster Brief.

Burgörner, den 29. November 1823.

Ich habe erſt hier Zeit gehabt, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 25. v. M. zu leſen und empfange nun auch den ſpätern vom 25. d. M., nebſt dem neueſten Heft. Für beides meinen herzlichen Dank. Wenn ſich nicht meine Abreiſe gegen meinen Willen verſchoben hätte, ſo wäre der frühere, was mir ſehr leid geweſen wäre, bis zu meiner Zurückkunft liegen geblieben, da ich mir diesmal keine Briefe nachſchicken laſſe. Zu dem nun abgegangenen Briefe an den Herzog wünſche ich den beſten Erfolg; ich hoffe, daß der Schritt nicht vergeblich ſein wird, denn ich rechne auf die Wirkung der väterlichen Briefe, die Sie eingelegt haben.

Ich befinde mich hier ſehr wohl. Es iſt nicht blos für dieſe Jahreszeit und den ſonſt oft ſo ſchlimmen Monat, ſondern wirklich an ſich immer leidliches und oft ſehr gutes Wetter. Heute war es wirklich ſchön und die Sonne kam ſehr freundlich heran. Zwar erhob ſie ſich nur wenig über eine dichte und finſtere Wolke, die den Abendhimmel bedeckte, aber der übrige Theil des Himmels war vollkommen blau. Da ich theils viele Geſchäfte hier habe, theils die Zeit zu eigenen Arbeiten benutzen will, ſo iſt es mir ſehr lieb, ganz allein hier zu ſein, ich bin ſo gar keiner Störung ausgeſetzt und liebe in ſich die Einſamkeit. Die Freude, mit den Meinigen zu ſein, iſt mir nur immer eine unendlich glückliche Zugabe zu meinem ſchon glücklichen Leben. Ich habe mir aber nie denken können, wie dasjenige

eigentlich ein Glück zu heißen verdient, was eine Lücke ausfüllt, die einem Unglück nahe kommt, und es hat mir immer geschienen, als ginge der wahrhaft edle und hohe Glücksgenuß erst an, wenn man, sich selbst genügend im Gleichgewicht, seine Neigungen und Empfindungen mit sich verknüpft, die diesen, schon in sich befriedigenden Zustand dergestalt erhöhen, daß er, damit verglichen, wirklich mangelhaft erscheint. Heftige Begierden und leidenschaftliche Aeußerungen sind mir daher immer fremd geblieben. Indeß will ich das nicht eben loben, noch in Schutz nehmen. Es könnte leicht auch in einem Mangel an Feuer liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedarf, es ist auch nicht jene Fremdheit immer in gleichem Grade in mir gewesen. Jetzt ist sie meinen Jahren freilich natürlich. Die Jugend muß im Manne immer zuerst in der wirklich nur jugendlichen Lebendigkeit des Empfindens und dem, was leidenschaftlich ist, erlöschen; zum Entschluß und zur Anstrengung kann dann ihre Kraft noch lange ausdauern. — Nun komme ich zu dem letzten Heft Ihrer Lebenserzählung zurück, dessen Empfang ich Ihnen schon im Anfange dieses Blattes gesagt und dafür gedankt habe. Es hat mir wieder ungemein viel Freude gemacht und ich habe es gestern Abend ohne Unterbrechung hinter einander gelesen. Es schadet gar nicht, wenn auch Einiges, was Sie darin erzählen, in eine andere Periode gehört, wie Sie besorgen. Es ist unmöglich, in der Erinnerung so genau in der Zeitfolge zu bleiben, ich würde sehr verlegen sein, sollte ich von einem meiner Kinderjahre so ausführlich erzählen. Es ist merkwürdig, daß Ihnen so viel in der Erinnerung geblieben ist. Da in diesem Hefte gerade so viel vom Schreiben die Rede ist, so kann ich Ihnen mit Wahrheit sagen, daß diese Erzählung wieder

ganz dieſen Vorzug hat. Alles darin iſt trefflich gedacht und empfunden, das iſt das erſte darin, und wie Sie ſelbſt richtig bemerken, das unerläßliche Erforderniß jedes guten Schreibens; allein auch das letzte iſt bei Ihnen damit verbunden. Die Art Ihrer Entwickelung hat mich ungemein intereſſirt. Sie bemerken ſehr richtig, daß das, was Ihnen mehr durch Sie ſelbſt, und zufällig durch Umgang mit Erwachſenen, an Unterricht zukam, gerade darum ſo ſtark und ſo dauernd wirkte, weil es wenig war, und in ein auf beſſern und reichhaltigern Unterricht begieriges Gemüth fiel, ſo möchte ich auch im Uebrigen weiter ſchließen. Es ſollte mich aber nicht wundern, wenn doch gerade dieſe Erziehung mehr oder kräftiger beigetragen hätte, Sie ſo, wie Sie geworden ſind, zu bilden, als wenn alles fein ſyſtematiſch dabei ausgedacht worden wäre. Man muß ſich die Erziehung ja nicht blos und immer als eine direkte Leitung zu verſtändiger Haltung, gutem Charakter und hinlänglichem Reichthum von Kenntniſſen denken. Sie wirkt oft weit mehr als ein Zuſammenfluß von Umſtänden, deren beabſichtigte Wirkung ganz vereitelt wird, die aber durch den Streit gegen die Individualität des zu Erziehenden in ihm bewirkt, was die direkte Einwirkung nie vermocht hätte. Denn das Reſultat der Erziehung hängt ganz und gar von der Kraft ab, mit der der Menſch ſich auf Veranlaſſung oder durch den Einfluß derſelben ſelbſt bearbeitet. Mit großem Vergnügen habe ich auch beſtätigt gefunden, daß dasjenige, was Ihr Gemüth und Ihren Verſtand noch jetzt auszeichnet, Ihnen auch in der Kindheit ſchon beiwohnte. Es iſt immer meine Meinung geweſen, daß ſich der Menſch, wenn man das Weſentliche ſeines Charakters nimmt, nicht eigentlich ändert. Er legt Fehler ab, vertauſcht auch wohl Tugenden und gute Gewohnheiten gegen ſchlechte, allein

seine Art zu sein, ob mehr nach der Außenwelt, oder mehr nach innen gekehrt, ob heftig oder sanft, ob in die Tiefe der Ideen eingehend, oder auf der Oberfläche verweilend, ob mit kühnerm und festem Entschluß ins Leben eingreifend, oder Schwäche verrathend, bleibt gewiß von der Kindheit bis in den Tod der nämliche. Das war für heute vorerst das Wichtigste, was ich Ihnen über dies Heft sagen wollte. Auf ein und anderes komme ich ein anderesmal zurück. Immer aber wiederhole ich Ihnen aufs neue meinen herzlichen Dank für die Mühe, die Sie mir so liebevoll widmen. Beilagen bitte ich Sie ferner nicht beizufügen; wenn es Briefe sind, worin etwas Wesentliches, zur Erzählung Gehörendes vorkommt, so erzeigen Sie mir die Liebe, es abgeschrieben einzuweben. Ich wünsche nicht blos, Sie zu sehen und zu kennen, sondern Sie von sich selbst geschildert. In dieser Schilderung vereinigt sich Ihr jetziges Sein mit dem frühern, und in dieser Selbstschilderung und Selbstbeurtheilung liegt mithin ein doppelter Reiz. Da ich bald wieder von hier weggehe, aber doch nur kurz vor Weihnachten und Neujahr in Berlin sein werde, so thut es mir leid Sie bitten zu müssen, mir nicht vor Weihnachten, sondern so zu schreiben, daß Ihr Brief kurz vor Neujahr in Berlin eintrifft. Meine Frau ist sehr wohl und munter, sie pflegt jährlich ein Bad zu besuchen, bald ohne mich, bald mit mir, sie war auch dies Jahr in Marienbad nicht krank. Was man Ihnen gesagt hat, muß sich auf eine zufällige Unpäßlichkeit beziehen oder übertrieben gewesen sein. Mit dem herzlichsten Dank für Ihre Theilnahme und für Ihre Güte, und den liebevollsten Gesinnungen der Ihrige. H.

Siebenundzwanzigster Brief.

Berlin, den 12. Januar 1824.

Ihr Brief, liebe Charlotte, vom 21. v. M., hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alles Liebevolle, das er enthält. Nehmen Sie besonders meinen Dank für Ihre Wünsche zum neuen Jahr an, und sein Sie versichert, daß ich sie aus recht inniger Seele erwiedere. Niemand kann innigern Antheil an Ihnen nehmen, als ich, niemand es besser mit Ihnen meinen; so kann auch niemanden die Erfüllung der Wünsche für Ihr Glück so sehr am Herzen liegen als mir, davon seien Sie mit unumstößlicher Gewißheit überzeugt. Sorgen Sie aber auch selbst, beste Charlotte, angelegentlich für Ihre Gesundheit und Ihre Ruhe. Mir kommt es immer vor, daß die Art, wie man die Ereignisse des Lebens nimmt, eben so wichtigen Antheil an unserm Glück und Unglück hätten, als diese Ereignisse selbst. Den eigentlich frohen, heitern Genuß kann man sich allerdings nicht geben, er ist eine Gabe des Himmels. Aber man kann viel dazu thun, das Unangenehme, dessen für jeden das Leben immer viel herbeiführt, ruhiger aufzunehmen, muthiger zu tragen, besonnener abzuwehren oder zu vermindern. Man kann wenigstens vermeiden, sich unnöthige und ungegründete Besorgniß und Unruhe zu erregen. Wenn man das eine und das andere thut, sucht man sich darum nicht gleichsam frei von der Abhängigkeit der höhern Mächte zu machen; man genießt ja dadurch noch lange kein Glück, man bewahrt sich nur

vor zu unangenehmen Empfindungen. Man handelt aber gewiß im Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit so viel Selbständigkeit, als die individuellen Kräfte zulassen, dem Geschick begegnet und sich seinen Einflüssen von innen heraus weniger zugänglich macht. Ich sage das, liebe Charlotte, um Ihnen vorzustellen, daß Sie sich nicht so um Nichts beunruhigen müssen, wie neulich, wo Sie, geschreckt durch Träume, sich bangen Ahnungen überließen. Ihre Worte: „Nehmen Sie mir den ängst-„lichen Kleinmuth nicht strenge auf, ach! nehmen Sie mir „die Worte nicht so genau — das Unglück macht aber-„gläubig, man fürchtet überall, man sieht nur traurige „Vorbedeutungen — der Glückliche weiß nichts von Aber-„glauben" — diese Worte haben mich sehr gerührt und in innigster Theilnahme bewegt, und nur aus diesen Empfindungen geht das hervor, was ich Ihnen sage. Sie haben einen viel zu klaren und bestimmten Verstand, haben über diese Dinge in dem, was Sie bei Gelegenheit der Stimmung Ihres Vaters in dieser Art mir geschrieben, so richtig geurtheilt, daß Sie nicht durch so unbedeutende Zeichen, wenn man es nur überhaupt Zeichen nennen kann, sich sollten irgend bewegen lassen. Nehmen Sie, was ich da sage, ja nicht als einen Vorwurf auf. Ich würde mir gewiß nicht heraus nehmen, Ihnen je einen zu machen. Ich wünsche aber dringend, daß Sie sich nicht vergeblich beunruhigen, nicht Ihrer Gesundheit schaden, sich in Ihren Beschäftigungen stören und sich Ahnungen hingeben, die entweder Kummer über Unglücksfälle rege machen, die nicht eintreten, oder die Träume über wirklich sich ereignende schon im Voraus fühlen lassen. Ich halte es auch nicht für unangemessen, Ihnen so ausführlich darüber zu schrei-

da ich besorge, daß die Unruhe, die Sie darüber

äußern, Sie nicht sobald verlassen möchte, und Sie mir sehr oft die wohlthuende Versicherung geben, daß Ihnen meine Worte beruhigend und tröstlich sind.

Ich bleibe jetzt bis zum Frühjahr unausgesetzt hier in Berlin, und bitte Sie, mir wie gewöhnlich hierher zu schreiben. Sie werden mir auch ein sehr großes Vergnügen bereiten, wenn Sie mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung schicken wollen. Ich bin genau auf das eingegangen, was Sie mir darüber sagen, und es scheint mir, daß wir demnach folgende Einrichtung damit treffen könnten: Was Sie noch zu beschreiben haben, zerfällt, so weit ich es kenne, in drei Theile: erstlich die Fortsetzung Ihrer ersten Jugend bis zu Ihrer Verheirathung; zweitens die Erzählung dieser und der darauf folgenden Zeit; endlich die Jahre von dort an bis jetzt. Die erste dieser drei Perioden kann es Ihnen, dünkt mich, auf keine Weise schwer werden, fortzusetzen. Sie enthält, so viel ich weiß, nichts, was durch die Erinnerung Leiden erneuern könnte, es kommen gewiß frohe Andenken darin zurück, und es ist ein Zeitraum, der nicht nur die Geschichte Ihrer Erziehung und Jugendbildung vollendet, sondern auch in sich großes Interesse für mich hat. Ich nehme daher keinen Anstand, Sie zu bitten, diese auf alle Fälle zu vollenden und mir zu schicken. Wie viel Sie auf einmal schicken, überlasse ich Ihnen; das muß sich nach den Umständen und Ihren weitern Geschäften richten. Ob Sie dann auch die zweite Periode Ihres Lebens beschreiben und mir zu schicken die Güte haben, ist eine andere Frage. Daß es mir Freude machen würde, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Es würde es auf jeden Fall und in hohem Grade, allein ich empfinde ganz mit Ihnen, daß für Sie das Schreiben ein langsames, und Monate, ja selbst Jahre währendes Aufreißen schmerzlicher

Wunden sein würde, und von dieser Seite angesehen kann es mir unmöglich Freude erregen, oder müßte mir die, welche mir die Erzählung immer machen würde, nothwendig verbittern. Ich habe zwar nicht dieselbe Ansicht als Sie über das Zurückrufen von Zeiten empfundener Schmerzen. Mir, wenn ich von mir reden sollte, würde es wehmüthig, doch mit einer Art von Süßigkeit verbunden sein, ich würde es auch für mich selbst und meine Charakterbildung, die Gewinnung der Stärke, die jeder Mensch gegen das Schicksal und das Leben braucht, wohlthätig halten. Allein ich fühle wohl, daß ich das nicht auf Sie anwenden kann, und ich mißtraue selbst meinen Empfindungen, weil ich bei weitem mehr nur ein glückliches Leben geführt habe. Prüfen Sie sich also selbst, theure Charlotte, und entscheiden Sie danach, ob Sie in die zweite Periode Ihres Lebens eingehen, oder bei dem Ende der ersten im Zusammenhange abbrechen. Ich weiß und bin auf das innigste und dankbarste überzeugt, daß Sie, um mir eine Freude zu machen, keine Aufopferung scheuen würden. Was Ihnen aber eine solche Aufopferung auferlegt, kann natürlich mir nicht mehr eine Freude geben. Das vergessen Sie nicht. Die dritte der oben berührten Perioden erscheint in sich wieder nicht bedenklich. Indeß können Sie das allein gehörig beurtheilen, ob sie sich so abgesondert von der zweiten behandeln läßt, oder ob sie nicht, um den Gang Ihrer Stimmungen und Ihres innern Lebens zu schildern, müßte oft, und zu oft für Ihre Ruhe, in die zweite hinübergehen. In diesem Falle müßte auch diese

bleiben; immer würde ich mich unendlich

wenigstens ein vollendetes Bild eines Kindes- und

in der größten Individualität zu besitzen. Bis

schreiben Sie also ja. Nun leben

Sie herzlich wohl und verſcheuchen Sie jede bange Sorge. Vertrauen Sie den gütigen Mächten des Schickſals, und glauben Sie nicht, daß es ſolche giebt, die abſichtlich das Herz mit Ahnungen plagen, ſich nicht an dem Schmerz über wirkliches Unglück begnügend. Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Geſinnungen der Ihrige. H.

Wunden sein würde, und von dieser Seite angesehen kann es mir unmöglich Freude erregen, oder müßte mir die, welche mir die Erzählung immer machen würde, nothwendig verbittern. Ich habe zwar nicht dieselbe Ansicht als Sie über das Zurückrufen von Zeiten empfundener Schmerzen. Mir, wenn ich von mir reden sollte, würde es wehmüthig, doch mit einer Art von Süßigkeit verbunden sein, ich würde es auch für mich selbst und meine Charakterbildung, die Gewinnung der Stärke, die jeder Mensch gegen das Schicksal und das Leben braucht, wohlthätig halten. Allein ich fühle wohl, daß ich das nicht auf Sie anwenden kann, und ich mißtraue selbst meinen Empfindungen, weil ich bei weitem mehr nur ein glückliches Leben geführt habe. Prüfen Sie sich also selbst, theure Charlotte, und entscheiden Sie danach, ob Sie in die zweite Periode Ihres Lebens eingehen, oder bei dem Ende der ersten im Zusammenhange abbrechen. Ich weiß und bin auf das innigste und dankbarste überzeugt, daß Sie, um mir eine Freude zu machen, keine Aufopferung scheuen würden. Was Ihnen aber eine solche Aufopferung auferlegt, kann natürlich mir nicht mehr eine Freude geben. Das vergessen Sie nicht. Die dritte der oben berührten Perioden erscheint in sich wieder nicht bedenklich. Indeß können Sie das allein gehörig beurtheilen, ob sie sich so abgesondert von der zweiten behandeln läßt, oder ob sie nicht, um den Gang Ihrer Stimmungen und Ihres innern Lebens zu schildern, müßte oft, und zu oft für Ihre Ruhe, in die zweite hinübergehen. In diesem Falle müßte auch diese ungeschildert bleiben; immer würde ich mich unendlich freuen, wenigstens ein vollendetes Bild eines Kindes- und Jugendlebens in der größten Individualität zu besitzen. Bis zu Ihrer Verheirathung schreiben Sie also ja. Nun leben

Sie herzlich wohl und verſcheuchen Sie jede bange Sorge. Vertrauen Sie den gütigen Mächten des Schickſals, und glauben Sie nicht, daß es ſolche giebt, die abſichtlich das Herz mit Ahnungen plagen, ſich nicht an dem Schmerz über wirkliches Unglück begnügend. Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Geſinnungen der Ihrige. H.

Achtundzwanzigster Brief.

Ergebung in das, was geschehen kann, Hoffnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geschehen wird, was heilsam und gut ist, und Standhaftigkeit, wenn etwas Widerwärtiges eintrifft, sind alles, was man dem Schicksale entgegenstellen kann.

Sie erinnern mich an eine Stelle der Bibel und fragen mich, ob ich sie gelesen habe? Ich habe die Bibel von einem Ende zum andern mehrmals durchgelesen, das letzte mal noch in London, und ich kannte daher sehr gut das Kapitel des Briefes an die Korinther, das Sie anführen.*) Es ist allerdings eines der schönsten im neuen Testament, wenn es recht verstanden wird, allein auch eines von denen, in welche zu leicht ein jeder etwas von seinem eigenen Gefühl und seiner Individualität hineinträgt, und wenn diese auch recht gut und fromm sind, so können sie doch der ursprünglichen Bedeutung fremd sein. Im griechischen Urtext ist das weniger möglich. Wir haben im Deutschen nur das eine Wort Liebe, welches zwar sehr rein, edel und schön ist, aber doch für sehr verschiedenartige Empfindungen gebraucht wird. Im Griechischen giebt es ein eigenes für die ruhige, sanfte, leidenschaftlose, immer nur auf das Höhere und Bessere gerichtete Liebe, das niemals für

*) 1 Kor. 13.

die Liebe zwiſchen den Geſchlechtern, wie rein ſie ſein möchte, gebraucht wird, und dies Wort, welches mehr den chriſtlichen griechiſchen Schriftſtellern, als den frühern eigen iſt, ſteht gerade in dieſem Kapitel. Ich möchte damit aber keinesweges die Lutheriſche Ueberſetzung tadeln, vielmehr leugne ich nicht, iſt mir unſer deutſches Wort lieber als jedes andere, gerade weil es ſo vielumfaſſend iſt, und die Empfindungen in der Seele gerade bei ihrer Wurzel aufnimmt. Was ſowohl den Inhalt dieſes Kapitels vorzüglich würdig und groß macht, und auch den Begriff deutlich zeigt, der mit dem Worte der Liebe nach dem Sinne des Apoſtels verbunden werden ſoll, ſind, wie es mir ſcheint, zwei Dinge: Erſtens, daß nicht blos auf die Ewigkeit hingedeutet, ſondern die Liebe ſelbſt, als etwas Ewiges, mehrern andern, auch großen und ſchätzenswürdigen, aber dennoch vergänglichen Dingen entgegengeſetzt wird, und daß die Liebe nicht als ein einzelnes Gefühl, ſondern ſichtbar als ein ganzer, ſich über den ganzen Menſchen verbreitender Seelenzuſtand geſchildert wird. Die Liebe, heißt es, hört nimmer auf. Dies beweiſt zur Genüge, daß ſie auf Dinge gerichtet ſein muß, die ſelbſt ewig und unvergänglich ſind, und daß ſie dem Herzen auf eine ſolche Weiſe eigen ſein muß, daß ſie in keinem Zuſtande des Daſeins demſelben entriſſen werden kann. Es iſt nicht ſowohl von einer beſtimmten Liebe, nicht einmal der des höchſten Weſens, die Rede, ſondern von der innern Seelenſtimmung, die ſich über alles ergießt, was der Liebe würdig iſt und worauf ſich Liebe anwenden läßt. Es iſt auf den erſten Anblick nicht gleich zu begreifen, warum, da alles hienieden Stückwerk genannt wird, die Liebe allein zu dem, was ganz und vollkommen iſt, gerechnet wird. Denn das Uebrige, welches der Apoſtel anführt, iſt doch offenbar des-

halb Stückwerk genannt, weil es in endlichen Wesen nicht vollkommen sein kann, und die Liebe, wie rein und erhaben sie sein möge, ist doch auch nur in endlichen Geschöpfen nach der Art, wie sie in diesem Kapitel genommen ist. Es ist aber wohl deshalb, weil alles Uebrige, wovon als von Stückwerk die Rede ist, eine Kraft des Wissens und des Thuns voraussetzt, die sich in menschlichen und endlichen Wesen nicht befinden kann. Die Liebe hingegen geht selbst von einem bedürfenden Zustande aus, sie gehört rein der Gesinnung und dem Gefühle an, und ist überall aufopfernd, gehorchend und hingebend. Sie wird daher durch die Schranken der Endlichkeit nicht so gehemmt. Allerdings könnte sie im Menschen nicht wohnen, wenn ihm nicht selbst eine Verwandtschaft mit dem Unendlichen im Innersten seines Wesens zum Grunde läge, denn wenn ihr Odem ihn einmal beseelt, so kann er sich in ihm mehr, als irgend sonst, dem Höhern verwandt fühlen. Da aber, wie ich im Anfange sagte, wohl jeder, ohne auch irgend in Mißverständnisse zu verfallen, gerade diese Stelle der Bibel nach seiner individuellen Empfindung nimmt, so gestehe ich, daß ich den Ausdruck Liebe hier von aller und jeder einzelnen Empfindung für ein Wesen durchaus geschieden und getrennt halte, und darin nur eine Schilderung des an sich weit höhern Seelenzustandes finde, der, frei von aller Selbstsucht, fern von jeder Leidenschaftlichkeit, mit Wohlwollen auf allem verweilt, das günstige, wie das widrige Schicksal mit Ergebung und Gelassenheit trägt, und aus dessen Ruhe selbst die belebende Wärme in alles, was ihn umgiebt, übergeht. Darum heißt es, daß die Liebe nicht eifert, sich nicht ungeberdig anstellt u. s. f. Darum werden ihr Glaube und Hoffnung zur Seite gestellt, sie aber über beide erhoben; darum besonders wird sie über die Werke

geſetzt. Dies letzte kann augenblicklich ſonderbar ſcheinen. Allein es iſt ſehr richtig, da, wenn die Geſinnung wahrer Liebe da iſt, die Werke von ſelbſt aus ihr entſpringen. Dieſem Seelenzuſtande iſt das Fordernde, das Unruhige, Sorgende, auf Ausübung von Recht mehr als auf ſtrenge Uebung der Pflicht Bedachte, das ſich ſelbſt Lobende und mit ſich Zufriedene entgegen geſetzt. So nehme ich dieſe bibliſche Stelle, obgleich ich fern bin zu behaupten, daß nicht auch eine andere Anſicht ſtatthaft wäre.

Neunundzwanzigster Brief.

Sie fragen mich über den Unterschied von Prophezeihen und mit Zungen reden, den der Apostel Paulus im 14. Kapitel des 1. Briefes an die Korinther macht. Es ist allerdings eine schwierige Stelle, über die man viel und lange nachdenken kann, ohne doch vielleicht das Rechte zu finden. Es ist gerade das sehr schön auch im neuen Testament, daß das Klare mit weniger Klarem gemischt ist. Alles, dessen der Mensch zur Besserung, Beruhigung und Erbauung bedarf, ist klar und leicht verständlich, und die weniger klaren, ja dunkeln Stellen thun dem keinen Eintrag. Da aber der Mensch immer, indem er im Leben seine Pflicht erfüllt (was das einzige Nothwendige im Leben ist), auch außerdem etwas haben muß, wodurch er in eine über das Leben hinausgehende Tiefe geführt wird, und er diese Tiefe nur durch Nachdenken erreichen kann, so bringen ihn diese Stellen eines Buches dazu, das ihm gegeben ist, immer in seiner Hand zu sein. Es werden ihm Geheimnisse gezeigt, damit er sie durch frommes Nachdenken zu ergründen lerne. Wie ich mir nun die Stelle von den Zungen erkläre, ist es so: der Apostel setzt einander entgegen: Das Reden mit der Zunge oder mit Zungen, und das Prophezeihen, den Geist und den Verstand (denn so wird wohl Luther das griechische Wort übersetzt haben; ich habe gerade keine deutsche Bibel zur Hand). Unter dem Reden mit Zungen versteht er, meiner Meinung nach,

das begeisterte Reden, das wie aus einer fremden Eingebung kommt, in dem man nur das sagt, wovon das Herz überfließt, ohne sich zu kümmern, ob es Andere hören oder verstehen. Man spricht auf diese Weise mit sich selbst und mit Gott. Unter Weissagung versteht er gar nicht Vorhersagung des Zukünftigen, sondern das öffentliche Lehren hoher und wichtiger Wahrheiten. Wer das that, hieß im Sinne des Morgenlandes ein Prophet. Eine solche Lehre nun hat einen äußern Zweck: Unterweisung und Erbauung. Sie muß also auf den Zuhörer berechnet sein, die Worte müssen durch den Verstand zum Verständniß zubereitet sein. Daher bestimmt nun der Apostel auch sehr richtig das Verhältniß dieser beiden Seelenstimmungen zu einander. Das begeisterte Sprechen ist das Erste und muß in dem Menschen vorausgehen; auf der Sprache, die er mit sich und mit Gott redet, beruht seine Fähigkeit, Andere zu erbauen. Dadurch erbauet er sich selbst, wie der Apostel sagt, und man kann nicht Andere erbauen, wenn man nicht selbst erbauet ist. Allein diese innere Begeisterung ist für Andere unfruchtbar. Also für die Verbreitung der Lehre ist die Weissagung besser, denn durch sie geht die Begeisterung in Andere über. Allein das Höchste ist selbst begeistert sein (mit Zungen reden) und zugleich weissagen oder unterrichten. Der fünfte Vers setzt dies sehr klar und bestimmt auseinander. Der Apostel wünscht, daß Alle mit Zungen reden mögen, aber noch mehr, daß sie Alle lehren mögen, weil dies nützlicher ist und jenes voraussetzt. Dies geht dann zugleich auf die Sitte der ersten Kirche, wo jedes Gemeindeglied das Wort nehmen konnte. Der Ausdruck mit Zungen reden oder mit der Zunge, scheint sonderbar, aber er ist eigentlich sehr richtig. Im Griechischen versteht man unter Zungen unbekannte, fremde, selten vorkommende

Wörter. Dies kann vielleicht hier in Betracht kommen. Man kann auch daran denken, daß die Ausgießung des heiligen Geistes auf die Apostel zur Folge hatte, daß sie in fremden, ihnen vorher unbekannten Sprachen redeten. Beides paßt auf das begeisterte Reden, wo man sich über seine eigenen Gedanken wundert, und noch weniger daran denkt, daß und ob einen der andere versteht. Allein beides halte ich hier nicht für anwendbar, vorzüglich deswegen nicht, weil es auch heißt: mit der Zunge reden, nicht blos mit Zungen. Die Erklärung des Ausdrucks kann viel einfacher genommen werden. Wenn man wohl verstandene, selbst gefundene Dinge, oder doch solche, die man sich in Gedanken gehörig verdeutlicht hat, redet, so ist die Zunge nur das todte Werkzeug der Aussprache, aber der Verstand ist der eigentlich redende. Wenn man aber Dinge sagt, die einem plötzlich einfallen, und doch hoher und dunkler Natur sind, die man sich vorher nicht deutlich gemacht hat, und die man nur nach und nach durch den Verstand klarer ins Licht setzen kann, die ein fremder und höherer Geist eingegeben hat, so ist es nicht der Verstand, der redet, sondern die Worte sind auf der Zunge, ohne daß man weiß, wie sie dahin gerathen sind. Die Zunge scheint sie aus sich zu reden. Eigentlich müßte man dies: mit dem Geist reden, nennen. Allein es ist bildlicher hier die Zunge zu erwähnen, und da der Apostel dasjenige, was die Zunge so spricht, auch gewiß von einem fremden höhern Geist, dem heiligen selbst, eingegeben hält; so kann er das, was der Mensch so sagt, nur der Zunge beilegen. Der heilige Geist, das ist Gott selbst, legt dem Menschen die Wahrheit auf die Zunge, die er nicht mit seinem Verstande begreifen, oder doch nicht erfinden könnte. Man sagt wohl von einem Menschen, der spricht, was er nicht meint, daß

er mit der Zunge, nicht mit dem Herzen spricht. Hier ist der Ausdruck in einer ganz andern Beziehung ähnlich. Die Zunge spricht hier (durch innere Begeisterung oder göttliche Eingebung), ohne daß der Verstand, der blos nach menschlicher Weise raisonnirende und urtheilende, etwas davon weiß. Auf diese Weise liegt in dieser Lehre des Apostels etwas sehr Schönes. Man soll suchen, wenigstens sich wünschen, in fromme Begeisterung zu gerathen, mit sich und Gott zu reden, wie man es mehr ahnet, als deutlich einsieht; aber man soll noch mehr dahin streben, sich das auch im Verstande klar zu machen, und wenn man Andere unterrichtete, soll man es nur auf die letzte Weise thun. Ich weiß nicht, ob Ihnen dies genügen wird, aber so verstehe ich diese Stelle.

Dreißigster Brief.

Berlin, den 12. März 1824.

Ich habe Ihre Blätter vom 21. v. M. erhalten und danke Ihnen auf das herzlichſte dafür. Es hat mir aber leid gethan, zu ſehen, daß Sie ſich wieder vergebliche Beſorgniß und Unruhe gemacht hatten. Sie müſſen das möglichſt vermeiden, liebe Charlotte, und darin eine größere Herrſchaft über ſich gewinnen. Ich ſage Ihnen das gewiß nur zu Ihrem Beſten und zur Beförderung Ihrer innern Ruhe. Es iſt ſo vielen Zufälligkeiten unterworfen, ob ein Brief einige Tage früher oder ſpäter geſchrieben wird, ob er länger oder kürzer geht, daß, wenn eine ſolche Erwartung gerade einmal nicht zutrifft, Sie darum ſich nicht beunruhigen müſſen. Ich erkenne gewiß den ganzen Werth der Geſinnungen, die Sie gerade für mich beſorgt machen, allein ich bin vollkommen wohl und Sie brauchen auf keine Weiſe für mich zu fürchten. Ich lebe den ganzen Tag mit ernſthaften und mir wichtigen Dingen beſchäftigt, ich verlaſſe kaum mein Zimmer als in den ſpäten Abendſtunden, und bin ruhig, thätig und heiter. Bei ſolcher Stimmung würde ſich ſelbſt eine ſchwächliche Geſundheit erhalten. Die meinige aber iſt bisher ſehr gut geweſen. Ich weiß freilich, daß das ſehr leicht und von einem Jahre, ja Tage zum andern ändern kann, indeß für jetzt iſt kein Anſchein dazu. Wenn es kommen wird, bin ich auch darauf vorbereitet. Auf meine Stimmung wird ſelbſt Kränklichkeit keinen Ein-

fluß haben, ich habe mich von früher Jugend an gewöhnt und geübt, gegen mich selbst hart zu sein und meinen Körper als etwas meinem eigentlichen Selbst Fremdes anzusehen. Meinen Beschäftigungen werde ich schon eine Wendung geben können, daß ich sie nicht aufzugeben brauche, wenn sie auch gestört werden, und so dürften Sie sich wirklich mich auch dann nicht unglücklich denken, wenn einmal der Fall käme, daß ich wirklich leidend würde. Es freut mich sehr, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß auch Sie im Ganzen leidlich wohl sind und der sonderbare Winter Ihnen nicht geschadet hat, wie ich zuweilen fürchtete. Ich liebe im Grunde die Abwesenheit von strenger Kälte so, daß ich die andern Unannehmlichkeiten, die ein so gelinder und wechselnder Winter allerdings mit sich führt, leicht übersehe. Die recht eigentliche Kälte hat etwas mehr als blos physisch Erstarrendes, es kommt einem ordentlich vor, daß Menschen ihr nie ausgesetzt sein sollten, sie giebt der Natur selbst ein so einförmiges Ansehen, und hat etwas wahrhaft Unbarmherziges für die Armen. Das niedrige Volk, das nur wenig Mittel herbeischaffen kann, ist schon darum viel glücklicher in südlichen Ländern, weil es wenigstens von dieser Plage befreit ist. — Sie haben mir, liebe Charlotte, sehr lange nichts von Ihrer Lebensschilderung geschickt. Vermuthlich ist der Winter mit seinen Geschäften und kürzern Tagen daran schuld. Wenn Sie aber Muße und Stimmung haben, so ist es, wie ich Ihnen oft und immer sagte, mein Wunsch, daß Sie fortfahren, wenigstens bis zu Ihrer Verheirathung. Hernach will ich Sie dann weder bitten noch bereden. Aber bis dahin kann es Ihnen nur eine angenehme und unterhaltende Beschäftigung sein. Wenn Sie so viel haben, daß es ein mäßiges Paquet ist, so haben Sie die

Güte, es mir auf die gewöhnliche Weise zu schicken. Alles das aber nur, insofern es Ihnen Freude macht, denn das ist die Bedingung, unter der auch ich nur Vergnügen daran finden kann. Was Sie mir bisher geschickt haben, giebt ein erfreuliches, anziehendes, individuelles Bild, und es wäre schade, wenn das nicht, wenigstens bis zu einem natürlichen Ruhepunkte, einem wichtigen Lebensabschnitt, vollendet wäre. Es sind auch nur noch einige Jahre, die Ihnen bis dahin übrig bleiben.

Ich war heute einige Stunden in Tegel, und so wenig günstig das Wetter war, so hat es mir doch Vergnügen gemacht. Die Annäherung des Frühjahrs spürt sich immer und bringt auch in den Menschen eine Art von Erneuerung. Man ist lebendiger, man glaubt einem neuen Lebensabschnitt entgegen zu gehen, und vergißt gewissermaßen, daß die schöne Gestalt, die die Natur nun wieder annimmt, nur wenige Monate dauern und dann dasselbe wiederkehren wird, dem man sich jetzt entgangen zu sein freut. Wenn das aber auch eine Art von Selbsttäuschung ist, so bleibt es das ganze Leben hindurch eine immer und immer gleich freudig wiederkehrende. Seit meinen Kinderjahren erinnere ich mich des gleichen oder wenigstens ganz ähnlichen Gefühls. Da Sie in einem Garten wohnen, werden Sie diese Gefühle auch gewiß theilen. Denn in der Stadt gehen freilich die Jahreszeiten in traurigem Einerlei an einem vorüber.

Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Einunddreißigster Brief.

Im April 1824.

— — Allerdings gehört das vollkommene Gelingen unserer Unternehmungen der ursprünglichen Kraft wohl größtentheils an, die der Mensch nicht in seiner Gewalt hat. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß es noch mehr von einem nicht zu erklärenden höhern Segen abhängt, der Einzelne begleitet, und wohl, wie Sie sagen, auf der Lauterkeit Ihrer Gesinnungen beruhet. Ihr Ausdruck, daß es scheine, als ob die Gottheit nur ihren Segen in reine Gefäße ergieße, hat mir ungemein gefallen. Der Mensch vermag diesen Segen, wenn er ihm entsteht, nicht herbei zu zaubern. Daß dieser Segen wirklich mit den Menschen zusammenhängt auf unsichtbare und geheimnißvolle Weise, das glaube ich mit Ihnen. Aber die Begriffe von Glück und Unglück sind selbst bei denen, die richtige Ideen zu haben pflegen, so unbestimmt und so irrig, daß ich von früh an immer gestrebt habe, mir darüber ganz klar zu werden, und wie ich dahin gelangt bin, habe ich gefühlt, daß man des Glückes bis auf einen gewissen Grad wenigstens, immer sicher ist, so wie man sich von den äußern Umständen unabhängig macht, so wie man lernt Freude aus allem Erfreulichen in Menschen und Dingen zu ziehen, aber in Menschen und Dingen nichts eigentlich zu bedürfen.

Gewiß hat man seinen Lohn dahin, indem alles Verdienst aufhört, wenn man der Folgen wegen etwas thut.

Wenn Sie, theure Charlotte, meinen vorletzten Brief nicht ganz richtig verstanden haben, so haben Sie dagegen in dem letzten meinen innigen Antheil an Ihnen und Ihrem Schicksal mit Vergnügen erkannt. Ich danke Ihnen sehr dafür und wiederhole Ihnen die Versicherung, daß Sie auf die unveränderte Dauer mit Gewißheit rechnen können. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie nach so vielen bestandenen Stürmen endlich wieder ein ruhiges, sorgenloses und Ihnen ganz zusagendes glückliches Leben führen möchten, daß Ihr Gesundheitszustand dem entspreche, daß Sie kräftig und heiter im Genusse der einfachen Freuden, die Sie sich selbst geschaffen haben, und in dem Andenken an alles, was Ihnen theuer ist, leben mögen. Ich weiß mit Zuversicht und freue mich dessen, daß auch vorzüglich bei mir Ihr Andenken verweilt. Was ich beitragen kann, Ihr Leben zu erheitern, werde ich immer mit Freuden nach meinen Kräften thun. Ich wiederhole Ihnen die Bitte, die ich mehrmals that, mir offen und vertraulich zu sagen, wenn Sie einen Wunsch haben, für den Ihre eigenen Mittel nicht hinreichen. Setzen Sie alle falsche Delikatesse bei Seite. Seien Sie vertrauend Ihrer und meiner würdig. Es thut mir weh, zu denken, daß Sie in ununterbrochener Anstrengung sich abmühen, noch bei immer leidender Gesundheit. Obwohl ich das sehr zu ehren weiß, wünsche ich innig, Sie wieder in einer Lage zu wissen, die Ihrer ursprünglichen Bestimmung angemessen wäre. Bei Ihrem Gemüth und Ihrem Sinn würden Sie Ihre Muße schon

anzuwenden verſtehen. Erlauben Sie mir den Rath, ſich einmal einige Erholung zu gönnen in der ſchönen Jahreszeit; ſollte Ihnen nicht eine Badekur zuträglich ſein? Antworten Sie mir vertrauend, liebe Charlotte, niemand als Sie und ich weiß von dem, was Sie mir und ich Ihnen ſage. H.

Gewiß hat man ſeinen Lohn dahin, indem alles Verdienſt aufhört, wenn man der Folgen wegen etwas thut.

Wenn Sie, theure Charlotte, meinen vorletzten Brief nicht ganz richtig verſtanden haben, ſo haben Sie dagegen in dem letzten meinen innigen Antheil an Ihnen und Ihrem Schickſal mit Vergnügen erkannt. Ich danke Ihnen ſehr dafür und wiederhole Ihnen die Verſicherung, daß Sie auf die unveränderte Dauer mit Gewißheit rechnen können. Ich wünſche nichts mehr, als daß Sie nach ſo vielen beſtandenen Stürmen endlich wieder ein ruhiges, ſorgenloſes und Ihnen ganz zuſagendes glückliches Leben führen möchten, daß Ihr Geſundheitszuſtand dem entſpreche, daß Sie kräftig und heiter im Genuſſe der einfachen Freuden, die Sie ſich ſelbſt geſchaffen haben, und in dem Andenken an alles, was Ihnen theuer iſt, leben mögen. Ich weiß mit Zuverſicht und freue mich deſſen, daß auch vorzüglich bei mir Ihr Andenken verweilt. Was ich beitragen kann, Ihr Leben zu erheitern, werde ich immer mit Freuden nach meinen Kräften thun. Ich wiederhole Ihnen die Bitte, die ich mehrmals that, mir offen und vertraulich zu ſagen, wenn Sie einen Wunſch haben, für den Ihre eigenen Mittel nicht hinreichen. Setzen Sie alle falſche Delikateſſe bei Seite. Seien Sie vertrauend Ihrer und meiner würdig. Es thut mir weh, zu denken, daß Sie in ununterbrochener Anſtrengung ſich abmühen, noch bei immer leidender Geſundheit. Obwohl ich das ſehr zu ehren weiß, wünſche ich innig, Sie wieder in einer Lage zu wiſſen, die Ihrer urſprünglichen Beſtimmung angemeſſen wäre. Bei Ihrem Gemüth und Ihrem Sinn würden Sie Ihre Muße ſchon

anzuwenden verſtehen. Erlauben Sie mir den Rath, ſich einmal einige Erholung zu gönnen in der ſchönen Jahreszeit; ſollte Ihnen nicht eine Badekur zuträglich ſein? Antworten Sie mir vertrauend, liebe Charlotte, niemand als Sie und ich weiß von dem, was Sie mir und ich Ihnen ſage. H.

Zweiunddreißigster Brief.

Im Mai.

Sie haben mir durch das mir überſandte neue Heft Ihrer Biographie eine viel größere Freude gemacht, als Sie es wohl geglaubt haben mögen. Ich habe es mit dem größten Antheil geleſen. Zuerſt und hauptſächlich aus Antheil an Ihnen. In dieſer Hinſicht iſt es ein ſehr erfreuliches Heft, weil es eine Zeit ſchildert, die Sie glücklich und froh verlebten und unter intereſſanten Menſchen zubrachten. Es hat mich lebhaft in die Vergangenheit und in jene Zeit zurück verſetzt. Wenn auch die verſchiedene Lebensart, in von einander entfernten Provinzen Deutſchlands, Sitten und Lebensweiſe ſehr verſchieden geſtaltet, ſo ſpricht ſich doch auch wieder der Eingeiſt der Zeit gleichmäßig in Allem aus. Allein auch mehrere Schilderungen, die Sie nicht unmittelbar berühren und betreffen, haben mich ſehr angezogen. Unter dieſen am meiſten die von Baum, dem Luſtſchloſſe des merkwürdigen und berühmten Grafen von Lippe-Bückeburg. Der Wohnort eines ausgezeichneten Mannes hat immer für mich etwas zugleich Erhebendes und Bewegendes, das ich z. B. allemal empfinde, wenn ich mich Potsdam nähere. Wenn, wie hier, von Regenten die Rede iſt, kommt nun noch hinzu, daß ſie gewöhnlich die Gegend, die ſie bewohnen, auch mehr oder weniger umſchaffen und ihr ihr Gepräge aufdrücken, oder doch Gebäude hinterlaſſen, die einen ähnlichen Ein-

druck gewähren. Dies vermehrt die Anſchaulichkeit, und man kann ſich ein lebendiges Bild von ihrem eigenen Leben und Wirken machen. Selbſt der bloße Gedanke, daß ſie da geweſen, da gegangen ſind, hat etwas, das die Einbildungskraft, und mehr als blos ſie, auch das Gefühl ergreift, was man auch darüber kalt mag vernünfteln können. Baum hatte nun aber von ſeinem Beſitzer, nach Ihrer Ihnen ſehr gut gelungenen Schilderung, ein ſo eigenthümliches und in ſich anziehendes, ſchönes Gepräge bekommen, daß das Intereſſe daran dadurch um vieles erhöhet wird. Die Verbindung einer kräftigen und reizenden Natur mit Kunſt und fürſtlicher Pracht hat immer etwas eigenthümlich Gefallendes, und nach den wenigen Gegenden, die ich und nur kurz in Weſtphalen geſehen habe, müſſen vorzüglich die Waldgegenden von ausnehmender Schönheit durch Fülle, Kräftigkeit und Friſche des Baumwuchſes ſein. Noch viel intereſſanter aber iſt mir die Schilderung des Lebens des Grafen geweſen und was man daraus auf ſeinen Charakter durchblicken ſieht. Bei einem Manne, deſſen Muth und Männlichkeit, verwebt mit einigen mehr ſonderbaren, als gerade durch ſich bedeutenden Zügen und Anekdoten, vorzugsweiſe bekannt ſind, macht die Zartheit der Empfindung für ſeine kranke und ſchwächliche Frau und der Hang zu philoſophiſchem und religiöſem Nachdenken einen doppelt ſchönen Eindruck. Vorzüglich hat es mir gefallen, daß er ſie niemals andern Händen anvertraut, ſondern ſie immer ſelbſt getragen und gefahren hat, und immer um ſie war. Ueberhaupt deutet ſchon die eng eingeſchloſſene Einſamkeit mit dem geliebten Gegenſtande, die er nach ihrem Tode noch ſtrenger fortſetzt, eine große und ſtarke Seele an, reich genug, in ſich ſelbſt das Genügende zu finden, was das Leben oft meiſt vergeblich ſuchen läßt.

Daß der unglückliche Mann an Gift gestorben sei, halte ich doch für eine der Erzählungen, die ehemals in evangelischen Ländern über jeden gemacht wurden, der in südlichen Ländern gewesen war, zumal wenn ihn sein Geschick in feindselige Berührung mit der Geistlichkeit gebracht hatte. Man kennt eigentlich gar keine Gifte, von denen man auch nur mit der geringsten Sicherheit so langsame Fortschritte auf Jahre hin erwarten könnte, und Aqua Toffana ist ein bloßer bedeutungsloser Name, der Gott weiß wie entstanden ist und wer weiß welchem bekannten Gifte gegeben sein mag. Denn es ist ganz gewiß, daß es kein bestimmtes, am wenigsten ein ganz geheimes, nur Wenigen bekanntes ist. In einem Saal des ehemaligen Hauses hier (in Tegel) hingen viele Bilder fürstlicher und anderer merkwürdiger Personen, die jedoch alle mit meinem verstorbenen Vater in näherer Berührung gestanden hatten. Unter diesen war auch ein Bild des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, den mein Vater vermuthlich persönlich gekannt hatte. Ich erinnere mich dessen noch sehr gut. Allein in der Zeit, wo die Franzosen hier im Lande waren und mein Haus, ich selbst war in Italien, viele Einquartirung hatte, sind die meisten dieser Bilder beschädigt worden oder verloren gegangen, und das des Grafen von Lippe-Bückeburg gehört namentlich zu den letztern. Ich bedaure jetzt doppelt den Verlust desselben.

Was Sie als Kind von sich erwähnen, daß Sie Bilder in der Phantasie getragen, für die Sie Wesenheit wünschten, ersehnten, erwarteten, ist mir genau eben so und von der frühesten Kindheit an gewesen, ich glaube gewiß vom sechsten Jahre an, was doppelt früh bei mir ist,

da ich erſt im dritten ſprechen gelernt habe. Bei Ihnen war es die Sehnſucht nach einer Freundin, und zum Theil entſtanden durch das Leſen der Clariſſe. Bei mir hatte es keine äußere Urſache oder Veranlaſſung, wenigſtens iſt mir durchaus keine erinnerlich. Die Gegenſtände, ich meine nicht eingebildete Perſonen, ſondern die Sachen überhaupt, die ſie betraf, waren allerdings verſchieden, aber Eine blieb von dieſer Zeit der erſten Kindheit bis jetzt und wird vermuthlich bis an meinen Tod bleiben; denn noch jetzt, wenn ich einmal eine ſchlafloſe Nacht habe, oder allein im Wagen ſitze, oder ſpazieren gehe, oder ſonſt eine Zeit habe, die man in bloßer Beſchäftigung der Einbildungskraft zubringen kann, beſchäftigt mich dieſelbe Vorſtellung noch immer, wie die in meiner Kindheit, aber natürlich in anderer, oft wechſelnder Geſtaltung. Da es ein Gegenſtand iſt, der gar nicht in das Leben übergehen, ſondern nur auf die innere Denkweiſe einwirken kann, ſo berührt es mich auch im Leben nicht, ſondern geht wie eine Dichtung neben der Wahrheit fort; allein im Innern verdanke ich, im beſten Sinne des Worts, dieſer Selbſtbeſchäftigung ſehr viel. Es iſt ja überhaupt die natürliche Folge aller innern Thätigkeit und jeder recht lebendigen Regſamkeit der Einbildungskraft und des Gefühls, daß dadurch die wirklichen Ereigniſſe des Lebens mehr in Schatten treten, und das zu große Gewicht dieſer, ihr zu helles Licht zu vermindern, iſt immer heilſam, das Unglück ſchadet und drückt dann weniger, und das Glück feſſelt nicht an ſeinen Genuß, und macht den Gedanken erträglich, daß es immer leicht beweglich, vielleicht nicht immer bleiben wird.

Sie werden mir große Freude machen, wenn Sie fortfahren an Ihrer Lebensbeſchreibung zu arbeiten. Ganz der Ihrige. H.

Dreiunddreißigster Brief.

Tegel, den 15. Juni 1824.

Ich habe Ihren Brief vom 22. Mai und den letzten vor den Pfingstfeiertagen erhalten, liebe Charlotte, und danke Ihnen sehr für beide. Ich selbst schreibe Ihnen einige Tage später, als ich es sonst zu thun pflege; da Sie in Ihrem ersten Briefe eines zweiten erwähnen, der nachfolgen sollte, so wollte ich erst diesen abwarten, um beide zugleich zu beantworten. Daher rührt der kleine Verzug. Es ist mir sehr erfreulich, daraus zu ersehen, daß Sie wohl sind, aber zugleich erwähnen Sie, daß Sie an Schmerzen in den Händen leiden, und da diese sogar bei der schönen Wärme, die wir jetzt haben, nicht nachlassen, so ist es doch wohl zu besorgen, daß es Rheumatismus ist, der später in Gicht übergehen könnte. Ich möchte Ihnen doch rathen, ja Sie sehr bitten, dem zeitig durch den Gebrauch zweckmäßiger Mittel vorzubeugen. So lieb und so sehr lieb mir Ihre Briefe sind, so möchte ich sie nicht mit dem Gedanken erkaufen, daß Sie dabei gelitten und unangenehme Empfindungen dabei zu überwinden gehabt hätten. Stört Sie dieser Schmerz aber nicht hindernd bei Ihren künstlichen Beschäftigungen? Indeß kann ich mir doch denken, daß Sie ihn dabei weniger empfinden, eines Theils weil, wie Sie mir einmal schrieben, Sie das, was mehr Anstrengung erfordert, durch andere Personen verrichten lassen, und andern Theils, weil das Schreiben zwar eine

ſcheinbar gar keine Kraft erfordernde Arbeit iſt, aber dennoch gerade durch das Feſthalten der Feder bei ſo vielen kleinen Strichen ſehr anſtrengt. Mir iſt es von jeher widerlich geweſen und auch jetzt ſchreibe ich ungern. Es klingt das ſonderbar, da ich freilich in meinem Leben viel geſchrieben habe; allein es iſt darum nicht weniger wahr. Auch habe ich nicht ſo viel geſchrieben, als man wohl denken mag. Von Kindheit an habe ich eine vielmehr innerliche Natur gehabt, wenig außer mir ſelbſt bedurft, und nie daran Freude gefunden, mich anders, als wenn es ganz gelegentlich kam, Andern mitzutheilen. Vorzüglich habe ich nie Neigung zum Erzählen und Schildern in mir gefühlt, ſondern beides ſo wenig als möglich gethan und ſo kurz als möglich abgemacht. Dagegen habe ich Mittheilungen und Erzählungen Anderer immer ſehr geliebt. Wenn Sie finden, daß darin etwas ein wenig Selbſtſüchtiges liegt, da man mehr empfangen, als geben will, ſo will ich es nicht leugnen, es iſt nun aber immer einmal ſo in mir geweſen. Ich ſpreche ſehr wenig und ſchreibe nicht viel, und habe es immer ſo gehalten. Wenn ich Ausnahmen mache, iſt es nur, weil ich glaube, daß man Werth darauf legt, und ich dann, wie natürlich, jedem gern gefällig bin.

Mit Ihrer Arbeit ſcheinen Sie, liebe Charlotte, wieder ſehr beſchäftigt. Wenn es Sie nicht zu ſehr anſtrengt, freut es mich ſehr, ich habe es immer ſehr hoch geehrt als Stärke, Ausdauer und Eigenthümlichkeit Ihres Charakters, daß Sie ſich nach erlittenen großen Verluſten durch dieſe Beſchäftigung Ihre Unabhängigkeit erhalten haben, und indem Ihnen dies gelungen iſt, Sie auf der andern Seite eine ſchöne Ausfüllung Ihrer Zeit gefunden haben, worin ſich manches Schmerzliche, wenn auch nicht vergißt, doch weniger empfindet, da dies Ihren Neigungen angemeſſene

Streben nach dem Kunstvollen den Geist in Anspruch nimmt, und dies zugleich Ihrer vorherrschenden Neigung in die Betrachtung der Natur einzugehen entspricht. Daher ist es auch immer mein Wunsch gewesen, daß Sie dieser Arbeit eine solche Einrichtung möchten geben können, die Ihnen auch in spätern Jahren, bei weniger angestrengtem eigenen Antheil, die Fortsetzung derselben möglich machte.

Die Empfindung, daß Besuche dann am störendsten sind, wenn man sich einmal frei von eigentlichen Geschäften für kurze Zeit gemacht hat, theile ich ganz, wenn gleich aus früherer Erfahrung mit Ihnen. Es ist aber gerade die Art der gewöhnlichen Menschen, eben das für die beste Zeit zu halten, einen zu überlaufen. — Ich werde nun in einigen Tagen meine Reise antreten und bis gegen Ende Juli keinen recht steten Aufenthalt haben, daher muß ich Sie bitten, so ungern ich so lange Ihre Briefe entbehre, mir jetzt nicht eher zu schreiben, als so, daß mich Ihr Brief den 25. Juli finden kann, und ihn nach Ottmachau bei Neiße in Schlesien zu adressiren.

Leben Sie herzlich wohl; mit unveränderter Freundschaft der Ihrige. H.

Vierunddreißigster Brief.

Herrnstadt, den 9. Juni 1824.

Nehmen Sie nicht übel, liebe Charlotte, daß ich Ihnen mit lateinischen Lettern schreibe. Aber meine Augen sind schon seit geraumer Zeit so, daß ich sie sehr schonen muß, und da habe ich jetzt die Entdeckung gemacht, daß die kleinen deutschen Buchstaben sie mehr angreifen, als die größern lateinischen. An Deutlichkeit gewinnen auch Sie im Lesen bei dem Tausch. Es giebt aber Personen, welchen die lateinische Schrift mißfällig ist, und die wenigstens, weil sie ihnen fremd vorkommt, sie nicht gern im Briefwechsel mit Personen gebraucht sehen, die ihnen werth sind. Ich halte Sie, nach Ihrer übrigen Art zu sein, von solcher gewissermaßen eigensinnigen Ansicht frei. Wären Ihnen indeß doch diese Buchstaben weniger angenehm, so sagen Sie es mir ja, ich kehre dann zu den andern zurück. — Wenn ich Ihnen nicht einmal geschrieben habe, daß meine zweite Tochter hier verheirathet ist, so dürfte Ihnen der Ort der Ueberschrift dieses Briefes wohl kaum auf irgend eine Art bekannt sein. Ich denke aber, daß ich es Ihnen einmal aus Berlin, als ich Ihnen über die Meinigen schrieb, gesagt habe, so wenig es mir sonst eigen ist, über das, was mich umgiebt, oder mir begegnet, in Briefen zu reden. Dieser Ort, eine kleine, sehr unbedeutende Stadt, liegt kaum eine Tagereise von Breslau entfernt, ich bin seit einigen Tagen hier, gehe aber in wenigen andern von hier

nach Ottmachau auf mein Gut, wohin ich Sie bat, mir zu schreiben. Es hat, dünkt mich, immer etwas die Phantasie und das Gemüth angenehm Ansprechendes, wenn man weiß, daß an einem Ort und in einer Gegend, die einem sonst ganz und gar fremd ist und die man gar nicht oder kaum dem Namen nach gekannt hat, mit freundschaftlicher Theilnahme an einen gedacht wird. Diese Empfindung wünsche ich, daß die Ueberschrift dieser Zeilen auf Sie machen möge. Von Ottmachau habe ich Ihnen schon öfter geschrieben. — Wir haben hier eine warmnasse oder wenigstens feuchte Witterung, die leicht etwas Melancholisches haben kann, die ich aber sehr liebe. Die Natur hat dann eine doppelt wohlthätige Stille und ist wie mit einem nebeligen Schleier überzogen, der indeß doch die Gegenstände nicht verdunkelt, sondern nur ihre Formen und Farben sanfter hervortreten läßt. Ich bin immer und doppelt auf Reisen auf die mannichfaltigen Modifikationen aufmerksam, welche die Verschiedenheit der Luft- und Wolken-Beschaffenheit dem Charakter der nämlichen Gegend giebt. Man kann eine Gegend immer ihrem Charakter nach, nach Art eines Menschen betrachten, und jene Modifikationen entsprechen dann den verschiedenen Stimmungen des Gemüths, und sind, wie sie, ruhig und bewegt, sanft und hart, fröhlich oder traurig, ja auch wohl launen- und grillenhaft. Darnach machen sie denn auch ihren Eindruck auf den, der auf sie zu achten versteht, und ich kann wohl sagen, daß ich das Glück habe, diesen Eindruck nur immer so zu erfahren, wie er für die Seele Reiz hat, sie angenehm und lebendig spannt. Unangenehme Wirkungen macht das Wetter nie auf mich, und wenn es schwermüthig oder schauerlich ist, empfinde ich es ungefähr nur eben so, wie man auf dem Theater schwermüthige oder schauerliche Scenen

aufnimmt. — Beim Theater fällt mir ein, daß Sie es vermuthlich auch gar nicht, oder doch höchſt ſelten beſuchen. Mein Fall iſt das ganz und gar, vorzüglich ſeitdem meinen Augen der Glanz der vielen Lichter zu widrig und mein Gehör auch nicht mehr gut genug iſt, um die wenigſtens nicht ſehr gut und deutlich redenden Schauſpieler zu verſtehen. Hier iſt jetzt gerade eine herumziehende Truppe, und ob man gleich hier vor allem Glanz und blendendem Lichte ſicher und auch bei der Nähe der Sitze eher in Gefahr wäre, überſchrieen zu werden, ſo bin ich doch noch nicht dazu gekommen, ſie ſpielen zu ſehen. An einem guten Schauſpiel entbehrt man wirklich viel, wenn man darauf, freiwillig oder durch Umſtände genöthigt, Verzicht leiſtet. Selbſt wenn die Schauſpieler nur mittelmäßig ſind, hat das Vortragen eines guten Stücks (denn darauf kommt freilich alles an) durch Perſonen, die als ſelbſt handelnd auftreten, immer etwas mehr Ergreifendes und Belebendes als ſelbſt ein viel beſſeres, einzelnes Vorleſen. Auf der andern Seite aber liegt ein beſonderer Reiz darin, ſich von allen Gelegenheiten größerer Verſammlungen zurückzuziehen. Schon jung, dann in männlichen Jahren hatte ich mir das lebhaft gedacht und gleichſam den Reiz vorher genoſſen, in den Jahren eine hinreichende Rechtfertigung zu finden, der Geſellſchaft immer mehr und mehr zu entſagen, und jetzt, wo ich dieſen Zuſtand wirklich erreicht habe, finde ich, was ich damals empfand, vollkommen beſtätigt. Ich hatte mir das Alter immer reizend und viel reizender als die frühern Lebensepochen gedacht, und nun, da ich dahin gelangt bin, finde ich meine Erwartungen faſt übertroffen. Daher mag es auch kommen, daß ich eigentlich in der Seele gewiſſermaßen älter bin, als körperlich und an Jahren. Ich bin jetzt 57 Jahre alt, und wer ohne große körperliche

Ermüdungen und meiſt geſund und immer höchſt regelmäßig und ohne Leidenſchaften gelebt hat, welche die Geſundheit untergraben, kann da noch keine merkliche körperliche Abnahme fühlen. Allein die Ruhe des Geiſtes, die Freiheit von allem, was die Seele unangenehm ſpannt und aufreizt, die Unabhängigkeit faſt von allem, was man ſich nicht ſelbſt durch innerliche Stimmung und Beſchäftigung geben kann: dieſe Dinge ſind alle in frühern Jahren ſchwerer zu erreichen, ſind alsdann oft nur dann vorhanden, wenn, was noch viel ſchlimmer iſt, ſie aus Kälte und Unempfindlichkeit entſtehen. Dennoch ſind ſie es vorzüglich, welche ein innerlich glückliches Leben geben und ſichern. Es iſt daher nicht ganz richtig, wenn man glaubt oder ſagt, daß das Alter abhängiger von andern Umſtänden und Zufällen mache. Körperlich und äußerlich iſt es freilich wohl der Fall, allein auch nicht ſo viel, als man glaubt, da wenigſtens bei gut gearteten und an Selbſtbeherrſchung gewöhnten Menſchen die Begierden und ſelbſt geſchaffenen Bedürfniſſe noch viel mehr im Alter abnehmen, als die Kraft, ihnen Befriedigung zu verſchaffen. Auf der andern Seite aber gewinnt eben dadurch die viel weſentlichere und das Glück weit mehr befördernde Unabhängigkeit ungleich mehr. Mangel an Ergebung und Ungeduld ſind eigentlich die Dinge, welche alle Uebel, welcher Art ſie ſein mögen, erſt recht empfindlich machen und ſie wirklich vergrößern. Gerade von dieſen beiden Uebeln heilt das Alter vorzüglich, immer eine Gemüthsart vorausgeſetzt, die keine einmal eingewurzelten unartigen Gewohnheiten hat, die freilich ihr Gift ſonſt in jedes Alter hinüber tragen. Der größte Gewinn aber, der aus dieſer größern geiſtigen Freiheit, aus der Begierden- und Leidenſchaftsloſigkeit, dem gleichſam wolkenloſen Himmel, den zunehmende Jahre über das Gemüth hin

führen, entsteht, ist, daß das Nachdenken reiner, stärker, anhaltender, mehr die ganze Seele in Anspruch nehmend wird, daß sich der intellectuelle Horizont erweitert und das Beschäftigen mit jeder Art von Wissenschaft und jedem Gebiet der Wahrheit immer mehr und mehr, ausschließend das ganze Gemüth ergreift und jedes andere Bedürfniß, jede andere Sehnsucht schweigen macht. Das nachdenkende, betrachtende, forschende Leben ist eigentlich das höchste; allein in gewisser Art läßt es sich doch nur im höhern Alter vollkommen genießen. Früher ist es im Streit mit der Aufforderung und sogar mit der Pflicht zu handeln, und erfährt nicht selten Störungen durch sie. Es wäre aber sehr unrichtig, wenn man in dem Wahne stände, daß ein solches Vergnügen an einem gar nicht mit dem Leben und dessen Weltlichkeit zusammenhängenden Nachdenken eine große Bildung oder viele Kenntnisse voraussetze. Wo diese gerade bei jemand zufällig vorhanden sind, da kann das Nachdenken vielfältige Gegenstände treffen, es ist da allerdings mehr Mannichfaltigkeit und ein wenigstens scheinbar weiterer Kreis. Allein gerade die dem Menschen nothwendigsten, heiligsten und wahrhaft erfreulichsten Wahrheiten liegen auch dem einfachsten, schlichtesten Sinne offen, ja werden von ihm nicht selten richtiger und selbst tiefer aufgefaßt, als von dem, den großer Umfang von Kenntnissen mehr zerstreut. Diese Wahrheiten haben noch außerdem das Eigene, daß, ob sie gleich keines Grübelns bedürfen, um erkannt zu werden, vielmehr sich von selbst Eingang in das Gemüth verschaffen, daß immer in ihnen Neues gefunden wird, weil sie in sich wirklich unerschöpflich und unendlich sind. Sie knüpfen sich an jedes Alter an, allein doch am natürlichsten an dasjenige, was den endlichen Aufschlüssen über alle unendliche Räthsel, die eben diese Wahrheiten enthalten, am

nächsten steht. So stirbt zwar in höhern Jahren eine gewisse Lebendigkeit mehr ab; aber es ist dies nur eine äußere, oft sogar fälschlich geschätzte. Die viel wohlthätigere, schönere, edlere, die sich immer in fruchtbarer Klarheit entfaltet, gehört vielmehr erst recht eigentlich dem wahren Alter an. Ich weiß, liebe Charlotte, daß Sie über alle diese Gegenstände auch sehr übereinstimmend mit mir denken, und schmeichle mir also, daß es Ihnen nicht unangenehm sein wird, daß ich mich gewissermaßen gehen ließ, darüber zu sprechen. Diese Dinge, über die sich nur mit Wenigen reden läßt, sind ja wohl die natürlichsten Gegenstände für einen Briefwechsel, der, frei von Geschäften und äußern einschränkenden Bedingungen, dann am meisten erfreut, wenn er ein recht ungezwungener, vertraulicher Austausch persönlicher Stimmungen und Gesinnungen ist. — In Ottmachau hoffe ich, unter der Ihnen neulich gegebenen Adresse, einen Brief von Ihnen zu empfangen. Mit der aufrichtigsten Herzlichkeit der Ihrige. H.

Fünfunddreißigster Brief.

Tegel, den 12. September 1824.

Ich bin seit einigen Tagen aus Schlesien wieder hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und eine meiner ersten Beschäftigungen ist Ihnen zu schreiben. Meinen letzten Brief aus Ottmachau werden Sie bereits empfangen haben. Der Herbst verspricht sehr schön zu werden, und ich habe mich darum doppelt gefreut, wieder hier zu sein, die letzten Monate der scheidenden bessern Jahreszeit zu genießen. Ich liebe bei weitem mehr das Ausgehen, als das Beginnen des Jahres. Man blickt dann auf so manches, das man gethan oder erlebt hat, zurück, man meint sich sicherer, weil der Raum kleiner ist, in dem noch Unfälle begegnen können. Alles das ist freilich eine Täuschung, ein Augenblick reicht hin zu dem größten. Aber so vieles im Leben, im Glück und im Unglück sogar, ist ja nichts als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade, weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaubte, oder weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet sein muß, jedes, wie das Schicksal es giebt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches lieber den kürzern

als den längern Raum vor ſich zu haben. Dieſe Anſicht des Lebens, als eines Ganzen, als einer zu durchmeſſenden Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geſchienen, dem Tode mit Gleichmuth entgegen zu gehen. Betrachtet man dagegen das Leben nur ſtückweiſe, ſtrebt man nur einen fröhlichen Tag dem andern beizugeſellen, als könne das nun ſo in alle Ewigkeit fortgehen, ſo giebt es allerdings nichts Troſtloſeres, als an der Grenze zu ſtehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird.

Das Laub der Bäume fängt ſchon an die Buntfarbigkeit anzunehmen, die den Herbſt ſo ſehr ziert und gewiſſermaßen eine Entſchädigung für die Friſchheit des erſten Grüns iſt. Der kleine Ort, den ich hier bewohne, iſt vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche große, ſchöne und mannichfaltige Bäume durch alle wechſelnde Jahreszeiten hindurch gewähren. Um das Haus herum ſtehen alte und breitſchattige, und umziehen es mit einem grünen Fächer. Ueber das Feld gehen in mehreren Richtungen Alleen, in den Gärten und dem Weinberg ſtehen einzelne Fruchtbäume, im Park iſt ein dichtes und dunkles Gebüſch, und der See iſt vom Walde umkränzt, ſowie auch alle Inſeln darauf mit Bäumen und Büſchen eingefaßt. Ich habe eine beſondere Liebe zu den Bäumen, und laſſe nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen. Es hat ſo etwas Trauriges, einen armen Baum von der Umgebung, in der er viele Jahre heimiſch geworden war, in eine neue und in neuen Boden zu bringen, aus dem er nun, wie unwohl es ihm werden mag, nicht mehr heraus kann, ſondern langſam ſchmachtend ſein Ausgehen erwarten muß. Ueberhaupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnſucht, wenn ſie ſo feſt und beſchränkt im Boden ſtehen und ſich mit den Wipfeln, ſo weit ſie können, über

die Grenzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was ſo gemacht wäre, Symbol der Sehnſucht zu ſein. Im Grunde geht es dem Menſchen mit aller ſcheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders. Er iſt, wie weit er herum ſchweifen möge, doch auch an eine Spanne des Raums gefeſſelt. Bisweilen kann er ſie gar nicht verlaſſen, und das iſt oft der Fall der Frauen, derſelbe kleine Fleck ſieht ſeine Wiege und ſein Grab; oder er entfernt ſich, aber es zieht ihn Neigung und Bedürfniß immer von Zeit zu Zeit wieder zurück, oder er bleibt auch fortwährend entfernt, und ſeine Gedanken und Wünſche ſind doch dem urſprünglichen Wohnſitz zugewendet.

Es freuet mich, daß Sie, liebe Charlotte, in Ihrem Garten auch in einiger Art wenigſtens einen ländlichen Aufenthalt genießen. Ich weiß, wie ſehr Sie daran hängen und jede damit verbundne Freude zu ſchätzen wiſſen. Für meine Beſchäftigungen iſt mir das Herannahen des Spätherbſtes und Winters ſehr unangenehm. Meine Augen ſind zwar durch den anhaltenden Gebrauch wirkſamer Mittel um vieles beſſer, ſie erfordern indeß doch noch viel Schonung, und bei Licht greife ich ſie nicht an. Damit zieht ſich aber der Tag enge zuſammen, und wenn man noch abrechnen muß, was das häusliche Leben, Beſuche, Zerſtreuungen mancher Art, endlich wirkliche Geſchäfte wegnehmen, ſo bleibt wenig übrig. Und je länger ich fortfahre, ausſchließlich meine Zeit den Studien und dem Nachdenken zu widmen, jemehr kann ich ſagen, vertiefe ich mich darin und verliere Neigung und Geſchmack an allem andern. Die Ereigniſſe der Welt haben auch nicht das mindeſte Intereſſe für mich. Sie gehen an mir vorüber wie augenblickliche Erſcheinungen, die weder dem Geiſt noch dem Gemüth

Den Kreis meiner Bekannt-

ſchaften ziehe ich immer enger zuſammen; die Männer, mit denen ich früher den anziehendſten Umgang hatte, ſind geſtorben, und ich habe es immer für Glücksfälle gehalten, die man benutzen, nicht aber Bedürfniſſe, die man ſuchen muß, wenn ſich ein ſolcher Umgang von ſelbſt anknüpfte. Dagegen iſt das Feld des Wiſſens und Forſchens unermeßlich, und bietet beſtändig neue Reize dar. Es füllt alle Stunden aus, und man ſehnt ſich, nur die Zahl dieſer vervielfältigen zu können. Ich kann wohl ſagen, daß ich in meinem Innern einzig darin lebe, oft Tage lang, ohne dieſen Gegenſtänden mehr als flüchtige Gedanken zu entwenden. Naturwiſſenſchaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äußern Gegenſtände aufmerkſam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Alterthum aber angezogen, und es iſt auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Menſch noch ſeinem Entſtehen näher war, zeigte ſich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in ſeinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdrucke, den er beiden lieh. Zu der vollen und reinen Anſicht davon kommt man freilich nur durch mühevolle und oft in mechaniſcher Beſchäftigung zeitraubende Gelehrſamkeit; aber auch das hat ſeinen Reiz, oder wird wenigſtens leicht überwunden, wenn man ſich einmal an geduldiges Arbeiten gewöhnt hat. Zu den kraftvollſten, reinſten und ſchönſten Stimmen, die aus grauem Alterthum zu uns herübergekommen ſind, gehören die Bücher des Alten Teſtaments, und man kann es nie genug unſerer Sprache verdanken, daß ſie, auch in der Ueberſetzung, ſo wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber mit Vergnügen nachgedacht, daß es möglich wäre, etwas ſo Großes, Reiches und Mannichfaltiges zuſammen zu bringen,

als die Bibel, die Bücher des Alten und Neuen Teſtaments, enthalten. Wenn ſie auch, wie bei uns, dem Volke gewöhnlich das einzige Buch iſt, ſo hat dieſes in ihr ein Ganzes menſchlicher Geiſteswerke, Geſchichte, Dichtung und Philoſophie, und alles dies ſo, daß es ſchwerlich eine Geiſtes- oder Gefühlsſtimmung geben könnte, die nicht darin einen entſprechenden Anklang fände. Auch iſt nur weniges ſo unverſtändlich, daß es nicht gemeinem, ſchlichtem Sinne zugänglich wäre. Der Kenntnißreichere dringt nur tiefer ein, aber keiner geht eigentlich unbefriedigt hinweg.

Ich bleibe dieſen und den größten Theil des künftigen Monats hier, ehe ich nach Berlin ziehe, und auch dann bringe ich wohl nur einige Wochen dort zu. Sie können darauf für Ihre Briefe mit Sicherheit rechnen. Im November und December werde ich zwar vermuthlich wieder, wie im vorigen Herbſt, eine Reiſe machen, die ſich mit einem Aufenthalt von einigen Wochen in Burgörner ſchließen wird; allein es iſt an ſich noch nicht gewiß, noch weniger der Zeitpunkt, und ich ſchreibe es Ihnen vorher. Ich habe immer Neigung zum Bleiben am nämlichen Ort, und zum Aufſuchen eines andern, wie Gewicht und Gegengewicht, in mir. Doch iſt das Reiſen und der Wechſel des Aufenthalts meiſt Nothwendigkeit, ſelten urſprüngliche Luſt. Leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den herzlichſten Gefühlen der Ihrige. H.

als den längern Raum vor ſich zu haben. Dieſe Anſicht des Lebens, als eines Ganzen, als einer zu durchmeſſenden Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geſchienen, dem Tode mit Gleichmuth entgegen zu gehen. Betrachtet man dagegen das Leben nur ſtückweiſe, ſtrebt man nur einen fröhlichen Tag dem andern beizugeſellen, als könne das nun ſo in alle Ewigkeit fortgehen, ſo giebt es allerdings nichts Troſtloſeres, als an der Grenze zu ſtehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird.

Das Laub der Bäume fängt ſchon an die Buntfarbigkeit anzunehmen, die den Herbſt ſo ſehr ziert und gewiſſermaßen eine Entſchädigung für die Friſchheit des erſten Grüns iſt. Der kleine Ort, den ich hier bewohne, iſt vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche große, ſchöne und mannichfaltige Bäume durch alle wechſelnde Jahreszeiten hindurch gewähren. Um das Haus herum ſtehen alte und breitſchattige, und umziehen es mit einem grünen Fächer. Ueber das Feld gehen in mehreren Richtungen Alleen, in den Gärten und dem Weinberg ſtehen einzelne Fruchtbäume, im Park iſt ein dichtes und dunkles Gebüſch, und der See iſt vom Walde umkränzt, ſowie auch alle Inſeln darauf mit Bäumen und Büſchen eingefaßt. Ich habe eine beſondere Liebe zu den Bäumen, und laſſe nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen. Es hat ſo etwas Trauriges, einen armen Baum von der Umgebung, in der er viele Jahre heimiſch geworden war, in eine neue und in neuen Boden zu bringen, aus dem er nun, wie unwohl es ihm werden mag, nicht mehr heraus kann, ſondern langſam ſchmachtend ſein Ausgehen erwarten muß. Ueberhaupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnſucht, wenn ſie ſo feſt und beſchränkt im Boden ſtehen und ſich mit den Wipfeln, ſo weit ſie können, über

die Grenzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was ſo gemacht wäre, Symbol der Sehnſucht zu ſein. Im Grunde geht es dem Menſchen mit aller ſcheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders. Er iſt, wie weit er herum ſchweifen möge, doch auch an eine Spanne des Raums gefeſſelt. Bisweilen kann er ſie gar nicht verlaſſen, und das iſt oft der Fall der Frauen, derſelbe kleine Fleck ſieht ſeine Wiege und ſein Grab; oder er entfernt ſich, aber es zieht ihn Neigung und Bedürfniß immer von Zeit zu Zeit wieder zurück, oder er bleibt auch fortwährend entfernt, und ſeine Gedanken und Wünſche ſind doch dem urſprünglichen Wohnſitz zugewendet.

Es freuet mich, daß Sie, liebe Charlotte, in Ihrem Garten auch in einiger Art wenigſtens einen ländlichen Aufenthalt genießen. Ich weiß, wie ſehr Sie daran hängen und jede damit verbundne Freude zu ſchätzen wiſſen. Für meine Beſchäftigungen iſt mir das Herannahen des Spätherbſtes und Winters ſehr unangenehm. Meine Augen ſind zwar durch den anhaltenden Gebrauch wirkſamer Mittel um vieles beſſer, ſie erfordern indeß doch noch viel Schonung, und bei Licht greife ich ſie nicht an. Damit zieht ſich aber der Tag enge zuſammen, und wenn man noch abrechnen muß, was das häusliche Leben, Beſuche, Zerſtreuungen mancher Art, endlich wirkliche Geſchäfte wegnehmen, ſo bleibt wenig übrig. Und je länger ich fortfahre, ausſchließlich meine Zeit den Studien und dem Nachdenken zu widmen, jemehr kann ich ſagen, vertiefe ich mich darin und verliere Neigung und Geſchmack an allem andern. Die Ereigniſſe der Welt haben auch nicht das mindeſte Intereſſe für mich. Sie gehen an mir vorüber wie augenblickliche Erſcheinungen, die weder dem Geiſt noch dem Gemüth etwas zu geben vermögen. Den Kreis meiner Bekannt-

ſchaften ziehe ich immer enger zuſammen; die Männer, mit denen ich früher den anziehendſten Umgang hatte, ſind geſtorben, und ich habe es immer für Glücksfälle gehalten, die man benutzen, nicht aber Bedürfniſſe, die man ſuchen muß, wenn ſich ein ſolcher Umgang von ſelbſt anknüpfte. Dagegen iſt das Feld des Wiſſens und Forſchens unermeßlich, und bietet beſtändig neue Reize dar. Es füllt alle Stunden aus, und man ſehnt ſich, nur die Zahl dieſer vervielfältigen zu können. Ich kann wohl ſagen, daß ich in meinem Innern einzig darin lebe, oft Tage lang, ohne dieſen Gegenſtänden mehr als flüchtige Gedanken zu entwenden. Naturwiſſenſchaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äußern Gegenſtände aufmerkſam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Alterthum aber angezogen, und es iſt auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Menſch noch ſeinem Entſtehen näher war, zeigte ſich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in ſeinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdrucke, den er beiden lieh. Zu der vollen und reinen Anſicht davon kommt man freilich nur durch mühevolle und oft in mechaniſcher Beſchäftigung zeitraubende Gelehrſamkeit; aber auch das hat ſeinen Reiz, oder wird wenigſtens leicht überwunden, wenn man ſich einmal an geduldiges Arbeiten gewöhnt hat. Zu den kraftvollſten, reinſten und ſchönſten Stimmen, die aus grauem Alterthum zu uns herübergekommen ſind, gehören die Bücher des Alten Teſtaments, und man kann es nie genug unſerer Sprache verdanken, daß ſie, auch in der Ueberſetzung, ſo wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber mit Vergnügen nachgedacht, daß es möglich wäre, etwas ſo Großes, Reiches und Mannichfaltiges zuſammen zu bringen,

als die Bibel, die Bücher des Alten und Neuen Teſtaments, enthalten. Wenn ſie auch, wie bei uns, dem Volke gewöhnlich das einzige Buch iſt, ſo hat dieſes in ihr ein Ganzes menſchlicher Geiſteswerke, Geſchichte, Dichtung und Philoſophie, und alles dies ſo, daß es ſchwerlich eine Geiſtes- oder Gefühlsſtimmung geben könnte, die nicht darin einen entſprechenden Anklang fände. Auch iſt nur weniges ſo unverſtändlich, daß es nicht gemeinem, ſchlichtem Sinne zugänglich wäre. Der Kenntnißreichere dringt nur tiefer ein, aber keiner geht eigentlich unbefriedigt hinweg.

Ich bleibe dieſen und den größten Theil des künftigen Monats hier, ehe ich nach Berlin ziehe, und auch dann bringe ich wohl nur einige Wochen dort zu. Sie können darauf für Ihre Briefe mit Sicherheit rechnen. Im November und December werde ich zwar vermuthlich wieder, wie im vorigen Herbſt, eine Reiſe machen, die ſich mit einem Aufenthalt von einigen Wochen in Burgörner ſchließen wird; allein es iſt an ſich noch nicht gewiß, noch weniger der Zeitpunkt, und ich ſchreibe es Ihnen vorher. Ich habe immer Neigung zum Bleiben am nämlichen Ort, und zum Aufſuchen eines andern, wie Gewicht und Gegengewicht, in mir. Doch iſt das Reiſen und der Wechſel des Aufenthalts meiſt Nothwendigkeit, ſelten urſprüngliche Luſt. Leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den herzlichſten Gefühlen der Ihrige. H.

Sechsunddreißigster Brief.

Burgörner, den 13. November 1824.

Ihr Brief vom 26. vorigen Monats hat mir, wie alle Ihre Briefe, viel Freude gemacht. — Es iſt ſehr liebevoll von Ihnen, daß Sie ſo viel Werth auf den Antheil legen, den ich allerdings fortwährend an Ihrer Lebenserzählung nehme und gewiß immer daran nehmen werde. Sie haben ganz recht, ihn in meiner Theilnahme an Ihnen und dem Intereſſe, das nicht gerade die Schilderung von äußern Ereigniſſen, ſondern die Darſtellung innerer Zuſtände weckt, zu finden. Es iſt gerade das Beides, worin es liegt. Wenn auch das nun ſchon lange in Vergangenheit Getretene nicht mehr gegenwärtig auf den Gegenſtand unſerer Theilnahme einwirkt, ſo leſen wir doch alles, was dieſen einmal betroffen hat, mit einem wahren Gefühl der Gegenwart. Es iſt, als ginge es ihn noch an, als wirkten dieſe Empfindungen der Freude und der Wehmuth noch auf ihn, und im Grunde iſt das auch wirklich ſo. Wie groß die Macht der Zeit iſt, ſo entfremdet ſie doch nie, auch nach ſo lange nicht mehr unmittelbar angeklungenen Gefühlen, dem Gemüthe ganz; in dieſen giebt es vielmehr auch im wirklichen Daſein etwas, das man mit Recht zeitlos nennen kann. Ich meine damit nicht blos die Beſtändigkeit ſich unverändert erhaltender Gefühle. In dieſen unterſcheidet ſich doch immer Vergangenheit und Gegenwart, und nur die Art, die eine und die andere zu empfinden, bleibt

dieſelbe. Aber auch das Ganze aller Empfindungen, die je die Seele bewegt haben, bildet ein ſo in ſich zuſammenhängendes Gewebe, daß der längſt vergangene Schmerz und die längſt vergangene Freude noch jetzt die Seele erſchüttern, obgleich ſie jetzt unmittelbar keinen Einfluß auf dieſelbe ausüben können. Wie es dem eigenen Gefühl iſt, eben ſo iſt es auch dem Gefühl der Theilnahme an Andern

Die Entwickelung Ihrer ehemaligen Stimmungen,
derer, die ſo weit wie die erſten Jugend- und
vom gegenwärtigen Augenblick entfernt liegen, gelingt Ihnen, liebe Charlotte, immer ungemein gut, und was Sie davon erzählen, führt den, der ſie lieſt, nicht blos in die äußern Umgebungen, ſondern in Ihre Anſichten und Gefühle ſelbſt ein. Es hebt ſich darin nicht einſeitig etwas Einzelnes heraus, ſondern alles iſt immer in ſeiner wahren Verbindung und Zuſammenhang der Natur ſelbſt geſchildert. Dies beweiſt, daß Sie von jeher eine größere Innerlichkeit gehabt und bewahrt haben, als ſonſt dem Menſchen gegeben iſt, obgleich Frauen daran in der Regel einen größern Antheil beſitzen als Männer. Die weiblichen Beſchäftigungen, und ſelbſt die urſprüngliche Beſtimmung der Frauen, führt ſie körperlich und geiſtig mehr auf ein inneres Wirken und Wehen. Indeß iſt ſelten damit auch die Klarheit der Anſicht und die Deutlichkeit des Selbſtbewußtſeins verbunden, die Sie ſo ſehr auszeichnet. Gerade der nach innen zu wirkende Theil iſt oft ſelbſt gewiſſermaßen verdunkelnd und verwirrend, da die Anſchaulichkeit urſprünglich ein Eigenthum der äußern Sinne iſt. Ihnen aber legt ſich, wie alle Ihre Selbſtſchilderungen beweiſen, der Zuſtand Ihres Gemüths in jedem Zeitraum, an dem Ihre Erinnerung dazu lebendig genug iſt, ſo beſtimmt und ſo ſcharf gezeichnet dar, daß Sie nur aus Ihrer Seele abzuſchreiben brauchen,

daß Sie nicht nöthig haben, Lücken durch die Phantasie auszufüllen, oder halb verwischte Züge unbestimmt zu lassen, sondern daß alles vollständig und doch in treuer Wahrheit dasteht. Die große, und bei Frauen sehr selten in dem Grade erreichte Uebung, die Sie sich im Schreiben erworben haben*), kommt hinzu, und durch das alles entsteht in Ihrer Erzählung ein lebendiges Bild innern und äußern

aber so, daß das letzte nur immer bestimmt ist, erste noch vollständiger zu verdeutlichen und noch be- zu charakterisiren.

reden von Tadel, der Ihnen vielleicht zu Theil n könnte bei Ihrer Lebenserzählung. Ich verstehe warum Sie glaubten, daß Sie diesmal ihn erwartet •Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen. Es ist nichts in diesem Hefte aufgefallen, was meinem Urtheile rgend eine Mißbilligung verdiente. Was die Schilderung Beurtheilung Ihrer nun längst verewigten Eltern be- so glaube ich Ihnen schon darüber geschrieben zu haben. Es ist darin gar nichts, was mit irgend einer Billigkeit verargt werden könnte. Wenn man sich wirklich Charaktere und Handlungen vorstellt, wenn man sie zu zeichnen versucht, so muß man es nothwendig ganz und vollständig thun; die guten und trefflichen Seiten selbst würden vielleicht mehr, aber nicht wahr hervortreten, wenn man sich aller Züge enthalten wollte, die überhaupt, oder nach dieser und jener Beurtheilung, einen leichten Schatten darauf werfen könnten. Ehrfurcht und Liebe, noch mehr, wo Dankbarkeit zu beiden hinzutritt, hängen glücklicher Weise nicht von ängstlicher Abwägung des Verdienstes und der Schwächen derjenigen ab, denen sie gezollt werden. Sie beruhen

*) Nur um eine spätere Stelle zu erklären, ist dies aufgenommen.

auf urſprünglichen Banden, wie zwiſchen elterlicher und kindlicher Liebe, oder auf einem Geſammtgefühl des Weſens, das man hochſchätzt und liebt, und das immer daſſelbe bleibt, wenn auch kleine Mängel, ja oft ſelbſt größere erkannt werden. Die Ehrerbietung, die das Kind den Eltern, und überhaupt jeder dem innerlich Höhern, dem er nahe kommt, ſchuldig iſt, und die jedem gutgearteten weichgebildeten Gemüth ſo leicht darzubringen wird, ſich mehr auf ein oft mehr geahnetes, als deutlich in Handlungen erkanntes Weſen, auf ein Etwas, das vielleicht nicht einmal zur völligen Ausbildung gekommen iſt, aber in Mienen, Geberden und dem Ganzen des Charakters durchſcheint. Es iſt in der Menſchheit, die ſo leicht fehlt, ſo ſchwer durch alle Verwickelungen des Lebens ihre Reinheit bewahrt, gerade das beruhigend und ſchön, daß Liebe und ſogar Ehrerbietung noch auch dem werden können, an dem man wohl Schwächen kennt, oder der ſich nicht immer vor Fehltritten bewahrt hat. Iſt man ſich aber dieſes Gefühls wahrhaft bewußt, weiß man ſich von der Kälte und nüchternen Strenge frei, die, ehe ſie Achtung und Liebe zollen will, erſt Fehler und Vorzüge wägt, ſo kann man auch verehrte und geliebte Perſonen, beides mit vollkommener Freiheit und ohne ſich Vorwürfe zu machen, erwähnen. Ueberhaupt aber bin ich in mir ſelten zum Tadel fremder Handlungen oder Fehler und faſt eben ſo wenig zum Lobe geneigt. Ich nehme die Dinge geſchichtlich auf, wie ſie ſich im Innern und Aeußern geſtalten, wo man ſelten recht beſtimmt ſagen kann, wie ſie entſtanden ſind, und noch weniger preiſen oder verdammen. Es iſt ſo geworden und hat ſo werden müſſen. Die ſittliche Würdigung kann nur die die Handlung begleitende Empfindung treffen, und dieſe kann nur das Gewiſſen ſelbſt richten. So

nuß jeder ſich ſelbſt ein Richter ſein, und iſt es auch. Denn
etwas Mißbilligung verdient, ſagt dies die innere Stimme
uter und verwundender, als fremder Tadel es je thun
Auf ähnliche Weiſe iſt es auch mit dem Lobe.
thut immer wohl, es mehr als
denn als einen verdienten
daß man ſelter

es

hat, daß
nun leben Sie herzlich wohl, mit immer
unwandelbarer Theilnahme der Ihrige.

Ausgezogene Gedanken.

In der Vergangenheit iſt reichlicher Stoff zur Freude und Wehmuth, zur Zufriedenheit mit ſich und zur Reue, da hat man mit ſich, mit Andern, mit dem Geſchicke gekämpft, geſiegt und unterlegen; was da gefunden wird, das iſt wahrhaft geweſen, das iſt, wenn es ſchmerzlich war, untilgbar wie eine Narbe, und wenn es freudig war, unentreißbar wie ein der Seele eingewachſener Gedanke; es iſt ferner rein von der Aengſtlichkeit, der Beſorgniß der Zukunft.

Ergebung und Genügſamkeit ſind es vor allem, die ſicher durch das Leben führen. Wer nicht Feſtigkeit genug hat zu entbehren und ſelbſt zu leiden, kann ſich nie vor ſchmerzlichen Empfindungen ſicher ſtellen, ja er muß ſich ſogar ſelbſt, wenigſtens die zu rege Empfindung deſſen, was ihn ungünſtig trifft, zuſchreiben.

Es giebt in der moraliſchen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Menſch vermag eigentlich über ſich alles, und muß über Andere nicht zu viel vermögen wollen.

Gegen Menſchen und gegen Schickſale iſt es nicht blos die edelſte, und ſich ſelbſt am meiſten ehrende, ſondern auch die am meiſten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemüthsſtimmung, nicht gegen ſie zu ſtreiten, ſondern ſich, wo und wie es nur immer das Verhältniß erlaubt, zu fügen, was ſie geben, als Geſchenk anzuſehen, aber nicht mehr zu verlangen, und am wenigſten mißmuthig über das zu werden, was ſie verweigern.

Mit den ſogenannten Ahnungen und Vorgefühlen iſt es eine ſonderbare Sache. Bisweilen trifft ſo etwas ein, bisweilen ſchlägt es fehl. Man möchte aber doch keineswegs weder das Eine noch das Andere als etwas blos Zufälliges anſehen, und darum, weil dieſe Vorgefühle oft ohne Erfolg bleiben, ſie nicht auch, wenn ſie eintreffen, dem Zufall beimeſſen, und ihnen das Verdienſt wahrer Voranzeige der Zukunft nehmen. Es geht mit dieſen Dingen

daß Sie nicht nöthig haben, Lücken durch die Phantasie auszufüllen, oder halb verwischte Züge unbestimmt zu lassen, daß alles vollständig und doch in treuer Wahrheit Die große, und bei Frauen sehr selten in dem erreichte Uebung, die Sie sich im Schreiben erwor-*), kommt hinzu, und durch das alles entsteht Erzählung ein lebendiges Bild innern und äußern aber so, daß das letzte nur immer bestimmt ist, erste noch vollständiger zu verdeutlichen und noch bezu charakterisiren.

reden von Tadel, der Ihnen vielleicht zu Theil könnte bei Ihrer Lebenserzählung. Ich verstehe warum Sie glaubten, daß Sie diesmal ihn erwartet •Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen. Es ist nichts in diesem Hefte aufgefallen, was meinem Urtheile rgend eine Mißbilligung verdiente. Was die Schilderung Beurtheilung Ihrer nun längst verewigten Eltern beso glaube ich Ihnen schon darüber geschrieben zu haben. Es ist darin gar nichts, was mit irgend einer Billigkeit verargt werden könnte. Wenn man sich wirklich Charaktere und Handlungen vorstellt, wenn man sie zu zeichnen versucht, so muß man es nothwendig ganz und vollständig thun; die guten und trefflichen Seiten selbst würden vielleicht mehr, aber nicht wahr hervortreten, wenn man sich aller Züge enthalten wollte, die überhaupt, oder nach dieser und jener Beurtheilung, einen leichten Schatten darauf werfen könnten. Ehrfurcht und Liebe, noch mehr, wo Dankbarkeit zu beiden hinzutritt, hängen glücklicher Weise nicht von ängstlicher Abwägung des Verdienstes und der Schwächen derjenigen ab, denen sie gezollt werden. Sie beruhen

*) Nur um eine spätere Stelle zu erklären, ist dies aufgenommen.

auf urſprünglichen Banden, wie zwiſchen elterlicher und kindlicher Liebe, oder auf einem Geſammtgefühl des Weſens, das man hochſchätzt und liebt, und das immer daſſelbe bleibt, wenn auch kleine Mängel, ja oft ſelbſt größere erkannt werden. Die Ehrerbietung, die das Kind den Eltern, und überhaupt jeder dem innerlich Höhern, dem er nahe kommt, ſchuldig iſt, und die jedem gutgearteten und weichgebildeten Gemüth ſo leicht darzubringen wird,
ſich mehr auf ein oft mehr geahnetes, als deutlich in Handlungen erkanntes Weſen, auf ein Etwas, das vielleicht nicht einmal zur völligen Ausbildung gekommen iſt, aber in Mienen, Geberden und dem Ganzen des Charakters durchſcheint. Es iſt in der Menſchheit, die ſo leicht fehlt, ſo ſchwer durch alle Verwickelungen des Lebens ihre Reinheit bewahrt, gerade das beruhigend und ſchön, daß Liebe und ſogar Ehrerbietung noch auch dem werden können, an dem man wohl Schwächen kennt, oder der ſich nicht immer vor Fehltritten bewahrt hat. Iſt man ſich aber dieſes Gefühls wahrhaft bewußt, weiß man ſich von der Kälte und nüchternen Strenge frei, die, ehe ſie Achtung und Liebe zollen will, erſt Fehler und Vorzüge wägt, ſo kann man auch verehrte und geliebte Perſonen, beides mit vollkommener Freiheit und ohne ſich Vorwürfe zu machen, erwähnen. Ueberhaupt aber bin ich in mir ſelten zum Tadel fremder Handlungen oder Fehler und faſt eben ſo wenig zum Lobe geneigt. Ich nehme die Dinge geſchichtlich auf, wie ſie ſich im Innern und Aeußern geſtalten, wo man ſelten recht beſtimmt ſagen kann, wie ſie entſtanden ſind, und noch weniger preiſen oder verdammen. Es iſt ſo geworden und hat ſo werden müſſen. Die ſittliche Würdigung kann nur die die Handlung begleitende Empfindung treffen, und dieſe kann nur das Gewiſſen ſelbſt richten. So

muß jeder ſich ſelbſt ein Richter ſein, und iſt es auch. Denn
:twas Mißbilligung verdient, ſagt dies die innere Stimme
und verwundender, als fremder Tadel es je thun
Auf ähnliche Weiſe iſt es dem Lobe.
.ıehr als

.nan

mıt

nun ıeben Sie herzlich immer
Theilnahme der Ihrige.

Ausgezogene Gedanken.

In der Vergangenheit iſt reichlicher Stoff zur Freude und Wehmuth, zur Zufriedenheit mit ſich und zur Reue, da hat man mit ſich, mit Andern, mit dem Geſchicke gekämpft, geſiegt und unterlegen; was da gefunden wird, das iſt wahrhaft geweſen, das iſt, wenn es ſchmerzlich war, untilgbar wie eine Narbe, und wenn es freudig war, unentreißbar wie ein der Seele eingewachſener Gedanke; es iſt ferner rein von der Aengſtlichkeit, der Beſorgniß der Zukunft.

Ergebung und Genügſamkeit ſind es vor allem, die ſicher durch das Leben führen. Wer nicht Feſtigkeit genug hat zu entbehren und ſelbſt zu leiden, kann ſich nie vor ſchmerzlichen Empfindungen ſicher ſtellen, ja er muß ſich ſogar ſelbſt, wenigſtens die zu rege Empfindung deſſen, was ihn ungünſtig trifft, zuſchreiben.

Es giebt in der moraliſchen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Menſch vermag eigentlich über ſich alles, und muß über Andere nicht zu viel vermögen wollen.

Gegen Menſchen und gegen Schickſale iſt es nicht blos die edelſte, und ſich ſelbſt am meiſten ehrende, ſondern auch die am meiſten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemüthsſtimmung, nicht gegen ſie zu ſtreiten, ſondern ſich, wo und wie es nur immer das Verhältniß erlaubt, zu fügen, was ſie geben, als Geſchenk anzuſehen, aber nicht mehr zu verlangen, und am wenigſten mißmuthig über das zu werden, was ſie verweigern.

Mit den ſogenannten Ahnungen und Vorgefühlen iſt es eine ſonderbare Sache. Bisweilen trifft ſo etwas ein, bisweilen ſchlägt es fehl. Man möchte aber doch keineswegs weder das Eine noch das Andere als etwas blos Zufälliges anſehen, und darum, weil dieſe Vorgefühle oft ohne Erfolg bleiben, ſie nicht auch, wenn ſie eintreffen, dem Zufall beimeſſen, und ihnen das Verdienſt wahrer Voranzeige der Zukunft nehmen. Es geht mit dieſen Dingen

ſo

ich

ſinden. Es das

auch das ſchon lange in

tene nicht mehr gegenwärtig auf den Gegenſtand Theilnahme einwirkt, ſo leſen wir doch alles, was einmal betroffen hat, mit einem wahren Gefühl der wart. Es iſt, als ginge es ihn noch an, als wirkten dieſe Empfindungen der Freude und der Wehmuth noch auf ihn, und im Grunde iſt das auch wirklich ſo. Wie groß die Macht der Zeit iſt, ſo entfremdet ſie doch nie, auch nach ſo lange nicht mehr unmittelbar angeklungenen Gefühlen, dem Gemüthe ganz; in dieſen giebt es vielmehr auch im wirklichen Daſein etwas, das man mit Recht zeitlos nennen kann. Ich meine damit nicht blos die Beſtändigkeit ſich unverändert erhaltender Gefühle. In dieſen unterſcheidet ſich doch immer Vergangenheit und Gegenwart, und nur die Art, die eine und die andere zu empfinden, bleibt

dieſelbe. Aber auch das Ganze aller Empfindungen, die je die Seele bewegt haben, bildet ein ſo in ſich zuſammenhängendes Gewebe, daß der längſt vergangene Schmerz und die längſt vergangene Freude noch jetzt die Seele erſchüttern, obgleich ſie jetzt unmittelbar keinen Einfluß auf dieſelbe ausüben können. Wie es dem eigenen Gefühl iſt, eben ſo iſt es auch dem Gefühl der Theilnahme an Andern Die Entwickelung Ihrer ehemaligen Stimmungen.
derer, die ſo weit wie die erſten Jugend- und
vom gegenwärtigen Augenblick entfernt liegen, gelingt Ihnen, liebe Charlotte, immer ungemein gut, und was Sie davon erzählen, führt den, der ſie lieſt, nicht blos in die äußern Umgebungen, ſondern in Ihre Anſichten und Gefühle ſelbſt ein. Es hebt ſich darin nicht einſeitig etwas Einzelnes heraus, ſondern alles iſt immer in ſeiner wahren Verbindung und Zuſammenhang der Natur ſelbſt geſchildert. Dies beweiſt, daß Sie von jeher eine größere Innerlichkeit gehabt und bewahrt haben, als ſonſt dem Menſchen gegeben iſt, obgleich Frauen daran in der Regel einen größern Antheil beſitzen als Männer. Die weiblichen Beſchäftigungen, und ſelbſt die urſprüngliche Beſtimmung der Frauen, führt ſie körperlich und geiſtig mehr auf ein inneres Wirken und Wehen. Indeß iſt ſelten damit auch die Klarheit der Anſicht und die Deutlichkeit des Selbſtbewußtſeins verbunden, die Sie ſo ſehr auszeichnet. Gerade der nach innen zu wirkende Theil iſt oft ſelbſt gewiſſermaßen verdunkelnd und verwirrend, da die Anſchaulichkeit urſprünglich ein Eigenthum der äußern Sinne iſt. Ihnen aber legt ſich, wie alle Ihre Selbſtſchilderungen beweiſen, der Zuſtand Ihres Gemüths in jedem Zeitraum, an dem Ihre Erinnerung dazu lebendig genug iſt, ſo beſtimmt und ſo ſcharf gezeichnet dar, daß Sie nur aus Ihrer Seele abzuſchreiben brauchen,

daß Sie nicht nöthig haben, Lücken durch die Phantasie auszufüllen, oder halb verwischte Züge unbestimmt zu lassen,
daß alles vollständig und doch in treuer Wahrheit
Die große, und bei Frauen sehr selten in dem
erreichte Uebung, die Sie sich im Schreiben erwor-
haben*), kommt hinzu, und durch das alles entsteht
Ihrer Erzählung ein lebendiges Bild innern und äußern
aber so, daß das letzte nur immer bestimmt ist,
erste noch vollständiger zu verdeutlichen und noch be-
zu charakterisiren.
von Tadel, der Ihnen vielleicht zu Theil
bei Ihrer Lebenserzählung. Ich verstehe
warum Sie glaubten, daß Sie diesmal ihn erwartet
Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen. Es ist
nichts in diesem Hefte aufgefallen, was meinem Urtheile
rgend eine Mißbilligung verdiente. Was die Schilderung
Beurtheilung Ihrer nun längst verewigten Eltern be-
so glaube ich Ihnen schon darüber geschrieben zu haben.
Es ist darin gar nichts, was mit irgend einer Billigkeit verargt werden könnte. Wenn man sich wirklich Charaktere und Handlungen vorstellt, wenn man sie zu zeichnen versucht, so muß man es nothwendig ganz und vollständig thun; die guten und trefflichen Seiten selbst würden vielleicht mehr, aber nicht wahr hervortreten, wenn man sich aller Züge enthalten wollte, die überhaupt, oder nach dieser und jener Beurtheilung, einen leichten Schatten darauf werfen könnten. Ehrfurcht und Liebe, noch mehr, wo Dankbarkeit zu beiden hinzutritt, hängen glücklicher Weise nicht von ängstlicher Abwägung des Verdienstes und der Schwächen derjenigen ab, denen sie gezollt werden. Sie beruhen

*) Nur um eine spätere Stelle zu erklären, ist dies aufgenommen.

auf urſprünglichen Banden, wie zwiſchen elterlicher und kindlicher Liebe, oder auf einem Geſammtgefühl des Weſens, das man hochſchätzt und liebt, und das immer daſſelbe bleibt, wenn auch kleine Mängel, ja oft ſelbſt größere erkannt werden. Die Ehrerbietung, die das Kind den Eltern, und überhaupt jeder dem innerlich Höhern, dem er nahe kommt, ſchuldig iſt, und die jedem gutgearteten weichgebildeten Gemüth ſo leicht darzubringen wird, ſich mehr auf ein oft mehr geahnetes, als deutlich in Handlungen erkanntes Weſen, auf ein Etwas, das vielleicht nicht einmal zur völligen Ausbildung gekommen iſt, aber in Mienen, Geberden und dem Ganzen des Charakters durchſcheint. Es iſt in der Menſchheit, die ſo leicht fehlt, ſo ſchwer durch alle Verwickelungen des Lebens ihre Reinheit bewahrt, gerade das beruhigend und ſchön, daß Liebe und ſogar Ehrerbietung noch auch dem werden können, an dem man wohl Schwächen kennt, oder der ſich nicht immer vor Fehltritten bewahrt hat. Iſt man ſich aber dieſes Gefühls wahrhaft bewußt, weiß man ſich von der Kälte und nüchternen Strenge frei, die, ehe ſie Achtung und Liebe zollen will, erſt Fehler und Vorzüge wägt, ſo kann man auch verehrte und geliebte Perſonen, beides mit vollkommener Freiheit und ohne ſich Vorwürfe zu machen, erwähnen. Ueberhaupt aber bin ich in mir ſelten zum Tadel fremder Handlungen oder Fehler und faſt eben ſo wenig zum Lobe geneigt. Ich nehme die Dinge geſchichtlich auf, wie ſie ſich im Innern und Aeußern geſtalten, wo man ſelten recht beſtimmt ſagen kann, wie ſie entſtanden ſind, und noch weniger preiſen oder verdammen. Es iſt ſo geworden und hat ſo werden müſſen. Die ſittliche Würdigung kann nur die die Handlung begleitende Empfindung treffen, und dieſe kann nur das Gewiſſen ſelbſt richten. So

nuß jeder ſich ſelbſt ein Richter ſein, und iſt es auch. Denn wo etwas Mißbilligung verdient, ſagt dies die innere Stimme lauter und verwundender, als fremder Tadel es je thun Auf ähnliche Weiſe iſt es auch mit dem Lobe. es empfängt, thut immer wohl, es mehr als Gabe

elten

es

mit der man es nur überhaupt in ſofern nehmen hat, daß man nicht durch ſie verdorben wird. heute nun leben Sie herzlich wohl, mit immer unwandelbarer Theilnahme der Ihrige. H.

Ausgezogene Gedanken.

In der Vergangenheit iſt reichlicher Stoff zur Freude und Wehmuth, zur Zufriedenheit mit ſich und zur Reue, da hat man mit ſich, mit Andern, mit dem Geſchicke gekämpft, geſiegt und unterlegen; was da gefunden wird, das iſt wahrhaft geweſen, das iſt, wenn es ſchmerzlich war, untilgbar wie eine Narbe, und wenn es freudig war, unentreißbar wie ein der Seele eingewachſener Gedanke; es iſt ferner rein von der Aengſtlichkeit, der Beſorgniß der Zukunft.

Ergebung und Genügsamkeit sind es vor allem, die sicher durch das Leben führen. Wer nicht Festigkeit genug hat zu entbehren und selbst zu leiden, kann sich nie vor schmerzlichen Empfindungen sicher stellen, ja er muß sich sogar selbst, wenigstens die zu rege Empfindung dessen, was ihn ungünstig trifft, zuschreiben.

Es giebt in der moralischen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Mensch vermag eigentlich über sich alles, und muß über Andere nicht zu viel vermögen wollen.

Gegen Menschen und gegen Schicksale ist es nicht blos die edelste, und sich selbst am meisten ehrende, sondern auch die am meisten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemüthsstimmung, nicht gegen sie zu streiten, sondern sich, wo und wie es nur immer das Verhältniß erlaubt, zu fügen, was sie geben, als Geschenk anzusehen, aber nicht mehr zu verlangen, und am wenigsten mißmuthig über das zu werden, was sie verweigern.

Mit den sogenannten Ahnungen und Vorgefühlen ist es eine sonderbare Sache. Bisweilen trifft so etwas ein, bisweilen schlägt es fehl. Man möchte aber doch keineswegs weder das Eine noch das Andere als etwas blos Zufälliges ansehen, und darum, weil diese Vorgefühle oft ohne Erfolg bleiben, sie nicht auch, wenn sie eintreffen, dem Zufall beimessen, und ihnen das Verdienst wahrer Voranzeige der Zukunft nehmen. Es geht mit diesen Dingen

wie mit allem, was auf innerm Selbſtgefühl beruht. Dies Selbſtgefühl kann ſich täuſchen, man kann für Vorbedeutung halten, was es nicht iſt, und kann auch wieder die wahre verkennen. Objektive Sicherheit läßt ſich darüber nicht haben. Es kann keine ſichern äußern Zeichen der Erkennung der Wahrheit geben. Es ſind immer, oft ſchwache Andeutungen, ſie können in die Seele gelegt, ſie können aber auch aus einem unbeſtimmten, durch Hoffnung oder Furcht irregeleiteten Seelenzuſtand erzeugt ſein. Im erſtern Falle läßt ſich auf ihre Zuverläſſigkeit bauen, im letztern Falle nicht. Das Weiſeſte iſt immer, ſie auf keine Weiſe herbei zu locken, bei ihrem Erſcheinen ſich die Möglichkeit ihrer Falſchheit zu denken, und wenn ſie ungünſtig, auf ihre Wahrheit gefaßt zu ſein. H.

Siebenunddreißigſter Brief.

Berlin, December 1824.

Ich bin ſeit einigen Tagen hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und es iſt eins meiner erſten Geſchäfte, es Ihnen zu ſagen, und der alten, lieben Gewohnheit, Ihnen zu ſchreiben, getreu zu bleiben. Ich weiß, daß das Ihnen wie mir Freude macht. Wir nahen uns dem Schluß eines Jahres, und das Ende deſſelben hat mir immer eine paſſendere Zeit geſchienen, die innern Bewegungen des Gemüths für ſich und für diejenigen, die einem nahe ſtehen, zuſammen zu faſſen, als der Anfang eines neuen. So ſehe ich auf das vergangene Jahr zurück, und danke Ihnen recht lebhaft und herzlich für den Antheil, mit dem Sie mich durch daſſelbe begleitet haben. Sie können mir gewiß glauben, daß ich die innige, ſich immer gleich bleibende Ergebenheit, die Sie mir unausgeſetzt beweiſen, im höchſten Grade zu ſchätzen weiß, daß ſie die entſprechenden Geſinnungen in mir befeſtigt, daß Sie immer auf meinen herzlichſten Antheil an allem, was Ihnen begegnet, und unter allen Umſtänden in Rath und That auf mich rechnen können. Sie verzeihen mir, daß ich Ihnen das ſo ausdrücklich wiederhole, ich fühle, daß es eigentlich nicht nöthig wäre, da Sie es aus frühern und wiederholten Aeußerungen wiſſen, und aus keiner Zeile Ihrer Briefe ein Zweifel daran hervorgegangen iſt. Aber ich ſpreche mich gern auch öfter darüber aus, da ich ſehr gut fühle, daß es ſonſt vielleicht nicht ſo leicht iſt,

mich zu jeder Zeit immer richtig zu verſtehen. Ich weiß ſehr wohl, daß ich eine andere Manier habe, mein Wohlwollen zu bezeigen, als Andere, aber wie ich nun einmal bin, wird das bleiben, und ich wüßte es nicht zu ändern, auch wenn ich es wollte. Ich erwähne dies alles nur, weil ich fühle, daß man leicht in gewiſſer Art, obgleich dieſer Ausdruck eigentlich zu ſtark iſt, an mir irre werden könnte, und weil es mir nur daran lag, Ihnen, theure Charlotte, noch beim Schluſſe des Jahres ſchlicht und einfach, aber wahr zu verſichern, daß Sie niemals werden mit Recht an meiner treuen und wahren Geſinnung für Sie zweifeln können, daß kein Eindruck in mir erlöſcht, alſo auch nicht der jugendliche, den Sie auf mich gemacht haben, und daß die Gefühle der Schätzung, der Dankbarkeit und der vertrauenden Hingebung, die Sie mir ununterbrochen ausdrücken, in Wahrheit zu demjenigen gehören, was mein eigenes Lebensglück ſehr erhöht. Hegen Sie, liebe Charlotte, nun auch heitere Hoffnungen von dem kommenden Jahre. — — — — — — — — — H.

Achtunddreißigster Brief.

Berlin, den 31. Januar 1825.

Sie werden ſich wundern, liebe Charlotte, ſchon vor der Zeit, wo ſie gewohnt ſind, meine Briefe zu erwarten, einen von mir zu empfangen. Aber ich bin krank, habe ziemlich ſtarkes Schnupfenfieber und Zahnweh, und beides hindert mich am Arbeiten. Da ſuche ich gern im Briefwechſel, und am liebſten in dem mit Ihnen, eine ruhigerheiternde und die Seele ſtimmende Beſchäftigung. Ich gehöre zu den geduldigſten Kranken, ja ich kann mich oft nicht entſchließen, das Krankſein ein Uebel zu nennen. Sie werden ſagen, daß das nur beweiſt, daß ich nie oder ſelten ernſthaft krank war, und darin haben Sie ganz recht. Aber es giebt genug Leute, die auch ſchon bei kleinen Uebeln und blos beläſtigenden Unpäßlichkeiten klagen. Mir bringt das Krankſein immer eine gewiſſe Ruhe und Sanftheit in die Seele. Es iſt nicht, daß ich geſund ſehr das Gegentheil wäre. Aber das geſunde Streben hat, vorzüglich im Manne, doch einen Eifer und eine Lebendigkeit, die immer mehr oder weniger anſpannen. Das fällt in Krankheit weg, man fühlt ſeine Thätigkeit gelähmt, und erwartet, bis es beſſer geht, keine Erfolge. Uebrigens beunruhigen Sie ſich ja nicht über mein Unwohlſein. Es iſt durchaus unbedeutend und geht gewiß in wenig Tagen vorüber. Es iſt blos die Folge einer Erkältung, der ich nicht vermeiden konnte

mich zu jeder Zeit immer richtig zu verſtehen. Ich weiß ſehr wohl, daß ich eine andere Manier habe, mein Wohlwollen zu bezeigen, als Andere, aber wie ich nun einmal bin, wird das bleiben, und ich wüßte es nicht zu ändern, auch wenn ich es wollte. Ich erwähne dies alles nur, weil ich fühle, daß man leicht in gewiſſer Art, obgleich dieſer Ausdruck eigentlich zu ſtark iſt, an mir irre werden könnte, und weil es mir nur daran lag, Ihnen, theure Charlotte, noch beim Schluſſe des Jahres ſchlicht und einfach, aber wahr zu verſichern, daß Sie niemals werden mit Recht an meiner treuen und wahren Geſinnung für Sie zweifeln können, daß kein Eindruck in mir erlöſcht, alſo auch nicht der jugendliche, den Sie auf mich gemacht haben, und daß die Gefühle der Schätzung, der Dankbarkeit und der vertrauenden Hingebung, die Sie mir ununterbrochen ausdrücken, in Wahrheit zu demjenigen gehören, was mein eigenes Lebensglück ſehr erhöht. Hegen Sie, liebe Charlotte, nun auch heitere Hoffnungen von dem kommenden Jahre. — — — — — — — — — H.

Achtunddreißigster Brief.

Berlin, den 31. Januar 1825.

Sie werden ſich wundern, liebe Charlotte, ſchon vor der Zeit, wo ſie gewohnt ſind, meine Briefe zu erwarten, einen von mir zu empfangen. Aber ich bin krank, habe ziemlich ſtarkes Schnupfenfieber und Zahnweh, und beides hindert mich am Arbeiten. Da ſuche ich gern im Briefwechſel, und am liebſten in dem mit Ihnen, eine ruhigerheiternde und die Seele ſtimmende Beſchäftigung. Ich gehöre zu den geduldigſten Kranken, ja ich kann mich oft nicht entſchließen, das Krankſein ein Uebel zu nennen. Sie werden ſagen, daß das nur beweiſt, daß ich nie oder ſelten ernſthaft krank war, und darin haben Sie ganz recht. Aber es giebt genug Leute, die auch ſchon bei kleinen Uebeln und blos beläſtigenden Unpäßlichkeiten klagen. Mir bringt das Krankſein immer eine gewiſſe Ruhe und Sanftheit in die Seele. Es iſt nicht, daß ich geſund ſehr das Gegentheil wäre. Aber das geſunde Streben hat, vorzüglich im Manne, doch einen Eifer und eine Lebendigkeit, die immer mehr oder weniger anſpannen. Das fällt in Krankheit weg, man fühlt ſeine Thätigkeit gelähmt, und erwartet, bis es beſſer geht, keine Erfolge. Uebrigens beunruhigen Sie ſich ja nicht über mein Unwohlſein. Es iſt durchaus unbedeutend und geht gewiß in wenig Tagen vorüber. Es iſt blos die Folge einer Erkältung, der ich nicht vermeiden konnte

mich auszuſetzen; ich fühlte gleich auf der Stelle das Entſtehen des Uebels. Meine Augen — Sie denken oft liebevoll daran — haben ſich ſehr gebeſſert. Ich leide gar nicht in dieſem Winter daran. Ich ſchreibe es doch der großen Schonung und ſelbſt den lateiniſchen Buchſtaben zu. Für Ihren letzten Brief habe ich Ihnen ſchon meinen herzlichſten Dank geſagt; ich habe ihn ſeitdem oft wieder geleſen, jedes Wort darin macht mir große und herzliche Freude, für die ich Ihnen ſchon im Stillen viel gedankt habe! Es iſt Ihnen eine ſeltene und natürliche Gabe eigen, Ihre Empfindungen einfach und wahr auszudrücken, darin liegt die große Wirkung, die Ihre Worte haben. Ich wünſchte immer, ja ich wußte, daß, wenn Sie mich erſt näher kennen lernten, ſich die Ueberzeugung mehr und mehr in Ihnen befeſtigen werde, wie herzlich mein Antheil an Ihnen und wie unwandelbar meine Geſinnungen gegen Sie ſind. Dies hoffe ich jetzt erreicht zu haben. Es iſt mir auch eine Angelegenheit, es Ihnen beſtimmt zu ſagen. Beim Schluß des Jahres drängen ſich ganz natürlich die Empfindungen zuſammen für diejenigen, die uns beſonders werth ſind, und wir faſſen ſie enger zuſammen. Ich halte überhaupt ſehr viel auf die Zeitabſchnitte auch im gewöhnlichen Leben, und der Anfang einer neuen Epoche iſt mir kein gewöhnlicher Tag. Ich paſſe alles, was ich thue, genau in die Zeit ein, und laſſe ſie über mich herrſchen.

Daß die Zeit hingehe und geiſtig erfüllt werde, iſt das Große und Wichtige im Menſchenleben. Durchdringt man ſich recht von dieſer Idee, ſo wird man gegen Glück und Unglück, gegen Freude und Schmerz ſehr gleichgültig. Was

ſind Glück und Unglück, Freude und Schmerz anders, als ein Hinfliegen der Zeit, von der nichts übrig bleibt, als was ſich davon geiſtig geſammelt hat? Die Zeit iſt das Wichtige im menſchlichen Leben; denn was iſt die Freude nach dem Verfliegen der Zeit? und das Tröſtliche, denn der Schmerz iſt eben ſo nichts nach ihrem Verfließen, ſie iſt das Gleis, in dem wir der letzten Zeit entgegen wallen, die dann zum Unbegreiflichen führt. Mit dieſem Fortſchreiten verbindet ſich eine reifende Kraft und ſie reift mehr und wohlthätiger, wenn man auf ſie achtet, ihr gehorcht, ſie nicht verſchwendet, ſie als das größte Endliche anſieht, in der alles Endliche ſich wieder auflöſt.

Ihre Thätigkeit achte ich ſehr hoch, ſie macht Ihnen viel Ehre, und belohnt ſich in der ſelbſtändigen Unabhängigkeit, die Sie ſich nach großen und ehrenvollen Verluſten wieder geſchaffen haben. Darum intereſſirt mich auch alles aufs Höchſte, was Sie mir über Ihre ſchon an ſich intereſſante Beſchäftigung ſagen.

Ich liebe überall die Arbeitſamkeit, ſie iſt mir beſonders an Frauen ſehr ſchätzenswerth. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß ſie erlauben, dabei vielmehr in Empfindungen und Ideen zu leben. Ich leite daher die wirklich feinere und ſchönere, oft ſelbſt tiefere Bildung her, welche auch ſolche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genoſſen haben, meiſtentheils vor den Männern voraushaben, welchen

sie sonst in Kenntnissen nachstehen. Zum Theil freilich rührt aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermuth und Verletzbarkeit. Wie die Seele mehr, öfterer, tiefer und abgeschiedener in sich gekehrt ist, so berührt alles Aeußere sie rauher. Indeß ist das ein leicht zu verschmerzender Nachtheil.

Es hat immer einen unendlichen Nutzen, sich so zu gewöhnen, daß man sich selbst zu einem beständigen Gegenstand seines Nachdenkens macht. Man kann zwar auch, und mit gleicher Wahrheit, sagen, daß der Mensch wieder gerade sich gar nicht kennt, oder doch wenigstens nie recht. Beides ist wahr. Er weiß nämlich von niemanden so viel, er kennt bei niemanden so den geheimen Zusammenhang des Denkens und Wollens, die Entstehungsart jeder Neigung und jedes Entschlusses, und in dieser Art kennt er nur sich. Aber auf der andern Seite kann er, wie er es auch wollen möge, nie unpartheiisch gegen sich sein; denn der, den er beurtheilt, mit dem beurtheilt er auch. Er ist also in Einseitigkeit befangen, und ich habe daher nichts lieber, als wenn die, mit denen ich lebe, mich auf das Allerfreieste und ohne allen Rückhalt beurtheilen; man wird dadurch belehrt, man hört etwas, das man sich selbst so nun einmal nicht sagt, und auf irgend eine Weise, wenn es nicht mit Absicht verdreht wird, hat es doch Grund. — Es ist heute der letzte Tag im Monat, Sie wollten mir, liebe Charlotte, vor dem Ende ein neues Heft Ihrer Lebenserzählung schicken, ich habe es nicht erhalten, ich hatte mich darauf gefreut; heute kann es nicht mehr kommen. Sie haben vermuthlich den Gang der fahrenden Post nicht recht berechnet, der auch wegen der Jahreszeit und Wege Verspätungen ausgesetzt gewesen sein kann. Ich hoffe und wünsche es bald zu empfangen. Da ich Ihnen heute ge-

schrieben habe, so weiß ich nicht, ob ich Ihnen am 12. oder später schreibe. In diesem Monat bekommen Sie gewiß noch einen Brief. Ich bitte Sie, mir auf jeden Fall mit umgehender Post zu antworten, und dann gleich nach dem 15. d. M. Leben Sie jetzt recht herzlich wohl, und lassen Sie sich, ich wiederhole es, meine Unpäßlichkeit nicht beunruhigen. Ganz mit den alten und sich nie ändernden Gesinnungen Ihr

Humboldt.

Neununddreißigster Brief.

Berlin, den 8. Februar 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihr Heft mit Ihrem kurzen, und bald darauf Ihren ausführlichen Brief erhalten, und wollte Ihnen heute, wie gewöhnlich, schreiben. Nun ist aber ein Besuch gekommen und hat mich am Schreiben gehindert, so daß mir nur eine Viertelstunde bis zur Post bleibt. Ich schreibe Ihnen aber doch, theils um Ihnen zu sagen, daß ich wieder hergestellt bin, theils weil Sie sehr bald einen Brief zu haben wünschen. Es schmerzt mich sehr, daß mein Brief Sie traurig gemacht hat, und es ist mir wirklich ein angelegenes Geschäft, Sie zu beruhigen. Aber das schöwre ich Ihnen heilig, daß niemand Ihnen unschuldigen Kummer gemacht haben kann. Es wäre mir nicht entfernt eingefallen, daß, da Sie mich so lange kennen, Sie mich so mißverstehen, und was ich in der Freiheit aussprach, die nur die seelenvollste Vertraulichkeit und das höchste Vertrauen einflößen können, so anders, so (Sie müssen mir den Ausdruck verzeihen) so äußerlich nehmen könnten. Sie hatten mich in allen Ihren Briefen nach Ihrer Empfindung so hoch gestellt, Sie hatten mich stets gebeten, Sie zu leiten, zu belehren. Hätte ich gedacht, die Worte mißfielen Ihnen, hätte ich mich darauf verlassen, daß Sie die Gesinnung zu unterscheiden wüßten; diese hat sich immer, und auch in jenem Briefe, liebevoll, theilnehmend, wohlwollend gegen Sie ausgesprochen. Hätten Sie

ſich nun wohl ſo betrübt fühlen ſollen? Wäre es nicht beſſer geweſen, mir gleich zu ſchreiben: ich weiß, Sie meinen es gut, aber ich mag dieſe Worte nicht. Liebe Charlotte, Sie können auf mich unverändert immer rechnen. Faſſen Sie das in ein vertrauensvolles Herz und nehmen Sie einmal für allemal an, daß ich Ihnen keinen Kummer machen will, und weil ich das nie will, auch nicht kann. — Sie werden einen zweiten Brief von mir vor Ankunft des Ihrigen bekommen haben. Daß er in ſehr freundlicher und liebevoller Stimmung geſchrieben war, weiß ich, und haben auch Sie gewiß gefunden. Aber er war in der Meinung geſchrieben, daß Ihnen der unmittelbar vorher gegangene nicht mißfallen haben würde. Und das kann Ihnen wieder wehe gethan haben. Es ſollte mich ſehr ſchmerzen, und es thut mir jetzt leid, ihn geſchrieben zu haben. Ihre Antwort muß unterwegs ſein. Wenn ich ſie habe, ſchreibe ich wieder und breite mich über alles mehr aus. Heute muß ich ſchließen. Leben Sie herzlich wohl, und wenn noch Kummer in Ihrer Seele zurückgeblieben ſein ſollte, ſo laſſen Sie ihn auf immer daraus ſchwinden. Ihr, Ihnen immer mit der herzlichſten und lebhafteſten Theilnahme zugethaner

H.

Vierzigſter Brief.

Berlin, den 12. Februar 1825.

Sie haben mir, liebſte Charlotte, durch Ihren Brief vom 6. d. eine ſehr große Freude gemacht. Ich hatte Ihnen zwar gar nicht gezürnt, am wenigſten war ich Ihnen auch nur einen Augenblick böſe. Ich war nur geſchreckt und unſicher geworden, und meine erſte Sorge war, Sie zu beruhigen, das werden Sie aus meinem kurzen Briefe geſehen haben. Ich war dann unſchlüſſig, was ich thun wollte. Wahrſcheinlich hätte die Beſorgniß, Ihnen weh zu thun, mich beſtimmt, gegen meine Ueberzeugung Ihnen nachzugeben. Dies Alles hat Ihr lieber Brief glücklich verhindert. Ich wiederhole Ihnen, daß er mir eine große Freude gemacht hat, und danke Ihnen von Herzen dafür. Wenn Sie immer ſo gut bleiben, und ich weiß, das werden Sie, Sie fühlen nur das Wahre und Rechte, wie Sie es thun, ſo werden Sie erfüllen, was ich mir vom Anfange an von dem Briefwechſel mit Ihnen verſprach, und dieſen, der mir ſchon ſo, wie ich es dankbar erkenne, ſehr viel Freude gegeben hat, für mich noch viel freudenvoller machen. Ich werde es nun ganz ſo machen, wie Sie mich darum bitten, Ihren vorletzten Brief vergeſſen, nie wieder erwähnen, ihn verbrennen, damit keine Silbe bei mir von Ihnen iſt, welche die Freude, die ich an Ihren andern Briefen habe, ſtört. Zugleich werde ich den Ton behalten und ohne Zwang und Aengſtlichkeit geradezu ausſprechen, was ich für das Beſte

unter uns halte, natürlich ist es, daß ich bestimme und Sie folgen. Dagegen soll und muß es immer von Ihnen abhängen, ob Sie mir diese Freiheit gestatten wollen.

Meine Gesundheit ist ganz wieder hergestellt und ich bin wieder im gewöhnlichen Zuge meiner Arbeiten. Es ist mir dies vorzüglich lieb, da ich mit Recht sagen kann, daß das mein Leben ist. Es sind lauter selbstgewählte Beschäftigungen und immer mit Ideen allgemeinerer Art. Da ich diese Beschäftigungen einen großen Theil meines Lebens hindurch geführt habe, so haben sie meinem Wesen auch die Richtung zum Ernst und zum Halten an Ideen und Gedanken gegeben, die es offenbar hat. Ich habe alles, was mich umgiebt und womit ich in Berührung komme, in ein gewisses System gebracht. Ich behaupte darum gar nicht, daß dies System immer richtig ist. Vielmehr ist nichts darin, was ich nicht von Zeit zu Zeit von neuem überdenke und in Betrachtung ziehe, und immer findet sich auch irgendwo ein Irrthum zu verbessern. Allein so lange ich das, was ich meine, für wahr halte, kann ich nicht leiden, daß um mich her, soweit ich Einfluß darauf habe, anders gehandelt wird. Ich kann alsdann die Grundsätze jedes Handelns aufweisen, und somit ist doch eine Grundlage vorhanden, auf die man fußen kann. Denn nichts ist mir so zuwider, als das bloße launige Wechseln der Ideen, oder das blinde Herumtappen. Es ist allerdings nicht immer möglich, jede Sache in ihrer Wahrheit zu ergründen, jeden Entschluß immer so zu nehmen, wie es am weisesten wäre. Aber man kann dem doch nahe kommen, und alles, auch das Unbedeutende in Regel und Norm zu pressen, nicht der wechselnden Lust oder Unlust zu diesem oder jenem zu folgen, sondern sich selbst zur Befolgung dieser Regel zu nöthigen, ist eine heilsame Weise für den

äußern Erfolg und für den innern Charakter. Es ist auch gar nicht richtig, daß eine solche Art des Seins den Aufschwung des Geistes hindern sollte, oder dem Erguß der Empfindung Schranken setzen. Der Geist bewegt sich vielmehr zuverlässiger in einem ihm gegebenen Gleise, in dem er eine feste Richtung und den gehörigen Anhalt findet, und die Empfindung erlangt mehr Stärke, wenn sie aus ganz geläuterten und berichtigten Ideen hervorgeht.

Das mir übersandte neue Heft hat mir wieder sehr viel Freude gemacht, ich schreibe Ihnen indeß heute noch nicht darüber, versichere Sie aber, daß ich die Fortsetzung sehr wünsche, und ich bitte Sie, daß, so wie Sie Zeit haben, Sie ferner daran arbeiten. Ich erwarte nun in wenig Tagen einen Brief von Ihnen, und bitte Sie, mir auf diesen so zu antworten, daß diese Antwort am 26. d. M. abgeht. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte, und seien Sie überzeugt, daß ich sehr oft und immer mit herzlichster Theilnahme Ihrer gedenke. Auf Ihr Befinden, denke ich, hat der gelinde Winter, den wir haben, einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Je älter man wird, desto mehr wird man dem plötzlichen Wechsel und den Extremen der Witterung gram. Mit den alten, sich nie ändernden Gesinnungen der Ihrige. H.

Einundvierzigster Brief.

Berlin, den 8. März 1825.

Die Beschreibung Ihres Lebens und Ihres häuslichen Daseins vom Jahre 1786 hat mir, liebe Charlotte, eine viel größere Freude gemacht, als ich Ihnen sagen kann. Es ist auch dieser Lebensabschnitt in Ihrer Jugend, wie natürlich, ohne gerade wichtige Ereignisse vorüber gegangen, aber es ist Ihnen eine ganz besondere Gabe eigen, die innern Seelenzustände zu schildern. Immer aber sind es doch nur diese, welche die Begebenheiten selbst erst anziehend machen, sie mögen dieselben nun vorbereiten, begleiten, oder aus ihnen entstehen. Nichts aber ist gleich reizend, als der Zustand eines aufblühenden Mädchens in dem Alter, worin Sie damals gewesen sein müssen. Ich war damals 19 Jahr, und auch noch nicht aus dem mütterlichen Hause gekommen. Meinen Vater habe ich schon früher in meinem zwölften Jahre an einer Krankheit verloren, die blos zufällig war, da er seinem sonstigen Gesundheitszustande nach noch lange hätte leben können. Sie müssen ohngefähr vier Jahr jünger sein als ich. Ich erinnere mich aber hier, daß ich Ihr Geburtsjahr nicht genau weiß. Schreiben Sie es mir doch einmal. Mir ist es immer wichtig, ganz genau zu wissen, wie alt die sind, die ich gern habe, vorzüglich bei Frauen. Ich habe meine eigenen Gedanken über das weibliche Alter, und ziehe ein weiter fortgerücktes eigentlich einem jüngern vor. Sogar der bloße körperliche

Reiz erhält ſich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Innern einer Frau vorzüglich feſſelt, gewinnt offenbar bei fortgeſchrittenen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältniß mit einem Mädchen oder einer Frau ſtehen mögen, die viel jünger als ich geweſen wäre, am wenigſten hätte ich eine ſolche heirathen mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß ſolche Heirathen im Ganzen nicht gut ſind. Sie führen meiſtentheils dahin, daß die Männer die Frauen wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer ſolchen Altersverſchiedenheit unmöglich der freie, gegenſeitig erhebende und beglückende Umgang, das volle und reine Ueberſtrömen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüth in das andere ſtattfinden, die in dem Umgange beider Geſchlechter eigentlich das Beſeligende ausmachen. Gleichheit in allen innern Bedingungen iſt da unentbehrlich nothwendig, und der Mann kann nur daran große Freude finden, daß ſich ihm die in jeder Art in Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verſchiedenheit der Geſchlechter, in ihrer Art Gleiche, in der mit erlangter Reife vollen Selbſtändigkeit ihres Weſens hingiebt, und ſeinen Willen als den ihrigen erkennt.

Ich bin aber von Ihrer Lebenserzählung abgekommen. Es iſt eine ſehr eigenthümliche, aber in der Unſchuld eines aufkeimenden, noch vor ſich ſelbſt gar nicht entfalteten Gemüths, natürliche und liebenswürdige Richtung in Ihrem Herzen, in jener Zeit, daß Sie ſich nur nach einer Freundin ſehnten, und jede andere Sehnſucht Ihnen fremd war. Man erkennt darin recht, was Freundſchaft und Liebe unterſcheidet. Beide theilen mit einander das innere Seelenleben, worin zwei Weſen einander entgegen kommen, und indem ſie, jeder ſeine Art zu ſein in dem andern

aufzugeben ſcheinen, dieſelbe reiner und klarer zurück empfangen. Der Menſch muß etwas außer ſich gewinnen, an das er ſich anſchließen, auf daß er mit allen vereinten Kräften ſeines Daſeins wirken könne. Allein wenn auch dieſe Neigung allgemein iſt, ſo iſt der Hang und die Sehnſucht nach wahrer Freundſchaft und Liebe doch nur ein Vorrecht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte oder durch die Außenwelt betäubte Gemüther heften ſich wechſelnd und vorübergehend an, und erreichen niemals den wahren Frieden, einer in dem andern. Unter ſich aber ſind Liebe und Freundſchaft doch immer und unter allen Umſtänden in der Art verſchieden, daß die erſte immer zugleich eine ſinnliche Farbe an ſich trägt. Man thut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die ſinnliche Neigung kann die größte Reinheit in ſich ſchließen, dieſe ſtammt aus der Seele ſelbſt und verwandelt alles in ihren unbefleckten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemüthern, die noch gar nicht bis zum Gefühl, oder vielmehr bis zum Bewußtſein der Liebe gekommen ſind, iſt es doch aber eigentlich dieſe, die das Gewand der Freundſchaft annimmt. Die Gefühle ſind da noch nicht ſo beſtimmt und klar geſchieden, aber die beginnende weibliche Reife ſpielt doch alles, ohne es zu wiſſen, in die Liebe hinüber. Die Freundſchaft ſelbſt von einem Geſchlecht zu einer Perſon deſſelben wird dann lebendiger, leidenſchaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn ſie auch in ſpätern Jahren alles daſſelbe der That nach leiſtet, ſo iſt in der frühern doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen, und gleichſam wärmer und heller davon durchſtrahlt. So iſt es gewiß auch Ihnen, liebe Charlotte, damals mit Ihrer Freundin gegangen. Ich wünſche ſehr, daß Sie Ihre Lebenserzählung fortſetzen.

Vorerſt ſehe ich keine Schwierigkeit, nachher kommen die Perioden ernſthafter und zum Theil trauriger und ſchwerer Prüfungen, und da, liebe Charlotte, werde ich es ganz Ihrer Empfindung überlaſſen, ob Sie weiter darin fortgehen wollen. Handeln Sie alsdann ganz frei. Es muß ganz von Ihnen abhängen, ob Sie es tragen können, Empfindungen zu wecken, die doch, wenn die Wirklichkeit gleich ſchon lange der Vergangenheit angehört, ſchmerzlich bleiben. Schonen Sie ſich ja, denken Sie, daß dies auch zu meiner Beruhigung gehört. Ich beſorge ſehr oft, Sie ſtrengen ſich in Ihrer Arbeit zu ſehr an — ich möchte das anders geſtaltet wiſſen. — Nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, und gedenken Sie meiner, der Ihnen immer mit gleicher Theilnahme zugethan bleibt. H.

Zweiundvierzigster Brief.

Berlin, den 22. März 1825.

Ich ſetze mich mit recht eigentlicher Freude hin, Ihnen zu ſchreiben, liebe Charlotte, und wünſche von ganzem Herzen, daß Sie dies Blatt körperlich recht wohl und heiter geſtimmt finden möge. Bei dieſer wunderbaren Witterung, wo der Winter es ſich recht aufgeſpart hat, zum Frühjahr zu kommen, kann es ſelbſt feſten Geſundheiten leicht anders ergehen. Die meinige hat Gottlob! bis jetzt keinen Anſtoß erlitten und ich denke, wenn nicht zum Oſterfeſt, doch gleich nachher, nach Tegel zu gehen. Wenn man auch dies Jahr lange auf das Grünwerden der Bäume wird warten müſſen, ſo iſt es eine ſüße Erwartung, wie die alles Guten, das unfehlbar iſt, weil es aus einer ſich immer gleich bleibenden Güte quillt. Alle Freuden an dem Wechſel der Naturerſcheinungen haben das, daß ſie zugleich moraliſche ſind, für das ſie dankbar empfindende Herz. Dieſe Zuverläſſigkeit, die in der Natur liegt und ſich ſchon in ihrer Regelmäßigkeit ausſpricht, durch die die gewöhnlichſten Begebenheiten, ja ſelbſt der tägliche Sonnen-Auf- und Niedergang etwas Großes und Wunderbares erhalten, dieſe Zuverläſſigkeit, ſage ich, verbunden mit der Wohlthätigkeit alles deſſen, was aus der Natur auf den Menſchen herabfließt, ertheilt allen Empfindungen, die ſich auf ſie beziehen, eine erhebend beruhigende Fülle der Sanftheit. In unſerm

rauhen Norden müſſen wir freilich den Uebergang zum Frühjahr mit bittern Winter-Empfindungen erkaufen und das Beſſere langſam erwarten. Aber dieſer große Wechſel hat doch auch ſeine Vorzüge. Es ſchafft mehr und etwas Tieferes in dem Menſchen, wenn er nach der Düſterheit, die doch immer den Winter begleitet, in die Milde heiterer Frühlingsſonne übergeht. Man empfindet das recht, wenn man einige Jahre in ſüdlichen Ländern zubringt. Der Winter iſt da eigentlich Frühjahr und man kann faſt nur drei Jahreszeiten unterſcheiden, die der großen Hitze, den Sommer, die der Früchte, den Herbſt, und die übrigen Monate des Jahres, wo man auch nicht Kälte oder unangenehme Witterung leidet, das Gras auf Angern und Wieſen friſch und ſchön, und bei vielen immer grünen Bäumen ſelbſt wenige laublos daſtehen. So kommt man in den Winter und Frühling, ohne eigentlich eine Veränderung zu bemerken, aber man entbehrt auch des ganzen, bei uns wahrhaft himmliſchen Eindrucks, den dieſe Veränderung auf das Gemüth immer unfehlbar hervorbringt. Die Natur iſt es aber auch allein, an der mir der Wechſel der Jahreszeiten bemerkbar wird. Die Menſchen pflegen ihn ſonſt auch noch in ihrer veränderten Lebensweiſe zu ſpüren. Das iſt nun bei mir nicht der Fall. Ich lebe, einigen Wechſel des Aufenthalts abgerechnet, ziemlich jeden Monat im Jahr auf die gleiche Weiſe. Es iſt dies eine natürliche Folge meines wenigen Ausgehens im Winter und meines ununterbrochenen Arbeitens. Denn wenn Sie die Stunden von 3 bis 5 und von 8 bis 10 des Tages und die Nacht ausnehmen, können Sie ſich mich, liebe Charlotte, immer in meiner Stube und da immer an meinem Schreibtiſche ſitzend denken. Da die wenigen Geſellſchaften, die ich beſuche, auch noch meiſtentheils in die eben bezeichneten

Stunden fallen, ſo giebt es kaum Ausnahmen. Je tiefer man in höhere Jahre tritt, je mehr reizt, wenn man deſſen einmal fähig iſt, der Ernſt der Gedanken. Man kann ſogar ohne Uebertreibung ſagen, daß das das Einzige iſt, was uns dann noch reizt. Und dieſer Reiz ſteigt mit der Beſchäftigung ſelbſt. Es entſpringt eines aus dem andern, es entſpinnt ſich neu zu Denkendes, aus bisher Halbgedachten, oder nur Geahneten. Man wird dadurch, von dieſer Seite will ich gar dieſe Art des einſamen Denkens nicht unbedingt loben, man wird dadurch nicht anziehender für andere, man gränzt ſich vielmehr mehr ab, man weiſt gewiſſe Dinge zurück, man hat überhaupt eine Neigung und ein Bedürfniß, ſich und ſeine Anſicht herrſchend zu machen, und zieht ſich leicht, wenn es auch nicht zu billigen wäre, zurück, wo man ſieht, daß ſie keinen Eingang findet, man fühlt gewiſſermaßen, daß man nur noch in einem gewiſſen Gleiſe fortgehen kann, und verlangt daher, daß die, welche einen noch begleiten wollen, ſich demſelben fügen. Alles das mag ſeine Unbequemlichkeiten haben, allein alles Menſchliche iſt damit verbunden und jenes beſchauliche Leben in ſich ſelbſt, das ſich ſeinen Kreis ſchließt und dieſen Kreis nie wieder verläßt, hat und gewährt einen ſolchen Erſatz, daß man ſich doch darum nicht davon trennen würde. Ja, wenn es recht die Weiſe erreicht, mit der ſich ein ſonſt gut geartetes und tieferes Gemüth wahrhaft beruhigt, ſo darf man ſich ſogar aus Pflicht nicht davon trennen. Denn aus dieſem nach eigenen Entſchlüſſen und eigener Wahl begonnenen Verfolgen von Ideen entſteht immer etwas, das weiter und wichtig wirkt, und ohne die Selbſtändigkeit des Mannes iſt eine freie Anwendung ſeiner Thätigkeit nicht zu denken.

Sie werden, liebe Charlotte, in meinem Brief vom 8.

d. M. erkannt haben, mit welcher Freude und Interesse ich Ihr neuestes Lebensheft gelesen habe. Ich habe mich auch seitdem noch oft in Gedanken damit beschäftigt. Es kommt doch wohl jetzt seltener vor, als sonst, daß junge Leute zu ähnlichen Verbindungen gezwungen werden, gegen die sich ihre Neigung entschieden erklärt. Darin, möchte ich behaupten, ist die Welt besser, sanfter, gerechter geworden. Man geht eher über äußere Umstände und Verhältnisse weg, wenn man nur die innere Glückseligkeit gesichert weiß. Auch darin fallen freilich bisweilen falsche und trügerische Richtungen vor, indeß ist doch im Ganzen bei dieser Milde und Gerechtigkeit und der Anerkennung der Freiheit derer, für deren Leben die Bestimmung gilt, bedeutend gewonnen. Das Schlimmste aber, was in solchen Fällen geschehen kann, ist das, wozu sich Ihre Freundin entschloß, das eine Verhältniß einzugehen, ohne dem andern zu entsagen. Wenn es auch mit der reinsten Aufopferung geschieht, und mit der größten Sittlichkeit durchgeführt wird, so ist es eine unnatürliche Spannung des Gemüths und ein Verhältniß, das sich fast unmöglich eines höhern Segens, ohne den nichts gedeiht, erfreuen kann. Auch vermuthen Sie selbst, daß auch die zweite Verbindung nicht das von ihr gehoffte Glück gewährt habe. Es kann fast nicht fehlen. Der erste Zauber der Liebe, wenn man sich dem Wunsche gemäß gleich verbindet, der nicht rauschend verfliegt, sondern sich beglückend in alle Empfindungen verwebt, wird durch das Harren abgestumpft. In der Entfernung bildet sich ein Bild, dem hernach die Wirklichkeit nicht entspricht. Das Verhältniß mit einem Manne, dem das der Sache und Verbindung angemessene Eigene versagt ist, läßt auch nothwendig, wenn diesen nun das Grab umschließt und er keine störende

Empfindung mehr erregt, einen Stachel in der Seele zurück. So ermangelt die innere Ruhe, ohne die kein Glück denkbar ist.

Heute nur so viel, ich schreibe bald mehr, liebe Charlotte. Mit der innigsten Theilnahme, unveränderlich Ihr

H.

Dreiundvierzigster Brief.

Berlin, den 6. April 1825.

Ich habe eine sehr große Freude an Ihrem ausführlichen Briefe vom 20. vor. M. gehabt, für die ich Ihnen recht herzlich danke. Ich fuhr am 24. Donnerstags aus und dachte daran, daß ich bei meiner Zurückkunft einen Brief von Ihnen finden müßte, und wirklich lag er auf meinem Tisch, als ich zurück kam. Ich erkenne sehr dankbar diese Aufmerksamkeit auf meine Wünsche und diese Pünktlichkeit. Es ist mir sehr erfreulich zu denken, daß die Zeit wohl vorüber ist, die so große Anstrengung von Ihnen forderte; wenn auch Ihre Einnahme dadurch vermehrt ist, so fürchte ich sehr für Ihre Gesundheit, und noch mehr thut es mir weh, Sie so bedrängt und belastet zu sehen, die ich gern in freierer Muße beschäftigt wüßte, so sehr ich auch Thätigkeit und Arbeit ehre. Ich werde mit dem größten Antheile mit Ihrem nächsten Briefe die genauere Uebersicht über Ihre Einnahme und Ausgabe empfangen; ich will, da ich ein so lebendiges und inniges Interesse daran nehme, wissen, und im Einzelnen wissen, wie es Ihnen in dieser Hinsicht geht, wie gesichert Ihre Lage ist, und ich würde mich unendlich freuen, wenn ich Ihnen passende Vorschläge machen könnte, die in Rücksicht auf Ihre Gemächlichkeit und Muße Gewinn für Sie wären, und nach Ihrem Charakter Ihnen annehmlich erschienen. Im Laufe der Zeit kann sich das doch einmal treffen, und

so schön Arbeit ist, so erfreulich und wohlthätig ist auch Muße und vor allen für Sie, die Sie so gern in Ideen und Gefühlen leben und durch sinnige und gefühlvolle Naturanlage, durch mehr als irgend gewöhnliche Bildung und durch ursprüngliche Lebensbestimmung der ganz freien Muße entgegengingen, welcher der Mann, auch in den höchsten Ständen, nie ganz, die Frau in den höhern immer genießt. So entstand mein Verlangen und so ist meine Absicht dabei. Ich habe es Ihnen in dem Tone des innigsten Zutrauens, den Sie mir erlaubt haben, liebe Charlotte, ohne Umschweife gesagt, ja gefordert. Ich bin mir meines herzlichen Wohlwollens und meiner Empfindungen für Sie in meinen tiefsten Gesinnungen bewußt, und weiß, daß so wie ich handle, es recht und gut ist. Haben Sie eine andere Ansicht, so wundert mich das nicht, weil verschiedene Standpunkte verschiedene Ansichten geben, es vermehrt nur meine Dankbarkeit, meine Zuneigung und meine recht innig empfundene Achtung für Sie, daß Sie dem, zu dem sich Ihre Empfindungen neigen, wie es immer der Charakter ächt edler, weiblicher Empfindung ist, auch darum seine Ansicht vorwalten lassen, und ihm nachgeben. So hat es mir recht wahre Freude gemacht, daß Sie auch hierin meinem Willen folgen, und es aussprechen, daß Sie gehorchen*). Denn ich wiederhole Ihnen unverholen, wie ich mich Ihnen immer nur ganz wahr zeige, daß ich, wie unbegreiflich es Ihnen auch sei, nicht blos die Sache, sondern auch das Wort und alles damit zusammenhängende ungemein liebe; und daß nicht blos die Willenlosigkeit und der Gehorsam, sondern auch die willige Aeußerung dieser Ge-

*) Dieser sonderbaren Grille sich willig zu fügen gegen einen so hochverehrten Freund, konnte mir nicht schwer sein. A. d. H.

ſinnungen, für mich eine der liebenswürdigſten Seiten edler, ſeelenvoller Weiblichkeit ausmacht, der Weiblichkeit, die eine ſolche Sicherheit Ihrer Würde beſitzt, daß ſie weiß, daß ſie ſich durch keine Unterordnung das Mindeſte vergeben kann. Sie wünſchen zu wiſſen, wo ich die Jahre 1786 und die folgenden eigentlich lebte. Ich war in Berlin, da wohnte meine Mutter im Winter, im Sommer blieb ich in unſerm Hauſe in Berlin mit meinem jüngern Bruder und einem Hofmeiſter. Wir ritten gewöhnlich nur zum Sonntag nach Tegel. So lebte ich bis 1788 im Herbſt. Dann ging ich, auch mit meinem Bruder und demſelben Hofmeiſter, nach Frankfurt an der Oder, wo damals eine Univerſität war, bis Oſtern 1789. Um dieſe Zeit ging ich mit meinem Hofmeiſter, aber ohne meinen Bruder, nach Göttingen. Da verließ mich der Hofmeiſter; erſt von dieſem Augenblicke, vom 22. Jahre an, lebte ich allein und ſo ſahen Sie mich im Jahr 1789 in Pyrmont, woran ich noch immer mit großer Freude denke. Der mich damals begleitete, ſtand in keiner Verwandtſchaft mit mir und war blos ein freigewählter Umgang.

Oſtern 1790 folgte mir mein Bruder nach Göttingen, aber bald nach Johannis reiſte ich mit dem verſtorbenen Campe, der mein erſter Hofmeiſter war, und von dem ich im dritten Jahre leſen und ſchreiben gelernt hatte, nach Paris, bei der Rückreiſe trennten wir uns in Mainz, ich machte allein eine Reiſe in die Schweiz, kehrte am Ende des Jahres zu meiner Mutter zurück, wurde hier angeſtellt, nahm aber 1791 meinen Abſchied und heirathete. So verſtrichen die Jahre, die Sie zunächſt, Ihrem gütigen Verſprechen nach, beſchreiben wollen.

Ich kam neulich nicht dazu, Ihnen noch ein Wort darüber zu ſagen, warum gerade Ihnen wohl die Schilde-

rung innerer Zustände vorzüglich gelingt. Der Grund liegt doch darin, daß Sie eine der seltenern und schönern weiblichen Naturen selbst sind. Ohne eine an Gefühlen, Entschlüssen, Gesinnungen reiche und dabei zart und fein gebildete Seele, vernimmt man den Anklang nicht, der aus dem Andern in uns hinüber tönt; mit einer solchen aber entdeckt und unterscheidet man in ihm, wie in sich selbst, die leisesten und kaum vernehmbaren Töne. Dies ist ein Vorzug des Charakters, der tiefsten Anlagen, eine Naturgabe, aber ausgebildet durch frühe Stimmung, durch sich selbst regende Uebung, durch Scheu vor allem Unedeln, durch reine Sittlichkeit und einfache aber tief empfundene Frömmigkeit. Dadurch sind Sie überhaupt innerlicher, mehr auf geistige Zustände gerichtet, und dazu gesellt sich das Talent der Darstellung, der Sprache und des Schreibens. So erkläre ich mir die Thatsache, die in allen Ihren Briefen und in jedem Heft Ihrer Lebenserzählung offenbar ist.

Tegel, den 14. Ich bin seit einigen Tagen hier allein, da ich meine Familie bei dem stürmischen schlechten Wetter noch in der Stadt gelassen. Es ist wirklich ein einziges Stürmen und Regnen, aber es ist mir doch recht wohl, und wird es mir noch mehr sein, wenn erst meine Frau und Kinder wieder mit mir sind. Trotz dem schlechten Wetter bin ich gestern und heute spazieren gegangen. Im Walde und um die Zeit des Sonnenuntergangs leidet man weniger vom Sturm. Er wird meistentheils gelinder um diese Tageszeit und im Gebüsch hört man ihn nur in den Wipfeln sausen. Nun für heute genug, leben Sie herzlich wohl, mit unwandelbarer Theilnahme und Zuneigung Ihr

H.

Vierundvierzigster Brief.

Tegel, den 1. Mai 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 19. April abgegangenen Brief bekommen und mit großem Vergnügen geleſen. Ich habe dieſelben Geſinnungen darin wieder gefunden, auf die ich ſo großen Werth lege, ja dieſe Geſinnungen ſprechen ſich diesmal noch beſonders liebevoll aus. Ich will Ihren Brief Punkt vor Punkt beantworten. Sie haben ſehr Recht, daß ich mich irrte, wenn ich Ihnen ſchrieb, daß wir uns im Jahr 1789 in Pyrmont geſehen hätten. Es war ein ganzes Jahr früher. Ich war aber erſt Oſtern deſſelben Jahres nach Göttingen gekommen. Es war mir aber ganz fremd, daß Sie ſchon in demſelben Jahre verlobt wurden. Ich dachte mir das viel ſpäter. Mit Campe aber bin ich nicht im Irrthum. Er war wirklich Hauslehrer, oder wie man damals ſagte, Hofmeiſter, bei einem ältern Stiefbruder, den ich hatte, einem Sohne meiner Mutter aus erſter Ehe. Er hat mich aber leſen und ſchreiben gelehrt. Er muß unſer Haus etwa 1770 oder 1771 verlaſſen haben, gerade um Ihre Geburt. So konnten ſeine Kinderſchriften, wie Sie Kind waren, recht gut in Ihren Händen ſein. Wie er von uns wegging, wurde er erſt Prediger, verließ aber ſeine Stelle bald, und trat mit Baſedow im deſſauiſchen Philanthropin zuſammen. Seine Reiſe nach Paris aber, auf der ich ihn begleitete, war im Jahr 1789, alſo ſpäter, als wir uns ſahen. Ich bin ſeitdem,

bis an ſeinen Tod nie wieder mit ihm zuſammen gekommen. In dieſen Tagen bin ich noch durch einen andern zufälligen Umſtand an jene Jahre erinnert worden. In Jacobi's nun herausgekommenem Briefwechſel ſteht ein Brief von ihm an Lavater, dem er mich 1789 empfiehlt. Ich machte damals gerade eine Reiſe nach der Schweiz. Ich habe eine große Freude daran in der Vergangenheit zu leben. Von dem Kleinſten, was mir begegnet iſt, habe ich wenig vergeſſen, und ich verweile vor allem gern in Gedanken bei den Menſchen, mit denen ich näher zuſammen trat. Gerade in den Jahren, wo wir uns ſahen, hatte ich eine Art von Leidenſchaft, intereſſanten Menſchen nahe zu kommen, viele zu ſehen und dieſe genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weiſe zu machen. Ich hatte mir dadurch früh eine Menſchenkenntniß verſchafft, die andern ſonſt wohl viel ſpäter fehlt. Die Hauptſache lag mir an der Kenntniß. Ich benutzte ſie zu allgemeinen Ideen, claſſificirte mir die Menſchen, verglich ſie, ſtudirte ihre Phyſiognomien, kurz machte daraus, ſo viel es gehen wollte, ein eigenes Studium. Indeß hat es mir auch für die Behandlung der Menſchen im Leben ſehr viel geholfen. Ich habe gelernt, jeden zu nehmen, wie er nach ſeiner Sinnesart genommen werden muß, und was mir recht und dem Verhältniß gemäß ſcheint, mit jedem durchzuſetzen. Was ich als junger Menſch zur Uebung verſuchte, hat mir im männlichen Alter oft ſichtbar genutzt. Jetzt kommt es mir längſt nicht mehr vor, in dieſer Art eine Wirkung auf einen Menſchen zu bezwecken. Wenn man meine Jahre erlangt hat, kann man ſich theils nicht mehr ſo in andere Verſchiedenheiten finden, theils muß man es nicht wollen. Man muß ſeine Individualität frei gewähren laſſen, mit denen fortwandeln, die ſich ihr anpaſſen, und ſich nach ihr

richten wollen, und die andern nur mit allgemeinem Wohlwollen begleiten. — —

Sie sind also auch von der schnellen, wunderartig plötzlichen Erscheinung des Frühjahrs in diesem Jahr so betroffen gewesen? Ich meine, ich hätte es noch nie so erlebt. In einer einzigen Nacht stand ein großer alter Kirschbaum hier, der den Tag vorher noch nichts als nackte Reiser hatte, mit Blüthen bedeckt da.

Die wehmüthige Empfindung, gerade in dem Aufleben der Natur, ist sehr begreiflich, und ist wohl allen Menschen eigen, die tiefer empfinden und genauer auf sich achten. Sie hindert darum das frühe Theilnehmen an der erwachenden Natur gar nicht. Sie sprießt vielmehr aus der Tiefe dieser Empfindungen selbst, denn jede wahrhaft tiefe Empfindung im Menschen wird von selbst wehmüthig. Sehr natürlich. Der Mensch fühlt seine Schwäche, sein dem Wechsel und der Vergänglichkeit unterworfenes Dasein; und indem er nun in diesem, ihn scheinbar nur mit Unglück und Widerwärtigkeiten bedrohenden Dasein, eine unendliche, ihn rund umgebende Güte erblickt, da die ganze Natur, gerade in diesem ersten Aufkeimen, überzuquellen scheint, um ihn mit Genüssen aller Art zu bereichern, so ist er darüber in seiner innersten Tiefe gerührt, was sich nur in wehmüthiger Freude aussprechen kann.

Eine andere Art der Wehmuth, und eine schmerzlichere, kann auch, nach Beschaffenheit der verschiedenen Stimmungen, daher entstehen, daß man den Eintritt einer so großen Menge, wenn auch nicht nach menschlicher Art lebender Wesen, in erneuertes Dasein oder erneuerte Regsamkeit nicht ansehen kann, ohne zugleich an ihre Rückkehr in

Winterſchlaf und Tod zu denken, die eben ſo plötzlich eintreten wird. Daß alles Leben nur ein der ſcheinbaren Vernichtung Entgegengehen iſt, wird einem nie ſo klar, als in dem regelmäßigen Wechſel der Jahreszeiten. Die ganze Pflanzenwelt nun mit ſo harmlos zuverſichtlicher Freude ins Leben treten zu ſehen, als ahnete ſie gar nicht das winterliche Erſterben, hat eben ſo etwas tief Rührendes, wie das Leben eines, noch keine Gefahren ahnenden Kindes.

Leben Sie herzlich wohl. Unwandelbar mit der herzlichſten, unveränderlichſten Zuneigung Ihr H.

Fünfundvierzigster Brief.

Tegel, den 15. Mai 1825.

So sehr ich auch die Natur liebe und gern in ihr weile, bin ich doch, seit ich hier bin, nicht sehr viel ins Freie gekommen. Wenn nicht Besuch kommt, was bei diesen kalten und regnichten Tagen nicht so häufig der Fall ist, pflege ich von sechs bis acht Uhr Abends draußen zu sein. Ich ziehe den Abend dem Morgen besonders wegen des Sonnenuntergangs vor. Nicht leicht versäume ich diesen an irgend einem Tage zu sehen. Ich habe ihn immer werther gehalten als den Aufgang, obgleich das vielleicht nur daher kommt, daß man am Abend, nach vollendeten Geschäften, ruhiger und besser gestimmt ist, sich Natureindrücken zu überlassen. Den ganzen Tag über arbeite ich in meiner Stube, die aber nach der Mittags- und Abendseite die unmittelbare Aussicht nach dem Garten und hohen Bäumen hat. Dies Arbeiten in selbstgewählten Studien, unabhängigem Denken (denn meine eigentlichen Geschäfte kosten mir verhältnißmäßig sehr wenig Zeit) kann ich eigentlich als mein Leben ansehen. Meine Ideen, und dies in Büchern, in Anschauungen, in Erfahrungen, wodurch sie genährt werden, beschäftigen mich eigentlich allein und ausschließend; und ich kann mit Recht sagen, daß

ich mein sehr heiteres und glückliches Dasein, wenn nicht allein, doch größtentheils ihnen verdanke. Meine äußere Lage giebt mir eigentlich nur das, daß ich ihnen ruhig nachhangen kann. Das Uebrige schätze ich wenigstens nicht sonderlich in ihr. Allein als ich auch, wie es so viele Jahre während meines Geschäftslebens der Fall war, diese äußere Muße nicht hatte, habe ich darum nicht minder gefühlt, daß ich meinen Gleichmuth, meine beständige Ruhe, aus der natürlich auch Milde gegen Menschen und Verhältnisse entspringt, nur in dieser Richtung aus von aller kleinlichen Wirklichkeit entfernten Ideen schöpfte. Denn wenn sich die Seele in ihrem klaren und bewußten Zustande auch mit etwas anderm zu beschäftigen, durch die Umstände genöthigt ist, so bleiben jene Ideen doch, wie das Bett, in dem sich ein Fluß bewegt, und theilen der Seele ihre stille Klarheit mit. Die recht frommen Menschen leben eigentlich auch so, und wo in ihnen dieser Zustand von aller Heuchelei und Selbsttäuschung frei ist, wo er in einem ächten Hinwandeln in Wahrheit und Demuth besteht, da ist der Ruhe wohl kein Zuwachs zu geben, die daraus entspringt. Hat man sich einmal an dies Leben in Ideen gewöhnt, so verlieren Kummer und Unglücksfälle ihren Stachel. Man ist wohl wehmüthig und traurig, aber nie ungeduldig noch rathlos. Ich knüpfe, weil ich einmal diese Gewohnheit gefaßt habe, dies Nachdenken immer an gelehrte Beschäftigungen, aber ich suche mich immer, und an jedem Punkte darin zu freien Ideen zu erheben, die sich dann an alles, was nicht wirklich, und an alles, was in der Wirklichkeit ächten und wesenhaften Glanz, Gehalt und Reiz hat, knüpfen. In dieser höhern Region werden die Ideen, die als gelehrte Beschäftigungen nur für Wenige bestimmt scheinen, wieder

sehr einfach und knüpfen sich an alles allgemein Menschliche an.

Ich freue mich zu denken, daß Sie diesen Brief, wie Sie es immer freuet, zum Pfingstfest bekommen. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige. H.

Sechsundvierzigster Brief.

Berlin, den 21. Mai 1825.

Die Vermählungsfeier der Prinzeß Louise nöthigt mich einige Tage hinter einander in die Stadt zu kommen. Da ich aber das Land sehr liebe, so fahre ich immer spät her, und kehre gleich von hier zurück. So kann ich Ihnen heute nur kurz schreiben. Ich fand Ihren Brief vom 15. hier und danke Ihnen auf das innigste dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß ich mich nicht darin geirrt hatte, zu erwarten, daß Sie mir heute schreiben würden. Daß Sie traurig waren und vielleicht noch sind, hat mich geschmerzt; das aber hat mir Freude gemacht, daß Sie es geradezu und offen sagen.

Das Pfingstfest ist vor allen andern dem Gemüth erfreulich, erhebend, von allem Kleinlichen abwendend, zu größern Hoffnungen anregend und in würdigen Entschlüssen befestigend. Denn eine Befestigung in ernsthafter Thätigkeit und würdiger Beschäftigung geben die Feste immer in ihrem Ursprung und den Ereignissen, zu deren Andenken sie gefeiert werden. Aber auch die religiösen Beziehungen noch abgerechnet, bilden sie wohlthätige Abschnitte im Jahre, dessen langgedehnte Einförmigkeit sonst nothwendig ermüden würde. Das Leben erscheint länger, wenn es auf diese Weise in kleinere Theile zerfällt, und es ist dies doch mehr als eine bloße Täuschung der Einbildungskraft. Wäre es aber in der That nur eine solche, so muß

man auch dieſe nicht geringſchätzen. Die bloße Wirklichkeit wäre unendlich arm ohne den Reiz der Einbildung, die freilich ſo gut eitle Schrecken als leere Hoffnungen in ihrem Schooße trägt, aber doch viel häufiger, wenn ſie auch Täuſchungen mit ſich führt, ihnen ſchmeichelnd liebliche als zurückſchreckende Farben leiht. Meiſt iſt auch das in unſere Hände gegeben und hängt von der Seelenſtimmung ab, auf die man auf vielfache Weiſe bei ſich ſelbſt einwirken kann. Ganz geht das aber freilich nicht. In jedem irgend tiefer bewegten Gemüth iſt eine Hauptempfindung, von welcher die übrigen ganz oder mehr oder weniger abhangen. Iſt es mit dieſer licht und freudig, ſo wird es auch der Ton der ganzen Seele. Miſcht ſich dagegen in dieſe düſtre Beſorgniß, oder nicht in Erfüllung gegangene Erwartung, ſo wird dadurch auch die ganze Seele umdüſtert und verfinſtert.

Die Frage, die Sie aufwerfen, iſt allerdings eine wichtige moraliſche Frage, nämlich, wie weit man in der Sicherheit Gott wohlgefällig zu bleiben, in dem Hingeben an eine geliebte Perſon gehen könne? Sie haben ſelbſt ſehr richtig die Gränzen beſtimmt, ich glaube aber wohl, daß ſich darüber noch einige Anſichten faſſen laſſen. Zuerſt gehe ich davon aus, daß der Gottheit nichts mißfällig iſt, was mit einer edeln, reinen ſittlichen Erkenntniß übereinſtimmt. Dies iſt gewiß auch Ihre Meinung. Die Gottheit hat daran die ſittliche Erkenntniß und beſonders das ſittliche Gefühl, das noch feinere Unterſchiede machend, wohl noch verwirft, was die Erkenntniß nicht mißbilligt. Wollten wir nun noch weiter gehen, und glauben, es könne unerlaubte Dinge geben, gegen die die Sittlichkeit nichts

ſagte, ſo ſchiene mir das eine Uebertreibung, oder ein Beweis von Mangel an Feinheit des ſittlichen Gefühls. Was ein wirklich feines ſittliches Gefühl nicht mißbilligt, das halte ich auch nicht für Gott mißfällig. Der Menſch kann nur menſchlich urtheilen. Ferner kann ich mir nicht vorſtellen, daß man fürchten dürfte, in ſeiner Liebe ein Geſchöpf gleichſam Gott gleich zu ſtellen. Gott will gerade in ſeinen Geſchöpfen durch die Art, wie man für ſie fühlt und gegen ſie handelt, von uns geliebt ſein. Eine abgöttiſche Liebe iſt mehr ein Wort, als daß ihm wirklich ein Begriff entſpräche. Kein vernünftiger Menſch kann das höchſte Weſen auf irgend eine Weiſe mit einem ſchwachen und vergänglichen Menſchen vergleichen. Dies kann nur ungeregelte Leidenſchaft, und dann würde ſich auch gewiß finden, daß dieſe Leidenſchaft, auch gegen das Geſchöpf, nicht ſo rein und fleckenlos wäre, daß ſie vor einem freien, geläuterten, ſittlichen Gefühl vollkommen tadelfrei beſtehen könnte. Alles kommt alſo immer auf dieſen Punkt zurück. Indeß müſſen Sie mich wohl verſtehen, liebe Charlotte, daß ich unter einem ſittlichen Gefühl immer ein durch wahre Frömmigkeit geläutertes verſtehe. Denn von Religion entfernte Sittlichkeit könnte für ſich wohl auf Abwege kommen. Ferner meine ich auch kein dunkles Gefühl. Dies Gefühl muß ſich auf Erkenntniß und beſonnene Einſicht gründen, nur gewiſſermaßen, um noch feiner zu entſcheiden, darüber hinausgehen, ſo wie bei einem Geſange die gefühlte Muſik immer noch etwas zu dem trocknen Begriff der Worte hinzuſetzt. Eine Neigung nun, die von einem ſolchen Gefühle gebilligt wird, braucht ſich nicht ängſtlich Schranken in Abſicht des Grades vorſchreiben zu wollen. Welchen Grad ſie auch erreichen möchte, bleibt ſie eine reine und fromme Neigung, die nicht Ge-

schöpf und Schöpfer verwechseln wird, und von letzterm nicht abführen kann. Daß die Gottheit auch den Gegenstand einer solchen Neigung jeden Tag abrufen kann, ist freilich gewiß. Wenn aber die Neigung so ist, wie ich sie geschildert habe, so wird ein solches Ereigniß den, der sie hat, in tiefen Schmerz versenken, aber nicht seiner Selbstständigkeit berauben. Denn die Neigung könnte nicht von einem religiös-sittlichen Gefühl gebilligt sein, wenn nicht schon in ihr läge, daß man sich bei einem solchen Fall mit Demuth in die Fügungen der Vorsehung ergeben werde. Alles übrige scheint mir nun sich von selbst zu verstehen.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, das Zurückgehen in dieselbe, hat einen überaus großen Reiz. Was ehemals auf die Seele gewirkt hat, gedacht und empfunden worden ist, hat den jetzigen Zustand des Denkens, Empfindens und Wollens mit gebildet.

Der stetige Zusammenhang aller Zustände des Menschen gehört zu den unbegreiflichsten und wunderbarsten in seiner Natur. Man kann sich unmöglich denken, daß Gedanken und Empfindungen gleichsam aufbewahrt im Geist oder Herzen liegen könnten. Sie müssen also alle nur so zusammenhängen, daß, indem der eine auf gewisse Weise in die Seele tritt, auch der andere, wie eine angeschlagene Saite anklingt. Es müssen daher auf diese Weise alle im Menschen längst vergangene Zustände gleichsam in seinem jedesmal gegenwärtigen vorhanden sein, und so bleibt der Mensch in seinem ganzen, durch alle Jahre seines Alters durchgegangenen Wesen, gleichsam immer gegenwärtig, da

wirklich, was in jedem Augenblicke in ihm vorgeht, auf eine viel nähere Weiſe, als man es ſich gewöhnlich zu denken pflegt, mit allem Vorigen in Verbindung ſteht.

Bei dem, was aus tiefer Empfindung entſpringt, hat man nie eine Abſicht, kann aber von kalten und ruhigen Menſchen ſchwärmeriſch und überſpannt genannt werden, weil es ganz aus dem Alltagsleben heraustritt und die Empfindung, ohne daß ſie darum im geringſten an Zärtheit einbüßen darf, ſtärker anſpannt.

Siebenundvierzigſter Brief.

Tegel, den 16. Juli 1825.

Ich wollte Ihnen vorgeſtern ſchreiben, liebe Charlotte, allein ich zog vor, erſt Ihren Brief abzuwarten, weil ich dachte, daß es Ihnen lieber ſein würde, wenn Sie ihn gleich beantwortet fänden, und da ich nun ſeinen Inhalt kenne, iſt es mir doppelt lieb, es gethan zu haben. Denn ich zweifle nicht, daß mein Schreiben Sie zu größerer Klarheit führen wird, und wo Klarheit herrſcht, iſt auch Ruhe, oder entſteht doch nach und nach von ſelbſt. Ich habe nämlich geſtern Nachmittag Ihren Brief bekommen und danke Ihnen recht herzlich für alles Liebe- und Vertrauungsvolle, das er enthält und das ich gewiß erkenne und würdige, wie es ſich gehört. Sie können ſicherlich überzeugt ſein, daß ich, weit entfernt, auch nur die leiſeſte Klage über Sie im tiefſten Herzen zu führen, Sie ſo klar durchſchaue, als dies immer möglich iſt, und ganz Ihre ſeltene, zarte, treue und feſte Anhänglichkeit an mich und mit lebendiger Dankbarkeit fühle. Sie ſehen auch aus jedem meiner Briefe, daß ich in Ihre Ideen eingehe, Ihre Zweifel löſe, Ihre Fragen gern beantworte, und wenn ich das auch nicht gerade aus Erkenntlichkeit thue, ſondern aus wahrer Zuneigung, aus freiem Intereſſe, das ich an Ihnen nehme, ſo iſt es doch Ihnen vielleicht nebenher ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Ich vergeſſe nicht, und kann es nie vergeſſen, daß Sie mir Ihre erſten Empfindungen durch

ein langes Leben bewahrt haben, und eben ſo wenig, daß Sie mir vertrauungsvoll Ihr reiches Innere aufſchließen. Es iſt dies ein ſeltner Schatz für einen Mann, das ſagte ich Ihnen ſchon oft. Es thut mir ſehr leid, daß Sie immer über eine ſchwermüthige Stimmung, über tiefe Wehmuth klagen, die ich wirklich, wie Sie vermuthen, nicht billigen kann, und gegen die Sie, liebſte Charlotte, ſelbſt kämpfen müſſen. Ich ſchreibe dieſe Stimmung, die wohl zum Theil körperlich iſt, Ihrer zu angeſtrengten Arbeit im Winter zu. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß man zu einer ſo anhaltenden Anſtrengung erzogen, ja man möchte hinzuſetzen, geboren ſein muß. Das waren Sie aber keineswegs. Sie gingen einer freien Muße entgegen, und Verhängniſſe geſtalteten Ihre jetzige Lage, und in einem Alter, wo bereits die friſchen Jugendkräfte entflohen waren. Obwohl ich nun Ihre Ausdauer und Ihren Entſchluß ungemein hoch ehre, ſo thut es mir innig weh, daß es ſo iſt, und eine totale Veränderung Ihrer Lage, Erſatz für Ihre Verluſte, nicht zu erreichen war. Ich, wenn Sie mich recht verſtehen, kann Ihre wehmüthige Stimmung nicht veranlaſſen. Sie müſſen an jeder Zeile meiner Briefe ſehen, daß ich voll inniger Theilnahme, voll liebevollen Wohlwollens für Sie bin, daß ich Sie um kein Haar anders verlange als Sie ſind, daß es mich innig freuen würde, Sie glücklich und heiter zu wiſſen, daß ich gleich entferne, was Sie anders ſtimmt, und Ihre Heiterkeit, ſo viel nun einmal mein Weſen, ich möchte hinzuſetzen meine Jahre, es möglich machen, mit Freuden befördere. Davon ſeien Sie auch immer feſt überzeugt. Sie werden mich immer gleich finden, und es wäre wirklich recht unglücklich, wenn Sie ſich Gedanken über nichts machten, wenn Sie Beſorgniſſe nährten, zu denen nicht der mindeſte Grund iſt. Unſer

Verhältniß ſcheint mir ſo klar als immer möglich. Ihre Empfindungen kennen Sie ſelbſt; ich habe aus frühen Jugendjahren, ſo flüchtig und vorübergehend auch unſer Begegnen war, Erinnerung und Antheil ins Alter hinüber bewahrt, habe mich gefreut, Gelegenheit zu finden, dieſen Antheil auszuſprechen, erhalte ihn gleich lebendig und rege in mir, und habe, wie Sie ſehen, eine unverkennbare Freude an der Mittheilung Ihrer Ideen und Empfindungen. Dies ruhige, ſchöne, meinem Alter und Neigungen angemeſſene Verhältniß können wir ungeſtört ſo lange fortſetzen, als wir mit einander im Leben fortwandeln, es iſt von meiner Seite nichts da, was es unterbrechen könnte, und ich weiß nichts, was es von Ihrer Seite hindern könnte. Genügt Ihnen, wie ich denn ſicher überzeugt bin, daß es Ihnen genügt, dies, ſo iſt unſer Verhältniß ſo klar und rein, wie es nur immer gedacht werden kann. Sie brauchen auch gar nicht zu denken, daß Sie darin blos die Empfangende ſind; ich habe Ihnen oft geſagt, daß mir Ihre Briefe, Ihre natürlichen, weiblichen Aeußerungen Ihrer Ergebenheit, Ihre Lebensbeſchreibung recht große Freude machen und gemacht haben. Glaube ich, daß Sie mir eine beſondere machen könnten, ſo haben Sie ja geſehen, daß ich es Ihnen frei und natürlich geäußert habe. Sagt das Ihnen nicht zu, ſo trete ich davon zurück, und gewiß ohne Erbitterung, ohne Klage, ohne, wie ich Ihnen ſagte, irgend eine Empfindung, die Ihnen unangenehm ſein könnte, blos in dem Gefühle, daß nicht zwei Menſchen ganz gleich denken können. Alſo auch ſo etwas müſſen Sie, liebe Charlotte, nicht ſchwer aufnehmen. Es giebt ſchon ſehr vieles, was auch das glücklichſte Leben ſchwer machen kann, daß man es nicht willkürlich vermehren muß. Willkürlich iſt nun zwar eine ſolche Mißſtimmung nicht,

aber man kann doch gegen sie arbeiten. Das erfordert freilich Selbstbeherrschung, aber darauf muß ich auch zurück kommen, daß die allen Menschen nöthig ist. So glaube ich, liebe Charlotte, mich so rein ausgesprochen zu haben, daß Ihnen wenigstens in mir nichts dunkel und räthselhaft bleiben kann. Nun muß ich noch eine Stelle Ihres Briefes berichtigen, wo Sie mich ganz mißverstanden haben, indem Sie sagen, daß ich nichts zu meinem Glück bedürfe als mich. Es ist das allerdings wahr. Aber das kann ich, wie streng ich mich untersuche, nicht tadeln, es ist vielmehr in mir die Frucht eines langen und darauf gerichteten Lebens gewesen. Ich lebe nämlich in Gefühlen, Studien, Ideen; diese sind es eigentlich, die machen, daß ich nichts Fremdes bedarf, und sie sind auf unvergängliche Dinge gerichtet, sie lassen mich nicht sinken, wenn mir Erwartungen fehlschlagen, wie ich es oft, wenn mir Unglücksfälle zustießen, erlebt habe. Nur wenn man in diesem Sinne nichts bedarf, kann man möglichst frei von Egoismus sein, denn da man für sich nichts fordert, kann man Andern hülfreicher sein. Man genießt auch dann jede Freude mehr, gerade weil sie kein Bedürfniß ist, sondern eine reine, schöne Zugabe zum Dasein. Alles, was dem Bedürfniß ähnlich ist, hat die Eigenthümlichkeit, daß man es viel weniger genießt, wenn man es hat, als es schmerzt, wenn man es entbehrt. Darum aber fühle ich (ich habe es ja mehr als einmal erfahren) den Verlust geliebter Personen wohl eher tiefer als Andere, wenn auch mit mehr Fassung und Ruhe. Nur die Wehmuth setze ich nicht dem Glücke entgegen, sondern theile das Glück in wehmüthiges und heiteres, und setze jenes nicht gegen dieses zurück. So meinte ich das, was Sie anders verstanden, und wenn Sie den Inhalt meiner Briefe im Ganzen durchgehen, werden Sie

immer dies darin ausgesprochen finden. Dafür daß einzelne Stellen anders erscheinen könnten, möchte ich nicht einstehen, da man nicht jedesmal alles begränzen kann, doch glaube ich es kaum. Wenn Sie sagen, daß Ihnen das Wort inkonsequent nicht sehr angenehm sei, so meinen Sie gewiß das oft mißbrauchte Wort. Die wahre Konsequenz billigen Sie gewiß und halten darauf gewiß eben so viel als ich. Sie ist ja nur das reine Befolgen für wahr erkannter Grundsätze. Leben Sie nun herzlich wohl, rechnen Sie fest auf die Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen, verscheuchen Sie vor allem jede unnütze Besorgniß, erheitern Sie sich. Denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen, das thun Sie ja so gerne. Von Herzen Ihr H.

Achtundvierzigster Brief.

Burgörner, den 18. August 1825.

Ich bin seit einigen Tagen hier und habe mich schon sehr an dem Gefühle erfreut, das den Aufenthalt in der Provinz und in einer Gegend, wo man ganz und gar von größern Städten entfernt ist, begleitet. Ich finde mich immer sehr leicht darin und habe daran ein vorzügliches Gefallen. Es wandelt mich auch nicht die leiseste Neugierde an, und ich kann sehr gut selbst die Zeitungen entbehren. Ich pflege alsdann auch meine Beschäftigungen fast ganz einförmig einzurichten und so viel als möglich bei Einem Ideengange zu bleiben. Ich habe von jeher eine große Neigung gehabt, mich in Eine Sache zu vertiefen, und habe oft Gelegenheit gehabt, die Vortheile und Nachtheile davon an mir selbst zu erfahren. Denn daß diese Vorliebe für eine und dieselbe oft wiederholte Beschäftigung, dies Grübeln über Eine Idee auch seine beschränkenden und daher schädlichen Eigenschaften hat, läßt sich nicht leugnen. Die Vertiefung bringt im Grunde dieselbe Wirkung hervor, als die Zerstreuung, sie läßt vieles nicht bemerken, manches ungeschickt betreiben. Der Unterschied ist nur freilich, daß der zerstreute Mensch sich in nichts zersplittert, und nichts findet, noch besitzt, an dem er zu haften vermöchte, daß aber der Vertiefte immer Eins hat, was ihn für die Vernachlässigung des Uebrigen entschädigt. Am Nachtheiligsten empfinde ich diesen Hang, sich Einer Sache, die dann

eine innere Idee ist, hinzugeben dann, wenn mich in der freien Natur befinde. Ich liebe sie unendlich, und der Genuß, oft selbst einer einfachen Gegend, geschweige denn einer schönen, hat für mich mehr Reiz als fast alles Uebrige sonst. Aber auch der Eindruck, den die Natur macht, schließt sich immer wieder an den mich innerlich beschäftigenden Gedanken an, und verwandelt sich selbst in eine allgemeine Empfindung; dagegen entgehen mir eine ganze Menge Einzelnheiten. Ich würde nie zum Naturbeobachter darum getaugt haben, und hätte sicherlich mitten unter Pflanzen und Steinen sehr vieles unbemerkt vorüber gehen lassen, was ich zu anderer Zeit mit Bedauern inne geworden sein würde. Indeß möchte ich darum diesen Hang zur Vertiefung nicht fahren lassen und ihn nicht blos nicht mit dem entgegengesetzten Extrem vertauschen, sondern mich nicht einmal gern mit der Mittelstraße zwischen beiden Extremen, die man sonst wohl als die weisere zu preisen pflegt, begnügen. Man lernt doch das, dem man sich so ganz, so ausschließend, so in fester Beharrlichkeit widmet, besser kennen, und je länger man dabei verweilt, desto mehr scheint an ihm in der Betrachtung hervorzutreten. Man kann in der That nicht sagen, daß die Dinge der Welt dasjenige, was an ihnen zu sehen ist, offen da liegen haben. Der Eine sieht, was dem Andern entgeht, und es ist, als wenn der Blick, wenn er durch gehörige Vertiefung geschärft wird, erst selbst den Gegenstand erschlösse. Die einfachsten Sachen können darum denjenigen, der einmal diesen Hang hat, sehr lange Zeit, und nicht auf eine leere, nutzlose Weise beschäftigen. Vorzüglich finde ich immer, geht bei dieser anhaltenden Betrachtung, wenn sie nicht blos Gedanken, sondern Gegenstände der Welt betrifft, dasjenige auf, was die Zeit an ihnen gearbeitet hat, die Spur

der Vergangenheit in der Gegenwart, ja oft auch die Ahnung der Zukunft, welcher die Gegenwart entgegen Darin liegt auch einer der höchsten Reize. Denn alles was das Laufen und das ununterbrochene Fließen der Zeit versinnlicht, zieht den Menschen unendlich und unnennbar an. Sehr natürlich, da er selbst das Geschöpf der Zeit ist, da seine Schicksale auf ihr wie auf einem immer wogenden Meere schweben, da er nie weiß, ob er sich der Gegenwart sicher vertrauen darf, und ob nicht eine trügerische Zukunft seiner wartet. Das tiefere Eindringen in die Gegenstände, das man dem Hange zur Vertiefung dankt, wäre aber noch der mindeste Vortheil. Denn Sie könnten mir vielleicht mit Recht einwenden, daß es gar wenig Dinge giebt, die ein solches Eindringen verdienen. Das viel Wichtigere dabei ist der Gewinn, den der Geist in sich, aus diesem sich Sammeln auf Einen Punkt, aus dieser Genügsamkeit mit wenigen Gegenständen, auf die er sich vereinzelt, zieht. Es entspringt nothwendig daraus eine größere geistige Innigkeit, eine höhere Wärme, eine Liebe, mit der man das umfaßt, mit dem man sich gleichsam allein in der Welt fühlt. Dadurch wird auf den Charakter selbst gewirkt, oder vielmehr, da nichts Aeußeres hinzutritt, sondern dieser Hang aus dem Charakter selbst hervorgeht, so entwickelt sich der Charakter dadurch und bildet sich zu einer höhern Würde und gehaltvollern Schönheit aus. Denn es giebt Ideen, mit denen er gleichsam zusammengewachsen ist, die er nie aufgeben möchte, die ihn wie beständige Leiter, Freunde, Tröster begleiten, und diese Ideen, die so zu ihm treten, sind gerade immer die eigenthümlichsten, diejenigen, die ein Anderer oft gar nicht, oft erst nach Jahren, verstehen und begreifen kann, was gar nicht darin liegt, daß sie ihm, wie man es auszudrücken pflegt, zu hoch, zu verwickelt

sondern nur darin, daß sie so unzertrennbar mit andern Individuum verbunden sind. In Ideen dieser Gattung würde ich nie von dem Allerkleinsten, ohne vollkommene Aenderung meiner frühern Ueberzeugung, zurückgehen; es kann nichts geben, was für dies Zurückgehen Entschädigung gewährte, und welches Opfer auch einer solchen zu tiefer Ueberzeugung gewordenen Idee gebracht werden müßte, so kann es nie, gegen sie selbst gehalten, zu groß sein. Die Festigkeit aber, die darin sich ausspricht, ist keine eigensinnige, sie entsteht nicht einmal allein aus Verstandesüberlegung. Denn ob sie gleich an sich freilich, wie die Ueberzeugung von demjenigen was von dieser Festigkeit begleitet ist, aus dem Verstande entspringt, so gesellt sich nun in einem Gemüthe, das den Hang besitzt, eine Idee und einen sich mit ihr verbindenden Gegenstand ganz und gewissermaßen anschließend zu umfassen, dazu Wärme, Empfindung und eigentliche Liebe. Das ganze Leben wird durch diese Stimmung innerlicher, und wo sie recht einheimisch geworden ist, dauert sie, wie ich in verschiedenen Perioden meines Lebens erfahren habe, auch in derselben Innerlichkeit mitten unter großen äußern Bewegungen fort. Sie macht alsdann denjenigen, welcher sie besitzt, von allen Aeußerlichkeiten unabhängig. Ueberhaupt wird durch dieselbe das Bedürfniß, sich gerade mit einem äußern Gegenstande zu verbinden, vermindert. Denn die Liebe, welche die bloße innere Idee erweckt, vertritt schon dessen Stelle. Wo aber etwas Aeußeres mit der Idee zusammentrifft, da ist nun auch die Wirkung doppelt stark und dauernd. Die Ideen, welche so durch das Leben begleiten, sind auch natürlich zugleich dann die, welche am besten vorbereiten, das Leben auch entbehren zu können. Denn da das Leben vorzüglich nur durch sie Werth hat, sie aber

feſt mit den tiefſten Kräften des Gemüths und der vereinigt ſind, ſo kann ich mir wenigſtens nicht denken wie nicht mit ihnen gerade auch das Eigenſte, was man beſitzt, mit einem hinüber gehen ſollte. Es iſt wohl zu hoffen und mit Vertrauen zu erwarten, daß ſie klarer, heller, und in neuer vielfacherer Anwendung den Geiſt umgeben werden. —

Recht herzlich habe ich mich gefreut, in Ihrem Briefe zu erkennen und ausgedrückt zu finden, daß Sie wieder ruhig und heiter werden, und aufs neue erkannt haben, daß ich nur beides zu befördern wünſche. Gewiß habe ich nur dieſe wohlwollenden Geſinnungen für Sie gehabt, wie ich vor einigen Jahren den Briefwechſel mit Ihnen wieder anfing. Ich glaube mir in meinen Geſinnungen ſtets gleich geblieben zu ſein, und Sie können gewiß ferner darauf rechnen. Die Grundſätze, nach denen ich handle, ſtammen weder aus Eigenſinn, noch ſind ſie eben ſo wenig auf eigene Wünſche berechnet. Sehr gefreut hat es mich auch, das volle feſte Vertrauen, wie ſonſt bei Ihnen, zu dieſen Ihnen mit liebevollem Antheil geweiheten Geſinnungen gefunden zu haben. Halten Sie dies unverbrüchlich feſt, liebſte Charlotte, und nie wird etwas Störendes in unſerm Verhältniß entſtehen.

Daß Sie der Konſequenz gram und feind ſind, wenn ſie nichts als Eigenſinn iſt, und nur dieſen edlern Namen annimmt, darin haben Sie ganz recht. Es iſt dies dann nur eine tadelnswerthe Scheinheiligkeit. Doch muß man nicht alles Eigenſinn nennen, wovon man die Gründe nicht einſieht, oder was auf ſolchen Gründen beruht, für die man, wenn man ſie auch kennt, keinen Sinn hat. Das wäre wieder auf der andern Seite und in einem andern Extreme gefehlt. Noch weniger könnte es Konſequenz genannt

werden, wenn man bei Meinungen beharren wollte, die man selbst abgeändert hätte und nicht mehr, wie ehemals, für wahr hält; das wäre nichts als Rechthaberei, oder die Schwäche, nicht vor Andern bekennen zu wollen, daß man früher Unrecht gehabt hat. Wenn man das selbst fühlt, muß man auch keine Schwierigkeit darin finden, es vor Andern einzugestehen. Ich halte gar nichts davon, in seinen Grundsätzen, Meinungen und Empfindungen so ein für allemal abgeschlossen zu sein, und zu denken, daß das nun alles darum so recht wäre, weil man es so lange dafür gehalten hat. Ich prüfe vielmehr immer alles aufs neue und würde es keinen Augenblick Hehl haben, wenn auch das, woran ich sehr gehangen hätte, mir plötzlich anders erschiene. Ich würde dann nicht nur selbst meine vorige Meinung ablegen, sondern es auch ohne allen Anstand bekennen. Gerade aber, wenn man so gestimmt ist, begegnet einem dies bei Andern viel weniger, denn man ist dann an sich dem Nachdenken geneigt, und die Grundsätze und Meinungen, die man hat, gründen sich dann auch auf das Nachdenken, solche aber vertauscht man nicht leicht mit andern, wenn man auch sich neuen Prüfungen noch so offen erhält. Sie sagen, daß Sie in den letzten Wochen zu sehr ernsthaftem Nachdenken über sich geführt worden sind, und Ihre Blicke sehr in die Tiefe Ihres Innern gerichtet haben. Sie werden dann dabei erfahren haben, wie wohlthätig es ist. Mir kehrt aus solchen Selbstbetrachtungen, die ich für die höchste und beste Beschäftigung halte, allemal eine große und nicht leicht wieder zu zerstörende Heiterkeit zurück. Man findet entweder, daß der Zustand des Gemüths von der Art ist, wie man nur wünschen kann ihn zu erhalten, und hat nichts nöthig gehabt, als ihn nur besser zu entwirren, mehr Licht und Klarheit in

ihn zu genießen — und das ist gewiß der Fall bei Ihnen — oder man muß sich selbst anklagen und unzufrieden mit sich sein; dann ändert man seinen Sinn, nöthigt das Gemüth zu dem, was es aus Irrthum, oder Schwäche, oder sonst einer Verkehrtheit versagte, und genießt gerade wieder in dem Gefühl, sich auf den rechten Weg zurückgebracht zu haben, einer neuen und nun wahrhaft befestigten Heiterkeit. Leben Sie herzlich wohl, bleiben Sie ruhig und heiter, und rechnen Sie auf die Gleichheit und Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen. H.

Neunundvierzigster Brief.

Burgörner, den 6. Sept. 1825.

Es ist nahe an Mitternacht, da ich meinen Brief an Sie anfange, er kann aber, es ist heute Dienstag, erst am Freitag abgehen. Ich habe immer im Briefschreiben die Sitte, die ich aber nicht unbedingt loben will, mich im Schreiben nicht an die Posttage zu kehren, sondern meiner Neigung zu folgen. Bei vertraulichen Briefen, wie die unsrigen sind, ist das eigentlich nicht gut. Es ist natürlich, solche Briefe sobald als möglich in die Hände desjenigen zu wünschen, dem sie bestimmt sind. Aber mit andern Briefen, die Dinge betreffen, an denen das Gemüth keinen oder wenigen Theil nimmt, ist es nicht übel, sie einige Tage liegen zu lassen. Man kann dann noch vielleicht ändern.

Was Sie über den Einfluß des schnellern oder langsamern Umlaufs des Bluts auf das Gemüth sagen, ist vollkommen wahr, und darf bei Beurtheilung Anderer nicht aus der Acht gelassen werden. Indeß ist es eine schöne Eigenschaft im Menschen, und ein ihm von dem Schöpfer ausschließlich vor den übrigen Erdengeschöpfen eingeräumter Vorzug, daß er immer fühlt, daß er durch den Gedanken und durch den Entschluß jeden körperlichen Einfluß, wie stark er sein möge, hemmen und beherrschen kann. Es sagt dem Menschen eine innere Stimme, daß er frei und unabhängig ist, sie rechnet ihm das Gute und das Böse an, und aus der Beurtheilung seiner selbst, die

immer stärker und strenger sein muß, als die Anderer, muß man jene ganz körperlichen Einflüsse völlig hinweglassen. Es sind zwei verschiedene Gebiete, das der Abhängigkeit und das der Freiheit, und durch den bloßen Verstand läßt sich der Streit beider nicht lösen. In der Welt der Erscheinungen sind alle Dinge dergestalt verkettet, daß man, wenn man alle Umstände bis auf die kleinsten und entferntesten immer genau wüßte, beweisen könnte, daß der Mensch in jedem Augenblick gezwungen war, so zu handeln, wie er gehandelt hat. Dabei hat er aber doch immer das Gefühl, daß er, wollte er in das hemmende Rad greifen und sich von dieser ihn umstrickenden Verkettung losmachen, es vermöchte. In diesem Gefühl seiner Freiheit liegt seine Menschenwürde. Es ist aber auch das, wodurch er gleichsam aus einer andern Welt in diese eintritt. Denn im Irdischen allein kann nichts frei, und im Ueberirdischen nichts gebunden sein. Der Widerstreit ist nur dadurch zu lösen, daß es eine Herrschaft des ganzen Gebiets der Freiheit über das ganze Gebiet der Abhängigkeit giebt, die wir nur im Einzelnen nicht begreifen können, die aber die Verkettung der Dinge vom Uranfange so leitet, daß sie den freien Beschlüssen des Willens entsprechen muß.

Wie ich mir Ihren körperlichen Zustand denke, liebe Charlotte, so hängt er auch sehr von der Seele ab. Suchen Sie daher vor allem sich zu erheitern und von allen Seiten zu beruhigen. Es ist dies freilich leichter zu sagen, als zu thun, aber viel vermag es doch, wenn man sich nur alles, was einem besorglich scheint, recht klar macht und vollständig auseinandersetzt, und alles in sich zurückruft, worin man mit dem Geschick zufrieden sein oder es vielleicht sogar dankbar preisen kann. Gelingt es dem Geist, die Krankheit oder Kränklichkeit ganz aus sich zu entfernen

und blos in den Körper zu bannen, so ist unendlich viel gewonnen, und so erträgt sich danach körperliches Uebel mit Fassung und wirklicher, nicht scheinbarer Ruhe, und erträgt sich nicht blos, sondern hat sehr oft auch noch etwas die Seele schön und sanft Reinigendes. Ich selbst bin zwar mehrere Male, und ein Paar Mal sehr gefährlich krank gewesen, aber an dauernder Kränklichkeit, eigentlich schwacher Konstitution, habe ich nie gelitten. Ich bin aber oft mit Personen umgegangen, Männern und Frauen, in denen dieser Zustand der tägliche war, und die nicht einmal irgend wahrscheinliche Hoffnung hatten, sich je anders als durch den Tod herauszuwickeln. Zu diesen Menschen gehörte Schiller vorzüglich. Er litt sehr, litt dauernd, und wußte, wie auch eingetroffen ist, daß diese beständigen Leiden nach und nach seinen Tod herbeiführen würden. Von ihm aber konnte man wirklich sagen, daß er die Krankheit in dem Körper verschlossen hielt. Denn zu welcher Stunde man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, so war sein Geist ruhig und heiter, und aufgelegt zu freundschaftlicher Mittheilung und interessantem und selbst tiefem Gespräch. Er pflegte sogar wohl zu sagen, daß man besser bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifenden Uebel arbeite, und ich habe ihn in solchen, wirklich sehr unerfreulichen Zuständen Gedichte und prosaische Aufsätze machend gefunden, denen man diesen Ursprung gewiß nicht ansah.

Wenn sich Schwäche mit Wallung des Blutes, Unruhe oder gar Beängstigung vereinigt, und dies Leiden mehrere Jahre dauert, so begreife ich freilich wohl, daß es Ueberdruß am Leben überhaupt hervorbringen kann, diesem aber sollte man doch mit allen Kräften immer entgegen arbeiten. Ich will nicht einmal darauf zurückgehen, daß dies offenbar sogar gebotene Religionspflicht ist, aber das Leben ist schon,

ſelbſt wenn es am längſten währt, gegen die unendliche Zeit, wo man wenigſtens keinen Begriff im voraus von der Art des Daſeins hat, ſo kurz, daß man nicht mit ſeinen Wünſchen die Schranken noch näher rücken, ſondern ſich vielmehr, ſo gut es irgend gehen will, darin betten muß, und gewiß iſt es faſt noch wichtiger, wie der Menſch das Schickſal nimmt, als wie ſein Schickſal iſt. Es iſt eine ſprichwörtliche Redensart, daß jeder ſich das ſeinige ſchafft, und man pflegt das ſo zu nehmen, daß er es ſich durch Vernunft oder Unvernunft gut oder ſchlecht bereitet. Man kann es aber auch ſo verſtehen, daß wie er es aus den Händen der Vorſehung empfängt, er ſich ſo hinein paßt, daß es ihm doch wohl darin wird, wie viel Mängel es darbieten möge.

Erhalten Sie mir Ihr liebevolles Andenken und ſeien Sie des meinigen unbezweifelt gewiß. Meine Gedanken begleiten Sie öfterer, als Sie es wohl denken. Der Ihrige.

H.

Wenn Sie mir den 20. hierher ſchreiben, trifft mich Ihr Brief noch hier. Später in Berlin.

Funfzigster Brief.

Burgörner, den 26. September 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 4. d. M. angefangenen und am 6. geschlossenen Brief empfangen, und sage Ihnen meinen wärmsten Dank für alles Gute und Liebevolle, was er für mich enthält. Ich habe nur mit Bedauern bemerkt, daß Sie wieder in diesem Briefe über eine wehmüthige Stimmung und eine Oede, Dürre und Freudenlosigkeit klagen, und mich bitten, Sie zu tragen und wie eine Kranke anzusehen und Nachsicht mit Ihnen zu haben. Deswegen, liebe Charlotte, brauchen Sie kein Bedenken zu hegen. Sie bedürfen auf keine Weise der Nachsicht bei mir, da mir gar nichts in diesem Tone mißfällig ist, sondern es mich nur schmerzt, daß Sie durch eine solche Stimmung leiden. Entschuldigen Sie sich also ja nicht deshalb. Ich wünschte, daß Sie heiter, wohlgestimmt, mit Ihrer Lage und Thätigkeit zufrieden wären und den letzten Theil Ihres Lebens glücklich durchlebten. Aber ich begreife wohl, wie eine Reihe widriger Schicksale das Gemüth gleichsam einschüchtern und herabstimmen können, und wenn einmal es so in Ihnen ist, so ist mir das Vertrauen theuer, mit dem Sie sich mir so zeigen, wie Sie jedesmal sind. Ich glaube allerdings, daß der Mensch viel thun kann, um solche Stimmungen abzuwehren, oder wenn sie sich einstellen, sie in heitere umzuwandeln. Aber ich bescheide mich gern, daß, was einem unter gewissen Umständen möglich

und selbst nicht ungemein schwer ist, von Andern und unter verschiedenen Umständen kaum geleistet werden kann. So kann von Mißfallen nie die Rede sein, sondern nur von aufrichtigem Antheil an diesem Zustande. Ich bin indeß in mir überzeugt, daß er nicht lange dauern, sondern bald vorübergehen wird. Wenn Sie mir erlauben, Ihnen einen Rath zu geben, so achten Sie in solcher Zeit nur wenig auf sich und Ihr Inneres, und suchen Sie sich mehr äußerlich zu beschäftigen. Ich meine damit nicht sowohl Ihre eigentliche Arbeit, als andere selbst gewählte eigene Beschäftigung, auch mit Lesen und Schreiben, und übergebe das übrige der Zeit. Sie bemerken selbst sehr richtig, daß dies das beste und wirksamste Mittel gegen solche Stimmungen ist. Ich begreife übrigens sehr gut, von welchem Zustande Sie eigentlich sprechen. Sie bezeichnen ihn, so wie Sie sich überhaupt immer sehr treffend ausdrücken, ganz richtig durch eine unfruchtbare, dürre Stimmung. Es unterscheidet sich diese ganz und gar von einem einzelnen Kummer, selbst von dem Schmerz einer allgemeinen unglücklichen Lage. Diese greifen das Gemüth allerdings heftiger an und zerstören es mehr, aber sie bringen auch eine große, gegen sie ankämpfende Kraft in Aufregung; dieser Kampf hebt die Seele, indem er sie betrübt, und die Entscheidung ist kurz und lebendig. Die unfruchtbare Stimmung hingegen müßte etwas finden, was sie von außen höbe und in Bewegung und Thätigkeit setzte, und dies findet sich um so schwerer, als diese öde Stimmung ihm selbst den Eingang wehrt. Indeß giebt es zwei Gegenstände, welche doch auch in solchen Stimmungen immer in der Seele willkommene Aufnahme finden: die Freude an der Natur, und die Beschäftigung mit Ideen. Sie werden mich hier fragen, was für Ideen ich meine, so wie Sie schon

in Ihrem Briefe ſagen, daß ich Sie darüber in Ungewißheit gelaſſen habe. Einzelne, beſtimmte Ideen verſtehe ich darunter gar nicht, ſondern die Beſchäftigung mit innerm, tiefem Nachdenken ſelbſt. Dieſes Nachdenken kann von allem ausgehen und ſich an alles heften, nur ſein Ziel, ſein Endpunkt, zu dem es allemal gelangt, iſt immer nur ein und daſſelbe, nämlich das menſchliche Schickſal im Ganzen und ſeine Löſung in dem Augenblick, wo alles Irdiſche zurücktritt und ſeinen Werth verliert und nur das rein Geiſtige übrig bleibt, dasjenige, was man nur in ſo fern noch menſchlich anſehen kann, als der Menſch auch zu dem Höchſten beſtimmt iſt. Bei Privatereigniſſen des Lebens, bei Weltbegebenheiten, die unter unſern Augen vorgehen, bei Erinnerungen an beide aus vergangener Zeit, folgt der Geiſt immer gern den oft verwickelten Urſachen nach, erforſcht die ſchon ſichtbaren oder noch zu erwartenden Folgen, und verweilt endlich bei dem Gedanken, wie viel zuletzt auf der wahrhaft richtigen Wagſchale daran noch Werth haben, und welcher dies ſein wird. Wenn ich alſo von Beſchäftigungen mit Ideen, Vertiefung in ſie, Richten auf einen Punkt rede, ſo meine ich damit nichts Einzelnes, aber das Beſchäftigen mit Nachdenken ſelbſt, das Entkleiden der Dinge von ihrem Schein, das Prüfen ſeiner ſelbſt und Anderer, und das Sammeln aller Gedanken auf das, was allein ſeine Vortrefflichkeit in ſich ſelbſt trägt, was auch im vergänglichen Menſchen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menſchen ſtammt, und was nach richtigem Maßſtab erwogen allein verdient, daß der Menſch ſich ihm ganz und bedingungslos hingebe.

Gelehrte oder auch nur wiſſenſchaftliche Betrachtungen begreife ich eigentlich darunter nicht. Dieſe können allerdings den Stoff zu jenem Nachdenken ſammeln und zu-

bereiten, ſie können daſſelbe leiten, berichtigen, läutern, allein der letzte Zweck kann nicht in ihnen liegen. Das wahrhaft heilbringende Nachdenken bedarf nur der eigenen, in ſich ſelbſt geſammelten Gemüthskräfte, es kann es jeder erreichen, da die Endfäden des menſchlichen Schickſals, an die es alles anknüpft, doch von jedem Menſchen aufgenommen werden müſſen, und die Ideen, die dabei in Anregung kommen, in jedem, dem Gebildeten wie dem Ungebildeten, vorhanden ſind, nur in verſchiedenen Graden der Klarheit und Beſtimmtheit, da ſich dieſem Nachdenken zu widmen, nicht ſowohl tiefe Verſtandeskräfte erfordert werden, als nur ein durch Vertreibung aller unrichtigen Begierden, durch Entfernung alles Nichtigen, durch Gleichgültigkeit gegen Genuß und äußeres Glück und durch Selbſtbeherrſchung ſtarkes und geläutertes Gemüth. Ueberhaupt aber hat die Beſchäftigung der Verſtandeskräfte auf den innern Menſchen denſelben wohlthätigen Einfluß, den die Sonne auf die Natur ausübt. Sie zerſtreut die Wolken des Gemüths, erleuchtet und erwärmt, und hebt den Geiſt allmählig zu einer kraftvollen Ruhe. Wenn ich durch irgend etwas verſtimmt bin (was mir freilich kaum dreimal des Jahres begegnet), oder wenn ich krank bin, heilt mich von beiden immer am ſicherſten eine den Kopf einſeitig anſtrengende Arbeit. Unter dem, was Sie in Ihrem Briefe Freudenloſigkeit nennen, verſtehen Sie, glaube ich, nicht den Zuſtand, wo ſich keine Freude im Leben einfindet, ſondern den, wo die Seele für die Freude nicht mehr oder weniger empfänglich iſt. Sie fragen mich: ob ich je einen ſolchen Zuſtand gekannt habe? Er iſt mir in meinem ganzen Leben fremd geweſen. Menſchen, die in einer gewiſſen leichten Befriedigung aller Wünſche leben, wie es mir ſelbſt meiſtentheils ergangen iſt, pflegen leicht den Sinn für Freude

und Genuß zu verlieren und eine Gleichgültigkeit dagegen zu erhalten. Dies ist bei mir nie der Fall. Ich kann vielmehr mit Wahrheit und mit inniger Dankbarkeit sagen, daß ich täglich die Erfahrung erneuere, daß für den, der sie herauszunehmen versteht, fast in jedem Dinge in der Natur ein Gegenstand der Freude liegt. Es schadet auch meiner Empfindung nicht, dieselbe oft hinter einander zu genießen. Es ist vielmehr, als würde sie dadurch nur lebendiger und der Seele eigenthümlicher.

Ich hoffe in den ersten Tagen einen Brief von Ihnen zu empfangen, und lasse darum den meinigen noch ungeschlossen, auch weil ich warte und auch hoffe, Sie schreiben mir offen und vertrauungsvoll über Ihre innere, wehmüthige Stimmung und deren Grund, den ich endlich gehoben wünsche. Zu lange hat sie schon gedauert.

Ich will doch lieber meinen Brief abgehen lassen, und nicht, wie ich willens war, erst den Ihrigen erwarten, da ich Sie in einer Stimmung weiß, worin Ihnen mein Zuspruch wohlthuend sein wird, da er Ihnen gewiß meine innige Theilnahme ausdrückt, womit ich Ihnen unwandelbar angehöre. Ihr H.

Einundfunfzigster Brief.

Ich habe Ihren Brief vom 20. erhalten, liebe Charlotte, wie eben der meinige an Sie abgegangen ſein konnte. Ich ſchreibe Ihnen aber auf der Stelle, ob es nur wenig heute ſein kann. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir, wie ich es von Ihnen erwartete, offen und freimüthig ſagen, wie es Ihnen iſt. Ja, liebe Charlotte, ich habe ſeit mehreren Wochen alles erkannt, was in Ihrer Seele vorging, und es war ein falſches Urtheil von mir, daß ich meinte, in einem ſo tiefen Gemüth als das Ihrige, würde ſich das in ſich verlieren. Sie legen mir alles, was in dieſer letzten Zeit Sie ſo wehmüthig bewegte, klar und deutlich dar. Sie können das ſchmerzliche Gefühl nicht überwinden, daß Sie mir „die kleine Freude, die ich wünſchte", nicht zurückgeben konnten, „für tauſend Freuden, die Sie empfingen", wie Sie ſich liebevoll ausdrücken. Sie bedauern zugleich, „daß Sie ſich ſelbſt der höhern Bildung beraubten, der Sie theilhaftig geworden ſein würden, hätten Sie ſich meiner Leitung unbedingt überlaſſen können"; Sie führen, ohne ſich im geringſten rechtfertigen zu wollen, als ein betrübtes Hinderniß eine ſchmerzliche Erregbarkeit eines durch große und langjährige Leiden zerſtörten Nervenſyſtems an; endlich laſſen Sie weislich liebevoll erkennen, was ich immer ahnete, daß Sie, immer noch auf mehr Stärke hoffend, das Zurückkommen und ſpätere Eingehen in meine Wünſche nicht haben aufgeben

wollen, aber doch auch nicht haben verſprechen können. Durch das alles ſei die tief-wehmüthige Stimmung entſtanden, die ſich Ihrer gänzlich bemächtigt habe. Liebe, gute Charlotte, ich habe alle dieſe Empfindungen ſeit mehreren Wochen in Ihnen erkannt, und ich darf ſagen, ganz gewürdigt, meine tief empfundene, wahre Achtung iſt dadurch noch erhöht. Es ſind die natürlichen Regungen in einer edlen weiblichen Seele, ſie ſind Ihrer werth, und ich danke Ihnen aus innigem Herzen dafür, daß Sie mich werth halten, mir ſo ohne Rückhalt Ihr Inneres aufzuſchließen. Hören Sie nun aber auf meine Bitte: ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen mehrmals geſagt habe, daß keine meiner Empfindungen für Sie verändert iſt, alle Ihnen zugewendet ſind in liebevoller Theilnahme, in Rath und That, ſo wie Sie beides wollen. Es wäre in der That recht traurig, wenn Sie das nicht endlich wieder in ein vertrauungsvolles Herz anfnehmen wollten. Ihre frühere, ſchöne, heitere Zufriedenheit muß endlich zurückkehren. Gern will ich Ihnen Beiſtand leiſten, wie bisher, aber Sie müſſen auch das Ihrige thun, vor allem ſich nicht länger mit Wahnbildern quälen, denen Sie ſich hingegeben haben, mit Ihrem ſonſt ſo gläubigen, frommen Herzen, das gewohnt iſt, nicht nur ſeine Handlungen, ſondern auch ſeine Empfindungen vor einem höhern, unſichtbaren Richter zu prüfen. Hören Sie, erwägen und befolgen Sie meine Bitte und meinen Rath, Sie machen mir dadurch eine große Freude. Leben Sie herzlich wohl und verzeihen Sie meine Kürze, ich bin im Begriff von hier abzureiſen. Ihren nächſten Brief richten Sie nach Berlin. Ihr, Ihnen mit unwandelbarer Zuneigung angehörender H.

Nachschrift. Sie erwähnen im letzten Briefe einer Idee, die sehr ansprechend ist, und die Sie eine Hypothese nennen, wobei Sie gern und oft verweilen. Sie wissen, wie gern ich mich mit Ideen beschäftige, und wie mich die Ihrigen interessiren. Ich bitte Sie, setzen Sie mir Ihre Gedanken recht ausführlich auseinander, auf ein besonderes Blatt und recht bald. Es wird mir große Freude machen. Ich möchte, wie ich Ihnen schon oft sagte, alles genau kennen, was in Ihrer Seele aufsteigt und Sie bewegt, und Sie halten mich werth eines Vertrauens, das ich sehr dankbar erkenne und als eine hohe Gabe empfange.

Zweiundfunfzigster Brief.

Tegel, den 17. October 1825.

Ich bin seit Anfang October hierher zurückgekommen, und habe Ihren Brief vom 4. bald nach meiner Rückkunft bekommen, und danke Ihnen, liebe Charlotte, ganz besonders und aufs herzlichste für den ganzen Inhalt, der ganz meinen Erwartungen entsprochen hat. Ja, ich wußte und rechnete fest darauf, daß Sie mir die Freude machen würden, auf meine Bitten und Vorstellungen einzugehen, nun will ich auch nicht länger dabei verweilen, weil ich das am besten halte, sondern zu andern Gegenständen übergehen. Das aber muß ich noch sagen, daß ich mit Freude und inniger Theilnahme sehe, daß es auch besser mit Ihrer Gesundheit geht, und Sie einige Aenderungen in Ihrer Lebensdiät vornehmen. Auch ist es mir sehr lieb, daß Sie einmal einen Arzt befragt haben. Folgen Sie nun auch seinem Rath, wo es Ihnen nicht zu sehr zuwider ist. Die Krankheit des Gemüths, die ich Ihnen aber nicht zugebe, schwindet gewiß bald und von selbst. Eine so gesunde und klare Seele, wie die Ihrige ist, wird eingebildete Uebel durch ernste und angestrengte Selbstbehandlung leicht heilen, da ja Gott dem Menschen darum den freien Willen gegeben hat, um in sich aufzunehmen, und aus sich auszuscheiden, was die besonnene Vernunft dazu angemessen hält.

Gewiß haben Sie in den letzten September- und ersten Octobertagen auch die Schönheit des östlichen Sternenhim-

mels bemerkt? Drei Planeten und ein Stern erſter Größe ſtanden nahe beiſammen, Mars und Jupiter im Löwen, die Venus ſpäter als Morgenſtern nahe dem Sirius. Ich bemerke es nur, damit, im Fall Sie den herrlichen Anblick verſäumt hätten, Sie noch nachholen können. Am ſchönſten war es zwiſchen drei und vier Uhr Morgens zu ſehen. Ich bin mit meiner Frau faſt alle Morgen aufgeſtanden und wir haben lange am Fenſter verweilt, und haben uns jedesmal nur mit Mühe von dem ſchönen Anblick losreißen können. Ich habe von meiner Jugend an ſehr viel auf die Sterne und das Beſchauen des geſtirnten Himmels gehalten. Meine Frau theilte, wie die meiſten, ſo auch dieſe meine Neigung mit mir, und ſo habe ich mein ganzes Leben hindurch, zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger, in ſternhellen Nächten zugebracht. Selten iſt aber ein Jahr und eine Jahreszeit ſo günſtig dazu geweſen, als dieſer wunderbar ſchöne, helle und reine Herbſt. Ich kann nicht ſagen, daß an den Sternen mich ſo die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermeßlichen Raumes, den ſie einnehmen, in Entzücken ſetzt, dies verwirrt vielmehr nur den Sinn, und in dieſer Anſicht der Zahlloſigkeit und der Unendlichkeit des Raumes liegt ſogar ſehr vieles, was gewiß nur auf menſchlicher, nicht ewig zu dauern beſtimmter Anſicht beruht. Noch weniger betrachte ich ſie mit Hinſicht auf das Leben jenſeits. Aber der bloße Gedanke, daß ſie ſo außer und über allem Irdiſchen ſind; das Gefühl, daß alles Irdiſche davor ſo verſchwindet, daß der einzelne Menſch gegen dieſe in den Luftraum verſtreuten Welten ſo unendlich unbedeutend iſt, daß ſeine Schickſale, ſein Genießen und Entbehren, worauf er einen ſo kleinlichen Werth ſetzt, wie nichts gegen dieſe Größe verſchwinden; dann daß die Geſtirne alle Menſchen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, daß ſie alles geſehen

haben vom Anbeginn an, und alles ſehen werden, darin verliere ich mich immer in ſtillem Vergnügen beim Anblick des geſtirnten Himmels. Gewiß iſt es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauſpiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel, die Geſtirne, gleichſam wie ein Weltenchor, herauf- und herabſteigen, und gewiſſermaßen das Daſein in zwei Theile zerfällt. Der eine Theil, wie dem Irdiſchen angehörend, in völliger Stille der Nacht verſtummt, und nur der andere heraufkommend in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit. Dann wird der geſtirnte Himmel, aus dieſem Geſichtspunkte angeſehen, gewiß auch von moraliſchem Einfluß. Wer, der ſich gewöhnt hat, in dergleichen Empfindungen und Ideen zu leben, und oft darin zu verweilen, könnte ſich leicht auf unmoraliſchen Wegen verirren. Wie entzückt nicht ſchon der einfache Glanz dieſes wundervollen Schauſpiels der Natur? Ich habe ſchon oft daran gedacht, daß Ihnen gerade, liebe Charlotte, ein kleines Studium der Aſtronomie beſonders zuſagen müſſe; wenn Sie es wünſchen, will ich Ihnen gern einige Anleitung geben, und Ihnen Bücher nennen, die Ihnen behülflich ſein können.

Sie fragen mich, ob ich allein, oder mit den Meinigen in Burgörner geweſen bin? Wir waren noch in dieſem Sommer mit allen unſern Kindern und noch andern Verwandten in Burgörner, ſo daß im ziemlich großen Hauſe kein Zimmer zu viel war. Meine Tochter aus Schleſien kam aber erſt ſpäter, und mein jüngſter Sohn hatte uns früher verlaſſen. Ich aber bin nicht immer dort geweſen. Einmal bin ich meiner Tochter entgegen gereiſt, ſie abzuholen, dann habe ich auf zwei andern Gütern meiner Frau

einige Tage allein zugebracht. Ich kann wohl ſagen, daß ich beides, das Familienleben und die Einſamkeit genieße. Ich wünſche mich nie aus dem erſten in die letzte, aber bin ich allein, ſo füllt ſich meine Zeit und mein Sein auch gehörig durch mich ſelbſt aus. Indeß kann man nicht leicht einfacher, glücklicher und heiterer in ſeiner Familie leben, als ich, da alle mit mir zufrieden ſind und ich mit allen. Es iſt nie eine Uneinigkeit, nie eine Verſtimmung und keine Störung, als die etwa Krankheit macht. Daher iſt von dieſem Leben auch wenig zu ſagen, da es gar wenig reich an Begebenheiten iſt. Von Krankheiten ſind wir Gottlob! frei geblieben. Meine Frau, die zu Zeiten viel zu leiden hat, aber bei großer Geiſtesſtärke und Willensklarheit wenig davon in ihre Aeußerungen übergehen läßt, iſt ſeit einiger Zeit viel beſſer, und viel kräftiger in der That und im Ausſehen geweſen. Hier haben mich meine Töchter mit ihren Männern her begleitet, aber mein älteſter Sohn iſt mit ſeiner Frau nach Schleſien zurückgegangen, wohin meine zweite Tochter auch bald zurückkehrt. So iſt das Aeußere meines Lebens geweſen, und ſo iſt es. Es iſt nie meine Art geweſen in Briefen davon gern zu ſprechen, und daher hatte ich auch vergeſſen Ihnen zu ſagen, ob ich allein gereiſt ſei oder nicht. Ich halte einmal nichts vom Erzählen, Ereigniſſe und Begebenheiten ſcheinen mir nur der Gefühle und Gedanken wegen, die ſie hervorbringen, intereſſant. Auch im Geſpräch erzähle ich nie, wo ich nicht muß, und trage nichts in meiner Familie, was mich und Andere betrifft, herum, um es mitzutheilen. Es hat mir immer eine gewiſſe Ideenarmuth geſchienen, wenn man ſchriftlich oder mündlich aufs Erzählen kommt, wiewohl ich's in Andern nicht tadle. Ich bin auch nie der Meinung geweſen, daß es zur Freundſchaft gehört, ſich mitzutheilen,

was einem Frohes oder Schmerzliches begegnet. Es mag dies wohl auch Freundschaft heißen und sogar sein, aber es giebt wenigstens Gottlob! eine höhere, auf Reinerm und Höherm beruhende Freundschaft, die dessen nicht bedarf und, weil sie mit etwas Edlerm beschäftigt ist, darauf nicht kommt.

Was ich Ihnen, liebe Charlotte, schon lange bestimmt hatte, werden Sie nächster Tage erhalten, nämlich eine Rolle Kupferstiche vom hiesigen Hause nebst einem Grundriß und Erklärung, so daß Sie dadurch eine anschauliche Idee von meiner hiesigen Existenz erhalten, da ich doch am meisten hier bin. Diese Kupferstiche gehören zu einem allgemein architektonischen Werke, und ich konnte sie mir bisher nicht einzeln verschaffen. Aber nun werde ich einen Weg dazu finden. Wenn Sie also eine Rolle mit Kupferstichen erhalten, so ist es von mir. Ich gehe noch einmal Ihren letzten Brief durch und verweile bei einer Stelle, die mir viel Vergnügen gemacht hat, und die ich mehr als einmal gelesen habe. An das zarte Verhältniß unserer dauerhaften Freundschaft knüpfen sich so manche schöne und, wenn man sie weiter verfolgt, höhere und selbst erhebende Ideen. Ich gehe zuerst davon aus, daß Sie mir diese Empfindungen von früher Jugend her gewidmet und zart gesondert erhalten haben, bis ins Alter, ohne irgend eine Absicht, Wunsch oder Forderung daran zu knüpfen. Es giebt also schon hier, unter allem irdischen Wechsel, den Beweis von Dauer, Unvergänglichkeit, und man möchte sogar sagen Unendlichkeit; auf der andern Seite, von Festhalten des Unveränderlichen, von Würdigung des wahrhaft Werthvollen in würdiger Erfassung eines höhern Guts,

in Wegweisung kleinlicher, engherziger Beschränkung. Denn gerade diese Engherzigkeit, der man so oft begegnet, und worin sich der, der sie nährt, meist gefällt, beweist die sinnliche Unlauterkeit der Gefühle derer, die dergleichen Schranken bedürfen, um sich dahinter zu verstecken. Die wahre Liebe, die ihrer höhern Abstammung treu bleibt und gewiß ist, erwärmt gleich der Sonne, so weit ihre Strahlen reichen, und erhellt verklärend alles in ihrem lautern Glanz. Endlich erhebt eine solche Erscheinung die Seele in Hoffnung und Glauben. Begleiten uns schon hier in unserer Endlichkeit und Unvollkommenheit dauernde Treue und Liebe, besitzen wir schon hier unentreißbare Güter, die mit uns hinübergehen, die wir nicht zurücklassen werden, wie sollte uns nicht die Hoffnung beseelen und erheben, daß wir im Ueberirdischen in höherer Klarheit wiederfinden, was uns schon hier beseligen konnte als freie Himmelsgabe. Zählen und rechnen Sie, theure Charlotte, aber auch fest auf die gleiche und unwandelbare Gesinnung, womit ich Ihnen angehöre. Ihr H.

Dreiundfunfzigſter Brief.

Berlin, den 30. October 1825.

Ich ſchreibe Ihnen heute nur wenige Zeilen, um die Kupferſtiche von Tegel nicht ohne Begleitung abgehen zu laſſen. Die Beſtimmung der einzelnen Zimmer ſteht zum Theil auf dem Plan. In dem als Bibliothek bezeichneten und den Kabineten nach dem Garten zu daneben wohne ich. Sonſt ſind im rez-de-chaussée nur Leuteſtuben. In dem Stockwerke eine Treppe hoch iſt, wie es auch bezeichnet iſt, über der Küche das Eßzimmer. Auf der entgegengeſetzten Seite des Hauſes, in dem runden Ausbau nach dem Hofe hin, ſchlafen wir. Die übrigen Räume dieſes Stockes bewohnt meine Frau mit meiner unverheiratheten Tochter, und zugleich ſind es die Geſellſchaftszimmer. Der zweite Stock iſt für meine Kinder, und ſind mehr hier, als da Platz haben, ſo räumen wir ihnen Platz im erſten Stockwerk. Leben Sie herzlich wohl. Wie immer, Ihr H.

Vierundfunfzigster Brief.

Berlin, den 8. November 1825.

Sie werden, liebe Charlotte, die Kupferſtiche von mir erhalten haben, und ich weiß zum voraus, daß ſie Ihnen Freude machen werden. Sie ſind ſo genau, daß ſie ein ſehr beſtimmtes und deutliches Bild des Hauſes geben müſſen, wenn man ſie durchgeht. Ich habe den Ort ſehr gerne, bin aber doch im Grunde nicht viel da. In dieſem Jahr verlebte ich kaum vier Monate dort. Im Winter habe ich mehrere Gründe, in der Stadt zu ſein, obgleich meiner Frau und mir das Leben auf dem Lande auch dann ſehr zuſagen würde. Im Sommer nöthigen oder veranlaſſen mich wenigſtens die Angelegenheiten der andern Güter, auch dieſe zu beſuchen. So kommt man, bei aller anſcheinenden Freiheit, doch nicht immer dazu, das zu thun, was einem das Liebſte wäre. An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptſächlichſte die Bildſäulen ſind, theils Antiken in Marmor, theils Gypſe von Antiken, die in den Zimmern ſtehen, und die ich alſo immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildſäule hat, ſo gehört das zu den reinſten, edelſten und ſchönſten Genüſſen, und man entbehrt die Geſtalten ſehr ungern, an denen ſich das Vergnügen, wie unzählige male man ſie ſieht, immer erneuert, ja ſteigert. So reizend auch Schönheit und Geſichtsausdruck an lebenden Menſchen ſind, ſo ſind beide doch an einer vollende-

ten Statue, wie die antiken sind, so viel mehr, und so viel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine besondern Kenntnisse zu besitzen, sondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben, und sich diesem Gefühl zu überlassen. Die Schönheit, welche ein Kunstwerk besitzt, ist natürlich, weil es ein Kunstwerk ist, viel freier von Beschränkung, als die Natur, sie entfernt alle Begierde, alle auch auf noch so leise und entfernte Weise eigennützige oder sinnliche Regung. Man will sie nur ansehen, nur sich mehr und mehr in sie vertiefen, man macht keine Ansprüche an sie, es gilt von dieser Schönheit ganz, was Goethe so schön von den Sternen sagt: „Die Sterne die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts." Sie werden auf der Zeichnung des Hausflurs einige Statuen bemerken, unter andern einen weiblichen Körper ohne Kopf und Arme. Dieser steht nicht mehr da, sondern ist jetzt mit andern Statuen in meiner Stube. Ich besitze ihn schon lange, und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es ist eine der vollendetsten antiken Figuren, die sich erhalten haben, und es giebt nicht leicht eine andere Bildsäule einen so reinen Begriff streng weiblicher Schönheit. Alle Figuren, die Sie in dem Flur gezeichnet sehen, stehen jetzt in den Stuben. Nur das runde Gefäß in der Mitte ist im Flur geblieben. Es wird Sie gewundert und Sie werden nicht errathen haben, was es ist. Es ist eine antike Brunneneinfassung von Marmor mit einem Basrelief rund herum, welches ein Bacchusfest vorstellt. Man sieht noch den Einschnitt, den nach und nach der Strick, an dem man die Eimer heraufzog, im Marmor gemacht hat. Der Himmel weiß, durch welche Umstände dies Stück in Rom in eine Klosterkirche gekommen war. Die Legende sagt, es

ſei derſelbe Brunnen, in dem der heilige Papſt Calixtus den Märtyrertod gelitten habe. Man hielt ſogar das Waſſer für heilbringend. Indeß wollte der Papſt den Marmor verkaufen, und ſo erhielt ich ihn. Es koſtete anfangs Mühe, die Erlaubniß zu erhalten, ihn aus Rom auszuführen. Aber der Papſt, der vorige, war mir ſehr gewogen und gab mir die Erlaubniß. In dem Saal über meiner Stube, der die hauptſächlichſten Kunſtwerke enthält, ſtehen drei ſehr ſchöne Säulen, von äußerſt ſeltenem Marmor, und ein Meduſenhaupt von Porphyr, die mir der Papſt geſchenkt hat. Die zierlichſte unſerer Antiken, eine kleine bekleidete Nymphe, die eben Waſſer zu ſchöpfen geht, ſteht in einer Niſche im Salon, dicht am Antiken-Saal. Ich erzähle Ihnen, liebe Charlotte, dieſe Details, weil ſie Ihnen ein Bild von dem Innern des Hauſes geben werden. Gemälde ſind gar nicht im Hauſe, wir haben die, welche wir beſitzen, hier in Berlin.

Ich habe mich recht herzlich gefreut, in Ihrem letzten Briefe die ruhige, heitere, vertrauende Stimmung wieder zu finden, die Ihnen immer eigen war. Erhalten Sie ſich nur ja in dieſer Stimmung, und geben Sie keinen trüben Gedanken wieder Raum. Ich weiß wohl, daß das leichter geſagt, als gethan iſt, und fühle allerdings, daß Ihre Lage Ihnen viel zu wünſchen übrig läßt, aber außerdem, daß Sie eine ſchöne und ſeltene Genügſamkeit beſitzen, haben Sie doch in Ihrer Lage ſelbſt Eins, was Ihnen ein erhebendes Gefühl und eine große Genugthuung gewähren muß. Sie können ſich nämlich ſagen, daß Alles, was Ihre Lage auch wieder Gutes und Beruhigendes hat, Ihr Werk iſt, daß Sie ſich durch ſich ſelbſt ein unabhängiges Daſein geſchaffen und wieder geſichert haben. Die Charakterſeiten, die dazu im Innern gehörten, das Talent und die

Thätigkeit, die im Aeußern hinzukommen mußten, gewähren einen Lohn in ſich, ganz abgeſondert noch von dem, was dadurch hervorgebracht wird. Was mir nur immer leid thut, iſt, daß eigentlich Ihr ganzes Weſen eine andere Art von Beſchäftigtſein bedürfte. Man muß allerdings annehmen, daß auch äußere Lagen, die ganz heterogen erſcheinen, wieder Charakterſeiten ausbilden, die ohne dies vielleicht unentwickelt blieben, und darauf kommt es am Ende doch vor allem an. Ich lobe und billige ſehr, daß Sie Einrichtungen getroffen, wodurch Ihnen, was Sie vor allem bedürfen, mehr Stille geſichert wird. Das Entbehren deſſen, was unſer innigſtes Bedürfniß fordert, iſt härter als äußere Entbehrungen, beſonders für Sie.

Sie wollen meine Meinung über Walter Scott, und fragen mich, was Sie leſen ſollen. Da weiß ich Ihnen aber ſchwer Rath zu geben. Ich leſe ſchon an ſich wenig Deutſch, und unter dieſen meiſt ſolche wiſſenſchaftliche Bücher, die doch nicht für Sie ſein würden, ich bin alſo eigentlich darin ein ſchlechter Rathgeber. Sie bemerken, daß Sie, ob die Mode es wolle, Scotts Romanen keinen rechten Geſchmack abgewinnen können, daß die Kerker-, Räuber- und Wirthshaus-Scenen und die ſchaudererregende Richtung ſeiner Phantaſie ſehr unangenehme Eindrücke auf Sie machen und hinterlaſſen; daß ein Paar ſeiner Bände Ihnen nicht Eine erhebende Idee geben, daß Sie ſeinen Romanen keine längere Dauer verſprechen als den Lafontaine'ſchen. Wenn ich auch nicht ganz Ihrer Meinung ſein kann, will ich Sie doch auch nicht widerlegen; ich begreife, daß ſie den geſchilderten Eindruck auf Sie machen, und Sie nicht alle leſen werden. Einige habe ich auf dem Lande den Abend bei meiner Frau vorleſen hören, und ſie haben mir viel Vergnügen gemacht. Ich empfehle Ihnen vor allen

den Aſtrologen, den Kerker von Edinburg und Ivanhoe. Es iſt eine ſchöne Lebendigkeit und eine ſehr richtige Zeichnung und Durchführung der Charakter in dieſen Romanen, und ſie haben noch das Anziehende, daß ſich mehrere derſelben genau an wirklich geſchichtliche Ereigniſſe anſchließen, und eine in große Details eingehende Schilderung von Sitten und Gebräuchen verſchiedener Zeitalter enthalten. Geſchichtsbücher würde ich immer als Lectüre vorziehen, und ich denke mir oft, daß, wenn ich einmal das Schickſal haben ſollte, wie es Perſonen, die ihre Augen viel gebraucht haben, häufig geht, ganz ſchwache Augen zu bekommen, oder ganz blind zu werden, wo das eigene Studiren nicht mehr geht, daß ich mir, ſage ich, da würde lauter Geſchichtsbücher vorleſen laſſen. In der Geſchichte intereſſirt nun Einen mehr das Entferntere, Andern mehr das Nahe. Wenn Ihnen das letzte das liebſte wäre, ſo ſind ſeit einigen Jahren eine Menge intereſſanter Memoiren in Frankreich erſchienen. Ich habe äußerſt wenige davon geleſen, aber doch viel davon gehört, und anziehend ſind dieſe Schriften gewiß. — Ich ſehe nun mit Vergnügen dem neuen Heft Ihrer Lebenserzählung entgegen und es macht mir lebhafte Freude, daß Sie dieſe Arbeit fortſetzen wollen. Ich wiederhole Ihnen von ganzem Herzen, liebe Charlotte, die Verſicherung meiner herzlichen und immer gleichen Geſinnungen. Ihr H.

Fünfundfunfzigſter Brief.

Berlin, den 1. December 1825.

In der Zwiſchenzeit, wo ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht ſchrieb, habe ich Ihr letztes Heft nebſt Ihrem Brief empfangen und geleſen, und danke Ihnen für beides, beſonders Ihre Lebenserzählung, auf das herzlichſte. Es hat mir daſſelbe Vergnügen gewährt, als die vorhergehenden, und recht eigentlich das Vergnügen dieſer in mir erneuert. Es iſt gerade die intereſſanteſte Epoche des weiblichen Alters, welche Sie in dieſem Hefte ſchildern, und darum iſt das Intereſſe, das es erregt, noch lebhafter, wenn es auch eigentlich noch leer an dem iſt, was man Begebenheiten zu nennen pflegt. Das Heranwachſen eines menſchlichen Weſens, die innere, ſich immer mehr und deutlicher entfaltende Eigenthümlichkeit, ihr Durchlaufen verſchiedener Stufen, die alle an einander gereihet ſind und eine zur andern führen, dies Alles iſt ſelbſt eine Begebenheit, und gerade für den, der es richtig aufzufaſſen und zu würdigen verſteht, eine größere und intereſſantere, als irgend ein Wechſel äußerer Umſtände, den man gewöhnlich mit dieſem Namen zu belegen pflegt, und der dann doch am Ende nur als ein äußerer Anſtoß wirkt. Dieſe innere Begebenheit nun, denn ſo kann man es nennen, iſt auch in dieſem Heft einfach und natürlich dargeſtellt, und ſo, daß man zugleich ſieht, daß ſie mit Freiheit und Scharfblick aufgefaßt iſt. Dabei ſieht man Sie ſich doch immer auch in Ihren damaligen

Umgebungen bewegen, lernt die Perſonen kennen, die mit Ihnen in Verbindung ſtanden, und hat alſo ein anſchauliches Bild intereſſanter menſchlicher Eigenthümlichkeiten in einer nun ſchon lange vergangenen Zeit. Wenn dieſes Bild ſchon von ganz fremden und unbekannten Menſchen Intereſſe erwecken würde, ſo geſellt ſich zwiſchen Ihnen und mir freundſchaftlicher Antheil dazu, und ſo werden Sie mir, wie ich Ihnen oft ſagte, durch die Fortſetzung dieſer Hefte recht großes Vergnügen machen, für das ich Ihnen recht lebhaften und aufrichtigen Dank fühle. Die Schilderung Ihrer damaligen Freundin Henriette L. iſt Ihnen ſehr gelungen, und alles, was ſich um ſie, ihr geheimes Verhältniß und ihr ſichtbares Leben dreht, erhöht um ſo mehr das Intereſſe dieſes Heftes, als Sie damals einen ſo innigen Antheil an ihr nahmen, und daher ſie auch nicht ohne großen Einfluß auf Sie blieb. Es iſt aber ſehr hübſch, daß dies nicht ſowohl ein Einfluß der Art, wie die Freundin ſelbſt von Natur ſein mochte und ſich im Leben geſtaltet hatte, ſondern bei weitem mehr ein Einfluß Ihrer eigenen Empfindungen für die Freundin auf Sie ſelbſt iſt. Jene war dazu nur die Veranlaſſung. Sie haben ſehr recht, ſich zu wundern, daß bei ſo großer Verſchiedenheit eine ſolche Zuneigung und Vertraulichkeit unter Ihnen Beiden herrſchen konnte. Allein es iſt auch ſichtbar, daß das, was Sie an die Freundin band, und ihre Gegenwart Ihnen zu einem ſo hohen Genuß ſteigerte, einestheils der romantiſche Eindruck der geheimnißvollen Leidenſchaft derſelben, und Ihr Beſtreben, dieſe zu ſchützen, anderntheils das Bild war, was die äußere Erſcheinung der Freundin, die Sie aber mit Augen des Geiſtes und des Gefühls aufnahmen, auf Sie machte. Beides war gleich rein und edel in Ihnen empfunden. Ich glaube aber mit Ihnen, daß das letzte wirk-

lich wahres Gefühl, weibliche Liebe in Ihnen war. Die Sehnſucht nach dieſer Empfindung ſteigt in der Jugend in beiden Geſchlechtern, in dem einen ſo, im andern anders dunkel und unverſtanden auf, und wenn das Schickſal es nicht ſo fügt, daß ſie gerade den Gegenſtand trifft, der ihr angemeſſen iſt, ſo geht ſie in andere verwandte Gefühle über und leihet aber dann dieſen mehr ihre Farbe, als daß ſie die ihrige annimmt. Nun kam aber allerdings bei Ihnen dazu, daß Sie das größte Lebensglück in Freundſchaft und in dem Beſitz einer Freundin ahneten und erſehnten, daß dies aufs höchſte geſteigert war durch das frühe Leſen der übrigens ganz von Ihnen unverſtandenen Clariſſe, ſo trugen Sie ein ſolches Ideal in der Seele, und ihre Freundin Henriette war die Form, worin Sie es übertrugen. Eigentliche Freundſchaft konnte unter Ihnen Beiden nicht leicht ſtattfinden. Sie erfordert wirkliche Uebereinſtimmungen in den Hauptcharakterſeiten, und wenn, wie es doch nach Ihrer eigenen Erzählung unter Ihnen war, große Verſchiedenheiten der Art die Dinge anzuſehen und zu empfinden vorhanden ſind, bleibt es immer ein vergebliches Bemühen, in ſehr großer Nähe zu treten oder ſie darin zu erhalten. Schwerlich gelingt dies wenigſtens unter Perſonen von gleichem Alter, wie Sie waren, es müßte denn die eine das innere Bedürfniß fühlen, ſich der andern, als der höhern, ganz unterzuordnen. Die Liebe aber empfängt nicht ſowohl den Eindruck von dem Gegenſtande, als ſie den letztern vielmehr ſelbſt in den Glanz kleidet, der ihr angemeſſen iſt. Was Sie in den Zügen der Freundin, ihrem Weſen ſahen, lag wohl in den erſten Anlagen in ihr, wurde aber von Ihnen anders, als es in der Wirklichkeit geworden war, aufgefaßt und in einen Zauber gehüllt, der eigentlich nur Ihrer Empfindung angehörte. Die Eigen-

thümlichkeit, geliebte Perſonen gern ſchlafen zu ſehen, hat etwas überaus Anſprechendes. Aber der Schlaf iſt auch charakteriſtiſch. Wie reizend in holder Unſchuld ſind Kinder, wie engelgleich in ihrer blühenden Farbe! Wie bange und quälend iſt der Schlaf und der Ausdruck des Geſichts eines nicht ſchuldloſen Gewiſſens.

Leben Sie herzlich wohl, mit dem liebevollſten Antheil

Ihr H.

Sechsundfunfzigster Brief.

Berlin, den 25. December 1825.

Ich habe seit Abgang meines letzten Briefes zwei von Ihnen empfangen, liebe Charlotte, einen vom 6., den andern vom 20. d. M., und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß die Kupferstiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben, ich hatte das gewünscht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein so stattliches Schloß scheint. Das alte Gebäude, aber kleiner als das jetzige, wie Sie sehen, war ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieses Besitzes, seiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel giebt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jetzt fangen die Leute an, es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schlesien habe ich ein mehr als noch einmal so großes altes Schloß mit Thurm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegelsche Haus aber ist bequem und eigenthümlich. Das dankt es dem Baumeister, dem ich freie Hand gelassen. Mein größtes Verdienst bei dem Hause ist, daß ich nicht meine eigenen Ideen in den Bau gemischt habe.

Wir sind nun wieder am Schlusse eines Jahres. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, den 3. Januar, wo wir dann ein neues begonnen haben. Das jetzige ist mir heiter und glücklich, aber ungeheuer schnell verflossen, so daß es mir ist, als hätte ich lange nicht so viel darin gethan, als ich

mir vorgesetzt hatte, und als auch eigentlich wohl ausführbar gewesen wäre. Daß ich die herzlichsten Wünsche für Sie, auch besonders beim Wechsel des Jahres hege, das wissen Sie, gute, liebe Charlotte. Möge vor allem Ihre, doch oft leidende, Gesundheit sich stärken und Ihre innere heitere Ruhe sich erhalten. Auf die Unveränderlichkeit meiner Theilnahme für Sie, und aller Gesinnungen, auf die Sie so gütig Werth legen, können Sie mit Zuversicht immer rechnen. Ich möchte Ihnen immer nach allen meinen Kräften, wo sich Gelegenheit zeigt, mit Rath und That nützlich sein, und es würde mich ungemein freuen, wollten Sie sich mit mehr Vertrauen noch als Sie thun, im Innerlichen und Aeußerlichen an mich wenden. Sie werden mich in allem immer gleich finden.

Ich klagte erst über das schnelle Verfliegen der Zeit, und wie ich es sagte, so ist es in Absicht der Arbeiten, die mich beschäftigen, auch wahr. Sonst aber kann ich nicht sagen, daß mich diese Schnelligkeit beunruhigt, oder mir lästig ist. Ich scheue das Alter nicht, und den Tod habe ich, durch eine sonderbare innere Stimmung, vielleicht von meiner Jugend an, nicht blos als eine so rein menschliche Begebenheit angesehen, daß sie einen, der über Menschenschicksale zu denken gewohnt ist, unmöglich betrüben kann, sondern eher als etwas Erfreuliches. Jetzt ist meine Rechnung mit der Welt längst abgeschlossen. Ich verlange vom langen Leben weiter nichts, ich habe keine weit aussehenden Pläne, nehme jeden Genuß dankbar aus der Hand des Geschickes, würde es aber sehr thöricht finden, daran zu hängen, daß das noch lange so fortdaure. Meine Gedanken, meine Empfindungen sind doch eigentlich der Kreis, in dem ich lebe und durch den ich genieße, von außen bedarf ich kaum etwas, und diese Gedanken und Empfindun-

gen sind zu sehr mein, als daß ich sie nicht mit mir hinübernehmen sollte. Niemand kann den Schleier wegziehen, den die Vorsehung gewiß mit tiefer Weisheit über das Jenseits gezogen hat. Aber gewiß kann die Seele nur gewinnen an innerer Freiheit, an Klarheit aller Einsicht in das Tiefste und Höchste, an Wärme und Reinheit des Gefühls, an Reichthum und Schönheit der umgebenden Welt. Ein einziger Blick in die unermeßliche Ferne des Sternhimmels bringt mir das mit einer innern Stärkung, von der nur derjenige einen Begriff hat, dem sie zu Theil geworden ist, vor das Gefühl, und so erscheint mir das Ende des Lebens, so lange es von Krankheit und Schmerz frei ist, die ja aber auch Kindheit und Jugend treffen, vielleicht der schönste und heiterste Theil.

Für diese Jahreszeit fürchte ich immer die zu große Anstrengung für Sie doppelt, bei den wenigen Tagesstunden. Schonen Sie, liebe Charlotte, Ihre Augen, arbeiten Sie nicht zu tief in die Nacht, schonen Sie sich überhaupt, und denken Sie daran, daß mich der Gedanke beunruhigt, daß gerade Sie, mit Fähigkeit und Bedürfniß im Höhern zu leben, sich für das Leben so abmühen. Sie klagen nicht darüber, und wenn Sie es thäten, würde es mich vielleicht weniger rühren. — Auch wünsche ich, Sie könnten bald mit freierer Muße an Ihre Lebenserzählung denken, die mir so viel Freude macht. Es schien Ihnen, als Sie diese Hefte anfingen, als würden Sie nie endigen. Nun haben Sie doch aber schon Ihre ganze Kindheit geschildert, und so, wenn Sie mit Liebe zu der Arbeit fortfahren, wird sich auch nach und nach das Uebrige daran reihen. — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

mir, daß Sie über manche Ihnen sehr wichtige

Wahrheiten und Meinungen die meinige und meine Ansichten haben möchten. Ich bin dazu mit Freuden immer bereit. Sagen Sie mir immer ohne Umstände, was in Ihrer Seele aufsteigt. — — — — — — — — — — —

Denken Sie beim Schluß des Jahres meiner, und seien Sie versichert, daß ich mit der aufrichtigsten Theilnahme und Zuneigung Ihrer gedenke. Der Ihrige. H.

Siebenundfunfzigster Brief.

Berlin, den 14. Februar 1826.

Ich danke Ihnen recht herzlich, liebe Charlotte, für Ihren langen und ausführlichen Brief vom 25. und 29. Januar. Er hat mir eine ganz besondere Freude gemacht, und mein Dank ist daher wirklich ein recht lebhaft empfundener. Ihre Blätter sprechen nicht allein wieder in gleicher Wärme die liebevollen Gesinnungen aus, auf die ich einen so großen Werth lege, sondern sie sind auch in der ruhigen Stimmung und Heiterkeit geschrieben, die ich besonders gern habe. Es ist dies auch nicht blos eine Eigenheit meiner Gesinnung oder meiner Jahre, diese heitere Ruhe allem andern vorzuziehen, sondern es ist doch wirklich wahr, daß, wo sie gestört ist, die Harmonie des Lebens nicht mehr rein und voll erklingt. Ich meine nämlich die innere Harmonie, die die nothwendige Bedingung des glücklichen Lebens, ja die wahre Grundlage desselben ist. Wo diese Störung durch Kummer, durch Unruhe, durch irgend ein inneres Leiden, welcher Art es sein möge, entsteht, begreift sich das von selbst. Aber ich möchte sagen, auch wo diese Ruhe durch Kummer und betrübende Ursache, durch Sehnsucht, durch Stärke eines Gefühls in Schwanken geräth, ist der Seelenzustand, wenn er auch augenblicklich süß sein mag, doch nicht so schön, so erhebend, so der innersten und höhern Bestimmung, nach und nach, und so viel es dem Menschen hier gegeben ist, sich in die Ruhe

und Unveränderlichkeit des Himmels einzuwiegen, angemessen. Alles Heftigere und Leidenschaftliche trägt mehr Irdisches an sich. Doch bin ich weit entfernt, darum selbst wahre Leidenschaft, wenn sie wirklich aus der Tiefe des Gemüths stammt und auf einen guten Zweck gerichtet ist, gewissermaßen zu verurtheilen. Was ich ausspreche, mag auch mehr eine Abendansicht des Lebens sein, und überhaupt war ich nie leidenschaftlich, und habe früh die Maxime gehabt, was davon die Natur in mich gelegt hatte, durch die Herrschaft des Willens zu besiegen, was mir auch, wenn auch mit Anstrengung, nicht mißlungen ist. Wie dem aber sei, so halte ich die Ruhe und die sie hervorbringende und aus ihr fließende Stimmung immer für wohlthätiger und beglückender als eine bewegtere, welcher Art sie sei, und da ich den innigsten Antheil an Ihnen und Ihrem Glück nehme, so reicht mir das hin, am liebsten diese Stimmung in Ihren Briefen ausgedrückt zu finden. — Sie erwähnen in Ihrem letzten Schreiben nicht, liebe Charlotte, ob Sie darauf denken, weiter an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ich hoffe es indeß. Jedoch wissen Sie einmal für allemal, wie ich darüber denke. Ich wünsche, daß Sie dieselbe fortsetzen und zu Ende führen, ich lese sie immer mit großem Interesse und lebhaftem Vergnügen, allein ich will Ihnen auch nicht lästig damit werden, wenn Sie überhaupt nicht, oder zu einer bestimmten Zeit nicht Freude hätten, sich damit zu beschäftigen. Daß ich, wie Sie sagen, den Briefwechsel mit Ihnen angefangen hätte, um Sie genauer kennen zu lernen, kann ich nicht sagen. Ich bin aber immer gern in die Vergangenheit zurückgegangen, und in der Erinnerung an Sie und meine Bekanntschaft mit Ihnen, und in meinem frühern Briefwechsel lag Grund des Wiederanknüpfens genug,

um keines andern zu bedürfen. Allein das ist gewiß, daß durch Fortdauer desselben Stärke der Theilnahme und der Freude am wieder aufgenommenen Briefwechsel sehr bestätigt und erhöht werden mußte durch die Offenheit, mit der Sie mir gestatteten, in Ihr Inneres und in die Schicksale Ihres Lebens zu sehen. Ich bin Ihnen immer auf das Aufrichtigste und Lebhafteste für die Art dankbar gewesen, mit der Sie es thaten, und gewiß können Sie, wie Sie danach erscheinen müssen, nur unendlich gewinnen. Von Ihnen, und von Jedem, der sich der Reinheit seiner Gesinnungen und Gefühle bewußt ist, versteht sich das von selbst. Aber ich möchte auch allgemein behaupten, daß, wenn man das Gewebe von Empfindungen, Gedanken und Gesinnungen eines Menschen ganz kennte, sich viele Unebenheiten ausgleichen würden, und immer sehr vieles, was man, einzeln und abgesondert betrachtet, verurtheilt, oder doch mit Strenge mißbilligt, leicht tragen und selbst entschuldigen würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe, daß Sie die Cadet de Vaux'sche Heilmethode gebraucht, setzen aber hinzu, daß Sie solche nicht ganz durchgeführt haben. Das glaube ich wohl, denn die Kur ist, wie man versichert und wie man es sich auch von selbst denken kann, entsetzlich angreifend, so daß es wohl nicht viel Leute giebt, die sie ganz ausgebraucht haben. Sie meinen doch die Kur, die darin besteht, daß man so lange, bis das Uebel vergeht, heißes Wasser, so heiß, als man es ertragen kann, trinkt, und zwar in sehr kurzen Zwischenräumen. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir genau, wie Sie es gebraucht, wie viel, in welcher Zeit und Zwischenräumen Sie getrunken, und wie Sie sich während des Trinkens befunden haben. Daß es Ihnen eine Zeit lang geholfen, nachher aber wieder das Uebel sich erneuert hat, sehe ich leider aus Ihrem Briefe. Ich

bin überzeugt, daß diese Kurart ungemein wirksam ist, und habe auch hier mehrere Beispiele erzählen hören, wo sie hartnäckige Uebel ganz geheilt hat. Allein es läßt sich darum doch nicht sagen, daß sie unbedingt jedem helfen wird.

Sie bemerken, daß es mit dem Berufen doch nicht ohne allen Grund ist. Obwohl ich indeß diesen Aberglauben nicht habe, ist er sehr alt und wohl unter den meisten Völkern verbreitet. Mich können Sie immer glücklich nennen, ohne daß ich daraus eine üble Ahnung ziehe. Ich erwähnte nur, daß mir der mir wohlbekannte Aberglaube dabei eingefallen wäre. Diesem Aberglauben liegt indeß doch wohl eine tiefere Idee zum Grunde. Das Preisen des Glücks, freilich noch mehr, wenn es der Beglückte selbst thut, ist wohl überall als ein Ueberheben über den unsteten Gang der menschlichen Dinge, oder als etwas Anmaßendes, der Demuth und Scheu Entgegenlaufendes, angesehen worden. Daran hat sich der Begriff geknüpft, daß diesem Ueberheben die Strafe nachfolgt, an die sich die häufige Erfahrung eines solchen Wechsels der Dinge gesellt hat. In furchtsamen, oder von solcher Scheu sich zu überheben durchdrungenen Gemüthern hat das also ein Streben hervorgebracht, sein Glück lieber zu verbergen, wenigstens nicht laut werden zu lassen, das Schicksal nicht daran zu erinnern, daß es wohl Zeit sei, nun auch einen Wechsel eintreten zu lassen. In Beziehung auf Andere hat sich der Begriff des Neides, der Schadenfreude hineingemischt, man hat befürchtet, es sei dies Anpreisen wohl nicht redlich gemeint, habe wohl gar die heimliche Absicht, eine Umwandlung herbei zu führen. Dadurch ist das Anpreisen auch als ein Zaubermittel angesehen worden, und daher muß man wohl das allerdings alberne Verwahrungsmittel des „Unberufen" herleiten. Vor geläuterten, auch religiösen Ideen fällt das

um keines andern zu bedürfen. Allein das ist gewiß, daß durch Fortdauer desselben Stärke der Theilnahme und der Freude am wieder aufgenommenen Briefwechsel sehr bestätigt und erhöht werden mußte durch die Offenheit, mit der Sie mir gestatteten, in Ihr Inneres und in die Schicksale Ihres Lebens zu sehen. Ich bin Ihnen immer auf das Aufrichtigste und Lebhafteste für die Art dankbar gewesen, mit der Sie es thaten, und gewiß können Sie, wie Sie danach erscheinen müssen, nur unendlich gewinnen. Von Ihnen, und von Jedem, der sich der Reinheit seiner Gesinnungen und Gefühle bewußt ist, versteht sich das von selbst. Aber ich möchte auch allgemein behaupten, daß, wenn man das Gewebe von Empfindungen, Gedanken und Gesinnungen eines Menschen ganz kennte, sich viele Unebenheiten ausgleichen würden, und immer sehr vieles, was man, einzeln und abgesondert betrachtet, verurtheilt, oder doch mit Strenge mißbilligt, leicht tragen und selbst entschuldigen würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe, daß Sie die Cadet de Vaux'sche Heilmethode gebraucht, setzen aber hinzu, daß Sie solche nicht ganz durchgeführt haben. Das glaube ich wohl, denn die Kur ist, wie man versichert und wie man es sich auch von selbst denken kann, entsetzlich angreifend, so daß es wohl nicht viel Leute giebt, die sie ganz ausgebraucht haben. Sie meinen doch die Kur, die darin besteht, daß man so lange, bis das Uebel vergeht, heißes Wasser, so heiß, als man es ertragen kann, trinkt, und zwar in sehr kurzen Zwischenräumen. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir genau, wie Sie es gebraucht, wie viel, in welcher Zeit und Zwischenräumen Sie getrunken, und wie Sie sich während des Trinkens befunden haben. Daß es Ihnen eine Zeit lang geholfen, nachher aber wieder das Uebel sich erneuert hat, sehe ich leider aus Ihrem Briefe. Ich

bin überzeugt, daß dieſe Kurart ungemein wirkſam iſt, und habe auch hier mehrere Beiſpiele erzählen hören, wo ſie hartnäckige Uebel ganz geheilt hat. Allein es läßt ſich darum doch nicht ſagen, daß ſie unbedingt jedem helfen wird.

Sie bemerken, daß es mit dem Berufen doch nicht ohne allen Grund iſt. Obwohl ich indeß dieſen Aberglauben nicht habe, iſt er ſehr alt und wohl unter den meiſten Völkern verbreitet. Mich können Sie immer glücklich nennen, ohne daß ich daraus eine üble Ahnung ziehe. Ich erwähnte nur, daß mir der mir wohlbekannte Aberglaube dabei eingefallen wäre. Dieſem Aberglauben liegt indeß doch wohl eine tiefere Idee zum Grunde. Das Preiſen des Glücks, freilich noch mehr, wenn es der Beglückte ſelbſt thut, iſt wohl überall als ein Ueberheben über den unſteten Gang der menſchlichen Dinge, oder als etwas Anmaßendes, der Demuth und Scheu Entgegenlaufendes, angeſehen worden. Daran hat ſich der Begriff geknüpft, daß dieſem Ueberheben die Strafe nachfolgt, an die ſich die häufige Erfahrung eines ſolchen Wechſels der Dinge geſellt hat. In furchtſamen, oder von ſolcher Scheu ſich zu überheben durchdrungenen Gemüthern hat das alſo ein Streben hervorgebracht, ſein Glück lieber zu verbergen, wenigſtens nicht laut werden zu laſſen, das Schickſal nicht daran zu erinnern, daß es wohl Zeit ſei, nun auch einen Wechſel eintreten zu laſſen. In Beziehung auf Andere hat ſich der Begriff des Neides, der Schadenfreude hineingemiſcht, man hat befürchtet, es ſei dies Anpreiſen wohl nicht redlich gemeint, habe wohl gar die heimliche Abſicht, eine Umwandlung herbei zu führen. Dadurch iſt das Anpreiſen auch als ein Zaubermittel angeſehen worden, und daher muß man wohl das allerdings alberne Verwahrungsmittel des „Unberufen" herleiten. Vor geläuterten, auch religiöſen Ideen fällt das

alles über den Haufen. Wer sein oder Anderer Glück aus reiner Freude daran, mit Dankbarkeit gegen den Ursprung desselben rühmt, ist gewiß Gott wohlgefällig und setzt sich dadurch, wenn dies nicht sonst in unerforschlichen Planen liegt, keiner Umwandlung als Strafe aus. Vielmehr ist es eine schöne Empfindung fremdes Glück ohne Neid zu preisen, und sich des eigenen als einer unverdienten Gabe zu freuen.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie heute einen Brief an mich werden abgehen lassen; da ich diesen aber erst in drei Tagen erhalten kann, so denke ich mir, daß es Ihnen lieber ist, daß ich den gegenwärtigen nicht, bis dieser ankommt, aufhalte. Es wird mir angenehm sein, wenn Sie mir etwas von Ihrem Geschäft sagen. Sie wissen, wie ich an allem Theil nehme, was Sie betrifft, also auch daran aufrichtig und herzlich, und wünsche ich, daß es recht im Detail sei. Ich bitte Sie mir zunächst den 28. Februar zu schreiben. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den Gesinnungen unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Achtundfunzigster Brief.

Berlin, den 3. März 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre beiden Briefe vom 13. und 26. v. M. zur Beantwortung vor mir liegen. Sie können ſich kaum vorſtellen, wie viel Freude mir der ruhige und vertrauungsvolle Ton macht, der in beiden herrſcht, und der ein treuer Abdruck Ihrer Geſinnung und Seelenſtimmung iſt. Es hat mich auch ſehr gefreut zu ſehen, daß es doch mit Ihrer Geſundheit leidlich zu gehen ſcheint. Es iſt ſehr viel, daß Ihnen die Cadet de Vaux'ſche Kur zum zweitenmal nicht nur möglich, ſondern ausführbar geworden iſt. Ich weiß Perſonen, denen das warme Waſſer ſo viel Erbrechen verurſacht hat, daß ſie das Trinken haben aufgeben müſſen. Andern hat es das Blut ſo zum Kopf getrieben, daß beinahe ein Schlagfluß zu fürchten geweſen iſt. Doch kenne ich auch hier Beiſpiele von Männern und Frauen, die ohne zu große Beſchwerde das Trinken haben, wie Sie, durchſetzen können, und die dann ganz geheilt worden ſind. Ich habe übrigens keinen beſondern Grund, nach dem Gebrauch, den Sie von dieſer Kur gemacht haben, zu fragen. Ich bat Sie nur, mir darüber zu ſchreiben, weil mich alles intereſſirt, was Sie und Ihre Geſundheit betrifft, und weil auch dieſe Heilmethode meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, da ſie ſo vielſeitig beſprochen worden iſt, und ich gleich eifrige Anhänger und Widerſacher derſelben gefunden habe. Es genügt mir daher auch dasjenige

vollständig, was in Ihrem Briefe darüber enthalten ist, und ich danke Ihnen sehr für die Mittheilung. Bei Ihnen wirkt nun aber die einfache und regelmäßige Lebensart, die Sie führen, gewiß sehr zur leichtern Besiegung aller Krankheiten mit, und damit verbinden Sie eine Ausdauer, die man gewiß selten findet. Es ist unglaublich, wie viel es thut, wenn der ganze Körper in einer steten und immer ununterbrochen fortgesetzten Ordnung bleibt und von dem Wechsel der Eindrücke frei ist, der doch immer die körperlichen Funktionen mehr oder weniger stört. Durchgängige Mäßigkeit ist gewiß doch am Ende dasjenige, was den Körper am längsten erhält und am sichersten vor Krankheiten bewahrt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, tritt nur ein Uebermaß ein, wofür ich Sie so gern sicher wüßte, das nämlich der Arbeit. Ich habe mit lebhafter Freude gesehen, daß Sie darauf bedacht sind, sich mehr Hülfe und eigene Ruhe zu verschaffen. Sie haben aber sehr recht und ich habe deutlich erkannt, daß auch der Theil der Arbeit, den Sie sich vorbehalten haben, noch über einzelne Kräfte ist. Wenn Sie durch dieselbe, wie Sie mir sagen, stets genöthigt sind, bis tief in die Nacht bis 1—2 Uhr zu arbeiten, und doch um 6 Uhr Morgens wieder auf zu sein, so ist das gewiß eine zu große Anstrengung. Ich bleibe zwar auch immer, bis auf wenige Ausnahmen, bis 1 Uhr Nachts auf, und jetzt, wo ich Ihnen schreibe, ist es nahe an Mitternacht. Aber ich bin es aus langer Zeit gewohnt, stehe auch Morgens vor 8 Uhr nicht auf, und suche vor dem Schlafengehen in den letzten Stunden nur leichte, nicht anstrengende Beschäftigungen. Gewöhnlich schreibe ich nur Briefe und besorge meine Geschäfte. Eigentlich wissenschaftliche, oder sonst anstrengende Arbeit behalte ich mir immer für den Tag, meistentheils für den Morgen vor. Die ganze Schilderung,

die Sie mir von Ihrer schönen, und unter den Verhältnissen, die eine entschiedene Wahl verlangten, wohl gewählten Arbeit und dem Ertrag derselben machen, hat mich mit dem größten Interesse erfüllt. Es ist wirklich bewundernswürdig zu sehen, daß, wie Sie es auf dem kleinen Blättchen mir zur Uebersicht zusammengestellt haben, vom Jahre 1820 bis 25, also in 6 Jahren, Ihre Einnahme verdreifacht ist. Es macht nicht nur Ihrer Ausdauer und Thätigkeit, sondern auch Ihrem Talent und Geschmack die größte Ehre. Das, was Sie aber jetzt erstreben müssen, ist, daß Sie selbst nicht mehr mit zu arbeiten brauchen, sondern sich auf die Anordnung und Aufsicht beschränken können, sonst laufen Sie doch Gefahr, an Gesundheit und Erwerb zugleich zu leiden. Ich bitte Sie recht sehr, diesen Punkt zum Hauptgegenstand Ihres aufmerksamen Nachdenkens zu machen.

Es ist sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie meine Briefe des letzten Jahres wieder der Reihe nach durchgelesen haben. Es thut mir aber leid, daß Sie bei denen verweilt haben, die Ihnen mißfällig waren. Das war ohne Nutzen. Es war ein reines Mißverstehen, das wir Beide können ganz ruhen lassen. Wichtiger und nach Ihren Gesinnungen für mich beruhigend muß es Ihnen sein, daß sich in mir gegen Sie nichts von dem, was vorher war, geändert hat, daß sich nichts ändern wird, daß Sie meiner lebhaftesten Theilnahme und Anhänglichkeit immer gewiß sind. Ohne Ihnen dies als einen Vorwurf zu sagen, ist es doch gewiß, und ich sehe es aus Ihren Briefen durchscheinen, daß Sie sich noch immer manchmal Sorge und Kummer deshalb ohne Ursache machen, das thut mir leid, ob ich die Gesinnung zu ehren weiß, da es die stille Heiterkeit hindert, die Sie doch jetzt haben könnten. Auf mich

meinen Antheil, meine Bereitwilligkeit Ihnen zu helfen, können Sie rechnen und ſicher rechnen, da in meinem Alter unmöglich mehr etwas Leidenſchaftliches, was immer unſicher iſt, liegen kann, und in meinem Charakter nichts Launenhaftes liegt, noch je gelegen hat. Wie ich gegen Sie bin, ſo bleibe ich. Auch ſehe ich mit Rührung, daß Ihr Kummer noch immer zuweilen der iſt, mir vielleicht in Ihren Aeußerungen mißfällig geweſen zu ſein. Nichts davon liegt in meiner Ihnen in der innigſten Theilnahme zugewendeten Seele. Wollen Sie mir aber einen Beweis geben, daß Sie mir gern einen Gefallen erzeigen, ſo laſſen Sie dieſe Sache ruhen und erwähnen derſelben nicht wieder. Sie können mir auch offen alles ſagen, ich nehme am Kleinſten wie am Größten Theil, und werde Ihnen immer mit Ruhe, Vernunft und herzlicher Theilnahme in allen Dingen rathen, ſie mit Ihnen prüfen und Ihre innere Zufriedenheit, wie Ihr äußeres Wohlſein nach meinen Kräften befördern. In unſerm Briefwechſel thue ich es mit Fleiß, daß ich Ihre Gedanken aufnehme, die meinigen entwickele und ausſpreche, ob beide übereinſtimmen oder nicht. Es iſt das der Hauptvorzug eines Briefwechſels, der keinen äußern Gegenſtand betrifft, ſondern nur Mittheilung von Gedanken und innern Stimmungen enthält. Aber ich habe darum gar nicht die Anmaßung, daß ich gerade immer Recht habe, und ſelbſt wo ich es glaube, fordere ich nicht, daß Sie es finden ſollen; vielmehr iſt mir jeder Widerſpruch immer erwünſcht. So, liebe Charlotte, ſehen Sie mein Verhältniß zu Ihnen an, und gewinnen und bewahren Sie ungeſtörtes Vertrauen, Zufriedenheit und Heiterkeit, verbunden mit der Ruhe, die jedem Alter, vorzüglich aber, wie ich an mir ſelbſt fühle, dem höhern ſo wohlthätig iſt.

Ich muß in Geſchäften auf einige Wochen, ich weiß nicht wie lange, nach Schleſien reiſen. Ich bitte Sie, mir den 26. d. M. zu ſchreiben, unter der gewöhnlichen Adreſſe nach Ottmachau bei Neiße in Ober-Schleſien. Abzugeben an Hrn. A. M. Leben Sie herzlich wohl. Mit den liebevollſten Geſinnungen der Ihrige. H.

Neunundfunfzigster Brief.

Ottmachau, den 10. April 1826.

Ich bin heute hier angekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vorgefunden, der hier gewiß schon lange gelegen hat. Denn obgleich ich den 29. März aus Berlin abgereist bin, so habe ich mich, ehe ich hierher kam, an mehrern Orten aufgehalten. Zuletzt war ich acht Tage lang bei einer Verwandtin, die noch eine Gespielin meiner Kindheit ist, und als Wittwe mit ihren zwei Söhnen, davon einer verheirathet ist, ein großes Schloß im Gebirge bewohnt. Es ist ein angenehmer Ort, durch die Natur und die Bewohner, und ich bin sehr angenehm dort gewesen. Das Wetter war allerdings, wie auch Sie von Ihrer Gegend sagen, rauh und naß, aber die letzten drei Tage auch so schön, daß heute eine ordentliche Sommerwärme war. Ich fuhr schon um 5 Uhr aus, und als ich aus dem tiefen Thal, wo das Schloß meiner Verwandtin liegt, langsam hinauf fuhr, sah man die Strahlen der Sonne immer heller, bis sie endlich ganz da stand, und die sehr schöne Gegend so überglänzte, daß man die Ränder der fernsten Bergspitzen sah. Allein heute Abend ist alles bewölkt; eine so große Wärme kann sich in dieser Jahreszeit nicht halten. Ich bin diesen ganzen letzten Winter nicht oft, ja vielmehr höchst selten, kaum ein Paar Tage auf dem Lande gewesen, und so ist es mir ganz neu, jetzt auf einmal ganz allein in tiefer Einsamkeit zu sein. Denn ich habe niemand von meiner Familie mitgenommen, und wohne mit einem Be-

dienten, der aber weit von mir ist, ganz allein im Hause. Es ist eine Grabesruhe. Mir mißfällt die indeß niemals. vielmehr sagt sie meinen innersten Neigungen und dungen zu, und ich bleibe dann doch lieber bis spät in die Nacht auf, gleichsam als wollte ich die Einsamkeit des Orts noch durch die Einsamkeit der Nacht vermehren.

Den jungen Rosen kenne ich recht gut und liebe ihn sehr, er ist liebenswürdig, fleißig und talentvoll zugleich, und wirklich schon jetzt ein gelehrter junger Mensch. Er wird einmal sehr viel leisten. Es würde mir recht angenehm gewesen sein, wenn er Ihren Neffen zu mir gebracht hätte. Ich habe es immer zum Grundsatz gehabt, daß man in jedem Alter und jeder Lage sehr zugänglich sein muß, und ich weise auch Unbekannte nie zurück. Man hat gegenseitig Vortheile davon, ein lebender Mensch ist immer ein Punkt, an den sich wieder anderes anschließt, und wo man nicht berechnen kann, wo und wie es sich wieder zu etwas Erfreulichem gestaltet. Leute aber, die sich mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen, haben immer, auch wenn sie im Anfange ihrer Laufbahn sind, ein höheres Interesse als andere, und man geht mit ihnen leicht auch in Dinge ein, die einem nach seiner eigenen Lebensweise und Bildung fremd sind. Denn am Ende hängt doch, wäre es auch nur in den höchsten und allgemeinsten Punkten, alles, was mit Ideen ausgemessen werden kann, zusammen, und die Berührung mit Personen verschiedenartiger Ausbildung, wenn diese nur irgend einen bedeutendern Grad erreicht hat, wirkt vorzugsweise belebend auf den Geist und verhindert die Einseitigkeit, der man sonst selten, und selbst dann nicht entgeht, wenn man auch im Leben sich mit Menschen aller Stände gemischt hat und reich an wechselnden Erfahrungen gewesen ist.

Sie haben Unrecht, liebe Charlotte, wenn Sie ſagen, daß ich jetzt gegen Sie einen zu höflichen, gleichſam alles Ton annehme. Meinem Gefühle nach iſt das nicht der Fall, und daß ich nicht jede Ihrer Meinungen theile, oder in alle Ihre Ideen eingehe, hat Ihnen noch mein letzter Brief bewieſen, wo ich ganz verſchiedener Meinung mit Ihnen war. Dies zeigt Ihnen deutlich, daß ich Ihre Anſichten und Ideen prüfe. Oefterer freilich kommt es vor, daß ich wirklich auch ſelbſt, und gänzlich nach eigener Prüfung, mit Ihren Meinungen übereinſtimme, und dann ſage ich es allerdings gern und erwähne die Uebereinſtimmung beſonders, weil ich mir nicht nur denke, ſondern es auch weiß, daß ſie Ihnen Freude macht. So iſt es in dem, was den Gehalt Ihrer Meinungen, Empfindungen und Wünſche betrifft. Die Form iſt wenigſtens gewiß von allem Zwange der Höflichkeit frei, von aller Abſichtlichkeit, aber der Wunſch kleidet ſich in Bitte, und der Widerſpruch, wo er eintritt, ſchleift wenigſtens das ab, was er Schroffes und Eckiges haben könnte. Das alles iſt natürlich in einem Verhältniß, deſſen Grundlage Gleichheit der Perſönlichkeit iſt. Der wahre, aufrichtige und herzliche Antheil, den ich, liebſte Charlotte, an Ihnen und Ihren Schickſalen nehme, bürgt ſchon dafür, daß dieſe Herzlichkeit ſich auch im Ausdruck wiedergiebt, und die Kälte vermieden wird, welche eine gewiſſe Höflichkeit allerdings mit ſich führt. Dieſe Kälte iſt mir, wenn nicht das Verhältniß zu den ganz und abſolut Gleichgültigen gehört, in der Seele verhaßt, und ich verſtatte ihr nur in Geſchäften und im alltäglichſten Geſellſchaftsleben Raum. Außer dieſen Sphären, die es außerdem gut iſt, ſo fern es immer gehen mag zu halten, dulde ich dieſe Kälte, die noch dazu immer mit Leerheit verbunden iſt, gewiß nicht. Aber in der Art der Höflichkeit, die

gerade dem Vertrauungsvollen und Herzlichen nichts nimmt, gehe ich allerdings vielleicht weiter als Andere. Das ist mir angeboren, und wenn mich jemand mit meinen Töchtern sähe, würde er, außer am Du nennen, auch nicht gleich merken, daß ich der Vater wäre. Ich meine es darum nicht weniger vertrauungsvoll, habe auch keine Grundsätze darüber, aber wüßte es kaum anders zu machen.

Ich will hier schließen. Für Ihr nächstes Schreiben weiß ich Ihnen leider in diesem Augenblicke keine bestimmte Adresse zu geben. Hier bleibe ich zu kurz, um noch einen Brief zu empfangen; es thut mir sehr leid, daß ich diesmal länger Ihre Briefe entbehren werde. Ich bitte Sie, mir zu schreiben, aber erst den Brief abzuschicken, wenn ich Ihnen wieder schreibe. Dies geschieht unmittelbar nach meiner Ankunft in Berlin, oder auch früher, wenn ich meine Ankunft sicher berechnen kann.

Mit den Gesinnungen der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Sie haben Unrecht, liebe Charlotte, wenn Sie ſagen, daß ich jetzt gegen Sie einen zu höflichen, gleichſam alles Ton annehme. Meinem Gefühle nach iſt das nicht der Fall, und daß ich nicht jede Ihrer Meinungen theile, oder in alle Ihre Ideen eingehe, hat Ihnen noch mein letzter Brief bewieſen, wo ich ganz verſchiedener Meinung mit Ihnen war. Dies zeigt Ihnen deutlich, daß ich Ihre Anſichten und Ideen prüfe. Oefterer freilich kommt es vor, daß ich wirklich auch ſelbſt, und gänzlich nach eigener Prüfung, mit Ihren Meinungen übereinſtimme, und dann ſage ich es allerdings gern und erwähne die Uebereinſtimmung beſonders, weil ich mir nicht nur denke, ſondern es auch weiß, daß ſie Ihnen Freude macht. So iſt es in dem, was den Gehalt Ihrer Meinungen, Empfindungen und Wünſche betrifft. Die Form iſt wenigſtens gewiß von allem Zwange der Höflichkeit frei, von aller Abſichtlichkeit, aber der Wunſch kleidet ſich in Bitte, und der Widerſpruch, wo er eintritt, ſchleift wenigſtens das ab, was er Schroffes und Eckiges haben könnte. Das alles iſt natürlich in einem Verhältniß, deſſen Grundlage Gleichheit der Perſönlichkeit iſt. Der wahre, aufrichtige und herzliche Antheil, den ich, liebſte Charlotte, an Ihnen und Ihren Schickſalen nehme, bürgt ſchon dafür, daß dieſe Herzlichkeit ſich auch im Ausdruck wiedergiebt, und die Kälte vermieden wird, welche eine gewiſſe Höflichkeit allerdings mit ſich führt. Dieſe Kälte iſt mir, wenn nicht das Verhältniß zu den ganz und abſolut Gleichgültigen gehört, in der Seele verhaßt, und ich verſtatte ihr nur in Geſchäften und im alltäglichſten Geſellſchaftsleben Raum. Außer dieſen Sphären, die es außerdem gut iſt, ſo fern es immer gehen mag zu halten, dulde ich dieſe Kälte, die noch dazu immer mit Leerheit verbunden iſt, gewiß nicht. Aber in der Art der Höflichkeit, die

gerade dem Vertrauungsvollen und Herzlichen nichts nimmt, gehe ich allerdings vielleicht weiter als Andere. Das ist mir angeboren, und wenn mich jemand mit meinen Töchtern sähe, würde er, außer am Du nennen, auch nicht gleich merken, daß ich der Vater wäre. Ich meine es darum nicht weniger vertrauungsvoll, habe auch keine Grundsätze darüber, aber wüßte es kaum anders zu machen.

Ich will hier schließen. Für Ihr nächstes Schreiben weiß ich Ihnen leider in diesem Augenblicke keine bestimmte Adresse zu geben. Hier bleibe ich zu kurz, um noch einen Brief zu empfangen; es thut mir sehr leid, daß ich diesmal länger Ihre Briefe entbehren werde. Ich bitte Sie, mir zu schreiben, aber erst den Brief abzuschicken, wenn ich Ihnen wieder schreibe. Dies geschieht unmittelbar nach meiner Ankunft in Berlin, oder auch früher, wenn ich meine Ankunft sicher berechnen kann.

Mit den Gesinnungen der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Sechzigster Brief.

Glogau, den 9. Mai 1826.

Meine Reise, liebe Charlotte, hat sich über meine Erwartung verzögert, ich bin aber nun auf der Rückreise nach Berlin, und schreibe Ihnen von hier, da ich früher, als ich dachte, hier angekommen bin, und doch nicht weiter reisen mag, sondern hier übernachten will. Es ist sehr lange her, daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten habe. Es war mir, so sehr leid es mir that, unmöglich Ihnen einen Ort anzugeben, wo mich Ihre Briefe mit Gewißheit gefunden hätten. Mein Aufenthalt war wechselnd, und obgleich ich vierzehn Tage in Ottmachau war, sah ich auch das nicht voraus, sondern meine Geschäfte zogen sich nur so von einem Tage zum andern hin. Jetzt bitte ich Sie, liebe Charlotte, mir den 23. dieses Monats zu schreiben, da trifft mich der Brief gewiß in Berlin, wohin Sie wie gewöhnlich adressiren. Ich hoffe, daß alsdann nicht wieder eine solche Unterbrechung unsers Briefwechsels stattfinden soll, da ich immer sehr ungern Ihre Briefe und Nachrichten entbehre. Ich fürchte, daß Ihnen das kalte und unfreundliche Wetter Uebelbefinden zugezogen hat. Es war hier wenigstens — ich meine in Schlesien — sehr rauh und gar nicht der Jahreszeit gemäß. Aus Berlin höre ich dieselben Klagen, aber seit drei, vier Tagen hat es sich geändert, und heute war ein warmer, schöner Sonnenschein, der mich von früh bis Abend im Fahren begleitet hat.

Himmel und Erde boten einen sonderbaren Contrast dar. Die Luft war ruhig, der Himmel blau, nur mit leichten Wolken hie und da bedeckt, die Sonne selten, nur auf Augenblicke, versteckt. Dagegen hatte die Erde keinen so friedlichen Anblick. Ich mußte auf einer Fähre über die Oder gehen, und mein Weg führte mich auch stundenlang an dem Ufer des Stromes hin, den ich erst hier verlassen habe. Vorgestern und gestern war der Fluß ungewöhnlich gestiegen, große Felder waren überschwemmt, Dörfer wurden ausgeräumt, die Menschen waren überall in Bewegung, der Flut zu wehren, die Dämme zu erhöhen und Vorkehrungen aller Art zu treffen. Menschen konnte nicht leicht ein Unglück begegnen, da die weite Wasserfläche, außer in der Strömung selbst, ruhig und still war. Es sah wunderbar aus, wie das Gebüsch aus dem Wasser hervorblickte. Seit dem Jahr 1813 hat man keine so große Flut hier gehabt. Die unfreundliche kalte Jahreszeit hat vermuthlich den Schnee in den hohen Gebirgen vermehrt und die Wärme einiger darauf folgenden Tage zu schnellem Schmelzen gebracht. So erklärt man sich wenigstens hier das schnelle unbegreifliche Anschwellen des Wassers. Die Zeitungen erwähnen diese Ueberschwemmungen gewiß, und Sie werden darin davon lesen. Es ist aber wohl möglich, fällt mir ein, wie ich dies schreibe, daß Sie, liebe Charlotte, keine Zeitungen lesen. Ich würde dies wenigstens sehr begreiflich finden, schon wenn ich Sie nach mir beurtheile. Ich habe wirklich seit dem 29. März, wo ich Berlin verließ, keine Zeitung angesehen, wenn ich ein paar Blätter ausnehme, die mir zufällig in die Hand gefallen sind. Mein Leben kann innerlich und äußerlich recht gut fortgehen, ohne daß ich in Berührung mit dem bin, was man Weltbegebenheiten nennt. Wenn die wirklich großen

sich ereignen, und die Kunde davon gewiß ist, erfährt man es, ohne die Zeitungen zu lesen, und alle kleinen aufzusammeln, oder die großen von ihrem Entstehen an zu verfolgen, oder dem Schwanken der Nachrichten über sie Monate lang nachzugehen, hat kein erhebliches Interesse für mich und ermüdet bald meine Geduld. Auch in den Weltbegebenheiten und den Ereignissen, die ganze Staaten erleben, bleibt doch immer das eigentlich Wichtige dasjenige, was sich auf die Thätigkeit, den Geist und die Empfindung Einzelner bezieht. Der Mensch ist einmal überall der Mittelpunkt und jeder Mensch bleibt doch am Ende allein, so daß nur, was in ihm war und aus ihm ausgeht, auf ihn Wichtigkeit ausübt. Wie der Mensch im Leben auf Erden mitempfindend, wirksam, theilnehmend, immer sich gesellig entwickelnd ist, so macht er den größern Weg, der über die Grenzen der Irdischkeit hinaus reicht, doch allein, und keiner kann ihn da begleiten, wenn auch freilich in allen Menschen die Ahnung liegt jenseits des Grabes die wiederzufinden, die vorangegangen sind, und die um sich zu versammeln, die nach uns übrig bleiben. Kein gefühlvoller Mensch kann dieser Ahnung, ja dieses sichern Glaubens entbehren, ohne einen großen Theil seines Glückes und gerade den edelsten und reinsten, aufzugeben, und auch die heilige Schrift rechtfertigt ihn. Ja, man kann ihn in einigen Schriftstellen als eine ausgemachte und zu den trostreichen Lehren des Christenthums wesentlich gehörende Wahrheit aufgestellt finden. Allein, das ändert in dem, was ich erst sagte, nichts ab. Ich meinte nämlich, daß hier auf Erden alles, was sich auf andere, und im Ganzen auf künstlich eingerichtete Institute bezieht, doch nur in sofern dem Menschen wahren Gewinn bringt, als es in den Einzelnen eingeht. Alles Erhöhen der Bildung, alles

Verbeſſern der Dinge und der Einrichtungen auf Erden, alle Vervollkommnung der Staaten und der ganzen Welt ſelbſt beſteht nur in der Idee, in ſofern es ſich nicht im einzelnen Menſchen ausſpricht, und darum nehme ich in allen, auch den größten Weltbegebenheiten immer den Einzelnen, ſeine Kraft zu denken, zu empfinden und zu handeln heraus. Die Allgemeinheit der Begebenheit macht nur, daß ſie zugleich auf Viele ſo wirkt, oder durch ein ſolches Wirken Vieler entſteht, und die Größe der Begebenheit, daß ſie außerordentliche und ungewöhnliche Kräfte in Bewegung ſetzt oder zu Urhebern hat. Dadurch verknüpft ſich denn auch das Privatleben mit dem öffentlichen. Was man in dieſem an dem einzelnen Menſchen bemerkt, findet ſich auch, nur anders, durch andere Triebfedern in Bewegung geſetzt, zu andern Handlungen anregend, in jenen. Es iſt nur der Schauplatz, der ſich ändert, das Schauſpiel, der Gegenſtand, an dem man ſich erfreuet, iſt derſelbe. Sieht man ſo die öffentlichen Ereigniſſe an, ſo gewinnen ſie, wenigſtens in meinen Augen, ein höheres und lebendigeres Intereſſe. So aber können die Zeitungen ſie eigentlich gar nicht, oder nur höchſt ſelten liefern. — Bei dem, was ich vorher von dem Wiederfinden nach dem Tode ſagte, fällt mir ein rührender Vers ein, den ich vor einigen Tagen beim Spazierengehen auf einem Dorfkirchhofe fand. Eine Frau, die Mutter und Großmutter geweſen war, war mit ihren Kindern und Enkeln redend und für ſie betend eingeführt, und das Gebet ſchloß mit den Worten: „Behüte ſie, Gott, vor Ungemach, und bringe ſie mir ſtille nach!“ Dieſer Ausdruck hat etwas ungemein Naives und Ergreifendes. Ich vermuthe, daß die beiden Verſe ſchon in ältern Geſangbüchern vorkommen, die in der Regel ſchönere und kräftigere Lieder, als die neuern haben, und ſo ſind ſie

Ihnen vielleicht bekannt. Ich habe eine eigene Neigung zu Kirchhöfen, und gehe nicht leicht an einem vorüber, ohne ihn zu besuchen. Vor allem liebe ich sie, wenn sie mit großen und alten Bäumen bepflanzt sind, auch nur einer oder der andere solcher Bäume darauf steht. Das grünende Leben verbindet sich so schön mit den schlummernden Todten. Die schönsten Kirchhöfe sah ich in dieser Art in Königsberg in Preußen. Sie haben ganze Reihen der schönsten, größten und kräftigsten Linden. Ich brachte einen Theil des Jahres 1809 in Königsberg zu, und versäumte nicht leicht einen schönen Sommernachmittag, auf einem dieser Kirchhöfe herumzugehen. In Rom liegt der der Fremden, die nicht katholisch sind, auch sehr schön, und hat auch eine antike Pyramide, auch ein Grabmal, die zufällig da stehen.

Wenn ich nach Berlin komme, bleibe ich nur kurze Zeit da, und gehe dann nach Tegel, theils weil ich den Ort liebe und von dem umgeben bin, was ich liebe, theils der ungestörten Ruhe wegen, in der ich dort wieder arbeiten kann. Auf der Reise und bei wechselndem Aufenthalt thut man immer wenig, und hat nur eine solche Geschäftigkeit, bei der man für den Geist eigentlich immer unthätig ist.

Leben Sie wohl, liebe Charlotte, mit herzlicher Theilnahme und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Einundſechzigſter Brief.

Berlin.

Ich bin ſehr wohl, aber unendlich beſchäftigt, da ich Arbeiten, die ich ſchon ſeit Jahren vorbereitet habe, endlich zu endigen denke. Ich habe mir für die nächſten Jahre einen regelmäßigen Plan darüber gemacht, und werde ihnen jetzt, wie ich es ſeit einigen Wochen thue, alle meine freie Zeit widmen.

Die Witterung iſt ſo ſchön, wie ſie ſelten bei uns, in unſerm nördlichen Klima iſt; man fühlt ſich dann geiſtig wie körperlich heiter, und mehr als gewöhnlich aufgelegt zu geiſtigen Beſchäftigungen. Es iſt gewiß ein beneidenswürdiger Vorzug der ſüdlichern Himmelsſtriche, ſich einer größern Gleichheit der Temperatur zu erfreuen. In anderer Hinſicht iſt dieſe Gleichheit der Natur wieder freudenloſer und vielleicht gar in geiſtiger Hinſicht nachtheilig. Die Ankunft des Frühlings iſt keine ſolche reine und mit Ungeduld erwartete Begebenheit, da ihm der Winter gar nicht ſo unähnlich iſt. Dies wirkt natürlich auf die Seele, und wenn man annehmen kann, wie ich es wenigſtens für ſehr wahr halte, daß jede leidenſchaftliche oder doch tiefere Empfindung ihren urſprünglichen Grund in Eindrücken der äußern großen Natur, auch ohne daß wir es ſelbſt im Einzelnen bemerken, hat, ſo kann einen es wohl bedünken, daß die Sehnſucht gar nicht ſo in der Seele und

dem Gemüthe südlicher Völker tiefe Wurzeln schlagen könne, wie unter uns, wo seit unserer Kindheit jedes Jahr die große und tiefe, aus der dumpf verschließenden Starrheit des Winters nach dem neu sprießenden und grünenden Erwachen der Natur zurückführt. Dies muß dann aber, da nichts in der Seele allein steht, auch auf die ganze Empfindungsart zurückwirken, und so mag es entstehen, daß auch in unsern Dichtern alles mehr in contrastirenden Farben, mehr mit Schattenmassen, die das Licht bekämpfen, aufgetragen wird, daß vieles freilich düsterer, finsterer ist, aber auch alles tiefer, ergreifender, und bei jeder noch so kleinen Veranlassung mehr aus dem Licht der äußern Natur in das Dunkel und in die Einsamkeit des innern Gemüths zurückführend erscheint. Die Stärke der Empfindung und der Leidenschaft, die dort als Glut flammt, hat hier eine andere Art des Feuers, ein mehr innerlich geheim kochendes und langsam verzehrendes. Diese Empfindung, diese Sehnsucht wird noch dadurch vermehrt, daß wir in diesen wenig Reize darbietenden Himmelsstrichen auf jene immer wie auf ein Paradies hinblicken, das uns, wenigstens auf längern und beständigen Wohnsitz, versagt ist. Das bringt in allen, hauptsächlich mit geistigen Dingen beschäftigten Menschen eine zweite große Sehnsucht hervor, die nur wenigen fremd ist. Denn wer sich hier auch noch so wohl fühlt und auch nie einen andern Himmelsstrich gesehen hat, kann doch nichts anders, als empfinden, daß es schönere giebt, und in jeder Art von der Natur reicher begabte. Es kann damit immerhin verbunden sein, daß er doch nicht seinen Aufenthalt mit einer Reise vertauschen würde, er kann in Dingen, die er wieder dort entbehren müßte, eine Entschädigung finden, allein darum ist das Anerkennen, daß ihm das minder Schöne zu

Theil geworden ist, immer gleich gewiß, und davon kann eine Sehnsucht, wenigstens auf Augenblicke, nicht getrennt sein. Auch ist sie in allen deutschen und englischen Dichtern und spricht sich gleich aus, wie der Zusammenhang Gelegenheit dazu darbietet. Es hat, wenn man das viel Größere mit dem viel Geringern vergleichen dürfte, eine Aehnlichkeit mit der Sehnsucht nach einem mehr von sinnlichen Schranken befreiten Dasein, die in jeder höher gestimmten Seele wirklich vorhanden ist, ohne daß man doch darum gerade das Leben augenblicklich zu verlassen wünscht.

Die Einseitigkeit ist etwas ganz Relatives, und im Manne, der sich nach einer großen Menge von Gegenständen hinwenden soll, kann sie wohl zu fürchten sein. Frauen aber haben, wie man es recht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, sie gewinnen meistentheils gerade dadurch, daß sie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerm Umfang und größerer Tiefe zusammenziehen, und es ist also bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einseitigkeit nicht schädlich. Ich erinnere mich früher zwei Frauen gekannt zu haben, die mit allen Mitteln versehen, sich in dem bewegtesten Leben zu regen, aus reiner Neigung und ohne Unglücksfälle eine solche Einsamkeit bewahrten, daß es auch dem Einzelnen schwer wurde ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht das mindeste an Interesse eingebüßt hatten.

Sie berühren mit Widerwillen manche Laster in gewissen Beziehungen und Folgen, und wollen meine Ansichten darüber. Ich gestehe, daß ich die Ansicht nicht liebe und nicht sonderlich billigen kann, wo man die Sittlich-

keit so in einzelnen Tugenden zerlegt, welche man einzelnen Lastern gegenüberstellt. Es scheint mir eine durchaus verkehrte und falsche. Ich wüßte nicht zu sagen, wer unter den Hoffärtigen, Geizigen, Verschwenderischen, Wollüstigen mir der am meisten Verhaßte sei. Es kann es nach Umständen jeder sein; denn es kommt auf die Art an, wie es jeder ist. Ich gehe in meiner Beurtheilung der Menschen gar nicht darauf, sondern auf die Gesinnung, als den Grund aller Gedanken, Vorsätze und Handlungen, und auf die gesammte Geistes- und Gemüthsstimmung. Wie diese pflichtmäßig oder pflichtwidrig, edel oder unedel ist, das allein entscheidet bei mir. Haben zwei oder drei Menschen in demselben Grade eine unedle, selbstsüchtige gemeine Gemüthsart, so ist es mir sehr einerlei, in welchem Laster sich diese äußert. Das eine oder andere kann schädlicher oder unbequemer sein, aber alle diese Untugenden sind dann gleich schlecht und erbärmlich. Und eben so ist es mit den Tugenden. Es kann Einer gar keine Unsittlichkeit begehen, manche Tugend üben, und dagegen ein anderer z. B. durch Stolz oder Heftigkeit oder sonst fehlen, und ich würde doch, wenn der Letztere, was sehr gut möglich ist, eine höhere und edlere Gesinnung hegt, ihn vorziehen. In der Gesinnung aber kommt es auf zwei Punkte an, auf die Idee, nach und aus welcher man gut ist, und auf die Willensstärke, durch die man diese Idee gegen die Freiheit oder Leidenschaftlichkeit der Natur geltend macht. Die erbärmlichen Menschen sind die, die nichts über sich vermögen, nicht können, was sie wollen, und die, welche selbst, indem sie tugendhaft sind, niedrige Motive haben, Rücksichten auf Glück und Zufriedenheit, Furcht vor Gewissensbissen, oder gar vor künftigen Strafen. Es ist recht gut und nützlich, wenn die Menschen auch nur aus diesen Gründen nicht sündigen, aber

wer auf Gesinnung und Seelenzustand sieht, kann daran keinen Gefallen haben. Das Edle ist nur dann vorhanden, wenn das Gute um des Guten willen geschieht, entweder als selbst-erkanntes und empfundenes Gesetz aus reiner Pflicht, oder aus dem Gefühl der erhabenen Würde und der ergreifenden Schönheit der Tugend. Nur diese Motive beweisen, daß wirklich die Gesinnung selbst groß und edel ist, und nur sie wirken auch wieder auf die Gesinnung zurück. Tritt, wie das bei gutartigen Gemüthern immer der Fall ist, die Religion dazu, so kann auch sie auf zweierlei Art wirken. Die Religion kann auch nicht in ihrer wahren Größe gefühlt, noch von einem niedrigen Standpunkte aus gewonnen werden. Wer Gott selbst nur in Rücksicht auf sich dient, um wieder dafür Schutz, Hülfe und Segen von ihm zu erhalten, um gleichsam von ihm zu fordern, daß er sich um jedes einzelne Lebensschicksal kümmern soll, der macht doch wieder sich zum Mittelpunkt des Alls. Wer aber die Größe und väterliche Güte Gottes so mit bewundernder Anbetung und mit tiefer Dankbarkeit in sein Gemüth aufgenommen hat, daß er alles von selbst zurückstößt, was nicht mit der reinsten und edelsten Gesinnung übereinstimmt wie der Gedanke, daß, was Pflicht und Tugend von ihm fordern, zugleich der Wille des Höchsten und die Forderung der von ihm gegründeten Weltordnung ist, der hat die wahrhaft religiöse und gewiß tugenhafte Gesinnung.

Ihrer fortgesetzten Lebenserzählung sehe ich, nach dem, was Sie mir sagen, in den nächsten Tagen mit großer Freude entgegen. Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher, antheilvoller Anhänglichkeit, der Ihrige. H.

Zweiundſechzigſter Brief.

Tegel, den 10. September 1826.

Ich habe, liebſte Charlotte, Ihre Briefe, nebſt dem mit Ungeduld erwarteten neuen Heft Ihrer Lebensgeſchichte empfangen, und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es ſind allerdings wenige Blätter, ſie umfaſſen einen kurzen, aber inhaltreichen Zeitraum, aber ich habe ſie nicht nur mit großem Intereſſe, ſondern mit inniger Theilnahme geleſen.

Sie hatten mir ſchon einmal geſagt, daß, als ich Sie in Pyrmont kennen lernte, Sie eigentlich ſchon verſprochen waren, nur noch nicht öffentlich. Es fiel mir damals ſehr auf. Ich hatte, wie wir uns ſahen, keine Ahnung davon. Die Art, wie dieſe Verbindung ſich anknüpfte, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. — Allein, was man in ſolchen Fällen auch denken und ſagen mag, es ſcheint allerdings, wie Sie ſehr richtig bemerken, ein ewiges Verhängniß im Zuſammenhang zu walten, worin niemand dem Schickſal entgehen kann, was ihn für ſeine höhere Beſtimmung entwickeln ſoll, worauf es doch eigentlich ankommt. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß es nicht denkbar iſt, daß die Vorſehung das, was wir Glück und Unglück nennen, einer Berückſichtigung würdige. So troſtlos das auf den erſten Blick ſcheint, ſo erhebend iſt es zugleich, einer höhern Ausbildung werth gehalten zu werden. Es iſt in ſolchen Schickſalen, wie das Ihrige war und ſehr früh begann, ein wunderbarer Zuſammenhang.

Auch wenn man nicht von Andern geſtoßen und getrieben wird, wenn man nicht einmal ſich ſelbſt recht deutlich machen kann, was einen innerlich ſtößt und treibt, nähert man ſich doch einem Ziele, oder zieht eine Fügung über ſich heran, von der man beinahe das Gefühl hat, es ſei beſſer, man ſtieße ſie zurück. Wirklich haben Sie auch weniger gethan, ſich in das Schickſal, das ſich für Sie bereitete, zu verwickeln, als Sie nur ſich haben aus Liebe zu Ihrer Freundin gehen laſſen, und nicht entgegen gearbeitet. Es iſt ungemein häufig der Fall, daß Verbindungen ohne alle Neigung, ja ſelbſt gegen die Neigung, aus allerhand Gründen, mit Empfindungen eingegangen werden, die man oft gar nicht in ſich tadeln kann, die aber doch bei einem ſolchen Schritte nicht leitende ſein ſollten. In mir und nach meiner Weiſe kann ich mir das zwar wenig begreiflich machen. Mir wäre es durchaus unmöglich geweſen, auch nur den Gedanken einer ſolchen Verbindung zu faſſen, wenn ich nicht wirklich die tiefe Ueberzeugung der Empfindung gehabt hätte, daß die, mit der ich mich verbände, die einzige ſei, mit der ich ein ſolches Band eingehen könnte. Der Gedanke der Ehe, ſelbſt auf eine recht gute und verträgliche Weiſe mit gegenſeitiger Achtung und Freundſchaft geſchloſſen, aber ohne das tiefe und das ganze Weſen ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt, war mir immer zuwider, und es wäre meiner ganzen Natur entgegen geweſen, ſie auf eine ſolche Weiſe zu ſchließen. Es iſt zwar wahr, daß die ſo, wie ich es da von mir ſage, geſchloſſenen Ehen die einzigen ſind, in welchen die Empfindungen bis zum Grabe im gleichen Grade, nur in den Modifikationen, welche Jahre und Umſtände herbeiführen, dieſelben bleiben. Es iſt indeß doch recht gut, daß dieſe Art die Sache anzuſehen, nicht die allgemeine

venig Ehen zu Stande kommen würden. Auch viele Ehen, die anfangs recht gleichgültig ge- so daß sich dagegen nicht viel sagen läßt. Fall war es offenbar das Gefühl für Ihre Freun- Sie leitete und das war allerdings ein edles em besten und reinsten im menschlichen Herzen Gerade das aber zeigt sich recht oft, daß die aufopferndsten Gefühle gerade die sind, Schicksale führen. Es ist, als würden höhere und weise Führung die äußern Geschicke in Zwiespalt mit den innern Empfindungen ge- gerade die letztern einen höhern Werth er- höherer Reinheit glänzen, und dem, der sie durch Entbehrung und Leiden theurer werden wohlthätig die Vorsehung waltet, so kommt es r und durchaus auf das Glück der Menschen at immer höhere Zwecke, und wirkt gewiß vor- uf die innere Empfindung und Gesinnung *).

der geisterartigen Warnung ist sehr son- sie wurde Ihnen in dem Moment, wie Sie zuerst Zustimmung zu einer Verbindung niederschrie- in unendliche Leiden verwickelte. Noch son- a sie zugleich eine Todesanzeige Ihrer Mutter

wirklich sich haben so rufen hören, ist nicht Es ist auch eben so sicher, daß kein sterb- Sie gerufen hat in der tokalen, abgeschiedenen

Folgende müßte, als ganz unverständlich außer dem Zu- wegbleiben, allein die dadurch veranlaßten Folgerun- chön, um sie auszuscheiden. A. d. H.

starb genau acht Tage darauf, in demselben Moment, e Stimme sich hatte vernehmen lassen.

Einſamkeit, worin Sie die warnende Stimme vernahmen. In Sich haben Sie die Stimme gehört, wenn ſie gleich Ihr äußeres Gehör zu vernehmen ſchien, und in Ihnen iſt die Stimme erſchallt. Es giebt gewiß Viele, die das nur als eine Selbſttäuſchung erklären würden, die denken, daß der Menſch auf natürlichen Wegen, ohne alle Verknüpfung des Irdiſchen mit dem Geiſterreich, blos durch die innere Bewegung, die in ſeinem Gemüth, ſeiner Einbildung, ſeinem Blut ſelbſt waltet, ſo etwas äußerlich zu vernehmen glaubt. Daß es ſo ſein kann, bisweilen ſo iſt, möchte ich nicht leugnen, wohl aber, daß es nicht auch anders ſein kann, und bei gewiſſen Menſchen unter gewiſſen Umſtänden anders geweſen iſt. Sie ſagen: Ihrer Seele habe ſich in ſpäterer Zeit und nach und nach die Meinung bemächtigt, die Jung-Stilling in ſeiner Theorie der Geiſterkunde (ich habe ſie nicht geleſen) aufſtelle, daß die uns Vorangegangenen, heller ſehenden, mit Liebe uns umgebenden, uns oft gern ſchützenden, warnend uns erkennbar zu werden ſuchten, und dies gern, um tiefere Eindrücke zu bewirken, an bedeutende und wichtige Ereigniſſe knüpften, wo es nur darauf allein ankomme, daß ſie ſich mit uns in Rapport zu bringen vermöchten, was allein davon abhänge, in welcher Entbundenheit der geiſtige Zuſtand von den äußern Sinnen ſich befinde. In dieſem entbundenen Zuſtand, worin ſich gewiß niemand eigenwillig bringen kann, glauben Sie vielleicht in jener Stimmung geweſen zu ſein, wo Sie über alle gewöhnlichen Rückſichten hinaus Ihre Entſchließungen niedergeſchrieben haben. Dieſe Ihre Bemerkungen ſind tief gedacht und empfunden. Es giebt unleugbar ein ſtilles, geheimnißvolles, mit irdiſchen Sinnen nicht zu faſſendes Gebiet, das uns, ohne daß wir es ahnen, umgiebt, und warum ſollte da nicht auf Augenblicke

ist, da sonst wenig Ehen zu Stande kommen würden. Auch gelingen so viele Ehen, die anfangs recht gleichgültig geschlossen werden, so daß sich dagegen nicht viel sagen läßt. In Ihrem Fall war es offenbar das Gefühl für Ihre Freundin, das Sie leitete und das war allerdings ein edles und aus dem besten und reinsten im menschlichen Herzen sprießendes. Gerade das aber zeigt sich recht oft, daß die besten, edelsten, aufopferndsten Gefühle gerade die sind, die in unglückliche Schicksale führen. Es ist, als würden durch eine höhere und weise Führung die äußern Geschicke absichtlich in Zwiespalt mit den innern Empfindungen gebracht, damit gerade die letztern einen höhern Werth erlangen, in höherer Reinheit glänzen, und dem, der sie hegt, eben durch Entbehrung und Leiden theurer werden sollten. So wohlthätig die Vorsehung waltet, so kommt es ihr nicht immer und durchaus auf das Glück der Menschen an. Sie hat immer höhere Zwecke, und wirkt gewiß vorzugsweise auf die innere Empfindung und Gesinnung *).

Die Geschichte der geisterartigen Warnung ist sehr sonderbar — sie wurde Ihnen in dem Moment, wie Sie zuerst bestimmt Ihre Zustimmung zu einer Verbindung niederschrieben, die Sie in unendliche Leiden verwickelte. Noch sonderbarer, da sie zugleich eine Todesanzeige Ihrer Mutter war **).

Daß Sie wirklich sich haben so rufen hören, ist nicht abzuleugnen. Es ist auch eben so sicher, daß kein sterblicher Mensch Sie gerufen hat in der totalen, abgeschiedenen

*) Das Folgende müßte, als ganz unverständlich außer dem Zusammenhange, wegbleiben, allein die dadurch veranlaßten Folgerungen sind zu schön, um sie auszuscheiden. A. d. H.

**) Diese starb genau acht Tage darauf, in demselben Moment, wo die warnende Stimme sich hatte vernehmen lassen.

Einsamkeit, worin Sie die warnende Stimme vernahmen. In Sich haben Sie die Stimme gehört, wenn sie gleich Ihr äußeres Gehör zu vernehmen schien, und in Ihnen ist die Stimme erschallt. Es giebt gewiß Viele, die das nur als eine Selbsttäuschung erklären würden, die denken, daß der Mensch auf natürlichen Wegen, ohne alle Verknüpfung des Irdischen mit dem Geisterreich, blos durch die innere Bewegung, die in seinem Gemüth, seiner Einbildung, seinem Blut selbst waltet, so etwas äußerlich zu vernehmen glaubt. Daß es so sein kann, bisweilen so ist, möchte ich nicht leugnen, wohl aber, daß es nicht auch anders sein kann, und bei gewissen Menschen unter gewissen Umständen anders gewesen ist. Sie sagen: Ihrer Seele habe sich in späterer Zeit und nach und nach die Meinung bemächtigt, die Jung-Stilling in seiner Theorie der Geisterkunde (ich habe sie nicht gelesen) aufstelle, daß die uns Vorangegangenen, heller sehenden, mit Liebe uns umgebenden, uns oft gern schützenden, warnend uns erkennbar zu werden suchten, und dies gern, um tiefere Eindrücke zu bewirken, an bedeutende und wichtige Ereignisse knüpften, wo es nur darauf allein ankomme, daß sie sich mit uns in Rapport zu bringen vermöchten, was allein davon abhänge, in welcher Entbundenheit der geistige Zustand von den äußern Sinnen sich befinde. In diesem entbundenen Zustand, worin sich gewiß niemand eigenwillig bringen kann, glauben Sie vielleicht in jener Stimmung gewesen zu sein, wo Sie über alle gewöhnlichen Rücksichten hinaus Ihre Entschließungen niedergeschrieben haben. Diese Ihre Bemerkungen sind tief gedacht und empfunden. Es giebt unleugbar ein stilles, geheimnißvolles, mit irdischen Sinnen nicht zu fassendes Gebiet, das uns, ohne daß wir es ahnen, umgiebt, und warum sollte da nicht auf Augenblicke

der Schleier reißen und das vernommen werden können, wozu in dieſem Leben keine vernehmbare Spur führt? Sie wurden hier in dem Augenblicke gewarnt, wie Sie einen bis dahin nur Ihnen bekannten Gedanken niederſchreiben wollten, einen Federzug thun, der Ihr Leben in vielfache und unglückſelige Verwickelung ziehen ſollte, Sie wurden mit der Stimme gewarnt, die bald nicht mehr ſein ſollte, und es wurde, wie Sie bemerken, um ſicherer Sie zum Nachdenken zu führen, der Moment bedeutend bezeichnet, da Ihre Mutter gerade in demſelben Moment acht Tage nachher ſtarb. Das war offenbar nicht von dieſer Welt. Es war eines der Zeichen, die ſelten, aber doch bisweilen kund werden, von dem, was eine im Leben unüberſteigbare Kluft von uns trennt. Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie dies nicht übergangen haben.

Es iſt unverkennbar, ſichtbar und begreiflich, daß Sie ſich zu ſehr angeſtrengt haben, um der übernommenen Beſtellung zu genügen. Obwohl ich Ihre Ausdauer ſehr hoch ehre, thut es mir zugleich leid; ſchonen Sie ſich, ich bitte Sie. Ich würde gern dazu beitragen. Ich möchte Sie einer größern Muße theilhaftig wiſſen, woran Sie von allen Seiten Anſpruch haben — ich fürchte immer, Sie werden eine größere Ausdehnung Ihres Unternehmens nicht durchführen können, es gehört dazu mehr merkantiliſcher Geiſt, und jüngere Kräfte und Jahre. Es iſt gewiß beſſer in dem beſchränkten Wirkungskreis, wie bisher zu bleiben. Ich bitte Sie, mir den 26. d. M. zu ſchreiben. Für heute Adieu, liebſte Charlotte. Mit unwandelbarem Antheil und Anhänglichkeit, der Ihrige. H.

Dreiundſechzigſter Brief.

Tegel, im October 1826.

Ihr ausführlicher Brief vom 16. September iſt ſchon mehrere Tage in meinen Händen. Er hat mir ſehr viel Freude gemacht, und es iſt mir ſehr angenehm geweſen, daraus zu erſehen, daß der meinige Ihnen Stoff zu regem Nachdenken und zu tröſtenden, erhebenden und heitern Empfindungen gegeben hat. Ich ſelbſt lebe wenig oder gar nicht in äußern Dingen, es begegnet mir, außer in wiſſenſchaftlichen Dingen, die eigentlich ausſchließlich meine Thätigkeit in Anſpruch nehmen, ſelten etwas von Andern, woraus ich etwas für mich zu nehmen wüßte. So entſteht, was ich von Grundſätzen, Maximen und Lebensanſichten in mir trage, im genaueſten Verſtande aus mir, und ſo begreife ich, daß, wie Sie von einigen in meinem letzten Brief enthaltenen Ideen ſagen, Andern in meiner Vorſtellungsweiſe manches neu ſein kann. Es iſt darin durchaus kein Verdienſt einer höhern oder tiefern Anſicht, es entſpringt nur aus der Abgeſchloſſenheit, in der ich, wie ich im buchſtäblichen Verſtande ſagen kann, außer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, blos mit mir ſelbſt lebe, und blos mit mir ſelbſt beſchäftigt bin. Wer mit mir lebt, würde dieſe Aeußerung vielleicht in einer Art von Widerſpruch finden mit meinem Leben. Denn meine äußere Lage bringt es mit ſich, daß ich doch viel Leute ſehe, daß ich, theils mit ihnen, theils entfernt von ihnen, für mich in ihre Lage

und Bedürfniſſe eingehe, und mich alſo momentan, auch wenn ſie mir nicht näher ſtehen, mit ihnen beſchäftige. Allein ich habe eine Gewohnheit darin erlangt, daß mich das in meinem innern Leben wenig oder gar nicht ſtört, oder nur unterbricht, ja daß oft, indem ich ein langes Geſpräch führe, meine innere Ideenreihe darum immer ganz entfernt vom Geſpräch fortgeht, ohne daß ich deshalb zerſtreut erſcheine.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, wie ich das meinte, wenn ich ſagte, daß die Stimme, die Sie an jenem Novemberabend rief, eigentlich in Ihnen erſchallte, da Sie dieſelbe doch deutlich hinter ſich vernahmen. Recht ordentlich zu erklären iſt ſo etwas eben nicht, ich möchte hierin auch meine Anſicht nicht für die ausgemacht wahre ausgeben, aber ich habe über alles, was man Geiſter und Geiſtererſcheinungen nennt, einen Glauben, der, wenn ich ſo ſagen darf, den Glauben und Unglauben daran gewiſſermaßen mit einander vereinigt. Ich glaube, daß Menſchen ſolche Erſcheinungen in Tönen und Geſichten und auf jede Weiſe haben können, und daß dies gar nicht Einbildungen einer blos erhitzten Einbildungskraft, Täuſchungen und ſo zu ſagen wachende Träume ſind. Ich würde es kaum ſonderbar finden, wenn mir ſelbſt etwas dieſer Art begegnete. Ich halte alſo dieſe Erſcheinungen für etwas Wirkliches, durch eine überirdiſche Macht Hervorgebrachtes, nur daß man freilich ſehr genau prüfen muß, ob in dem einzelnen Fall die Erſcheinung wirklich eine von der gewöhnlichen Ideenverbindung verſchiedene und keine bloße Abirrung dieſer Ideenverbindung, oder bloße Vorſtellung der Phantaſie war. Dagegen glaube ich nicht, daß ſolche Töne oder Geſichte eben ſo außer demjenigen vorgehen, welcher ſie vernimmt, als wie wenn ein leiblicher Menſch ruft oder auftritt. Daher bin ich auch etwas ungläubiger gegen ſolche

Geſchichten, wo ein Geräuſch von mehrern gehört wird. Sind es nur zwei, ſo kann die Gleichheit der innern Seelenſtimmung wohl gleichzeitige innere Erſcheinungen hervorbringen. Für innerlich halte ich alſo Erſcheinungen, von denen nicht wirkliche Beweiſe des Gegentheils da wären, aber ſo für innerlich, daß ſie im Innern immer auch durch eine überirdiſche Macht eingeführt und geweckt werden, und daher der Menſch, der ſie erfährt, weil ihn das Bewußtſein überirdiſcher Gegenwart und von nicht aus ihm kommender Einwirkung ergreift, ſie nothwendig außer ſich ſetzt. Wie viel auch ſchon über dieſe Sache geſtritten worden iſt, ſo kann man doch nicht ableugnen, daß etwas wirklich Innerliches von dem, dem es begegnet, als durchaus äußerlich betrachtet werden kann, und der höhern überirdiſchen Macht iſt die Hervorbringung einer Erſcheinung eben ſo möglich, wenn ſie in der That eine gewiſſermaßen körperlich äußere, als wenn ſie eine idealiſch innere iſt.

Der Gedanke einer verfolgenden Macht würde mir immer fremd ſein. Ich habe mich niemals mit den Vorſtellungen vertragen können, die eines ſolchen, allem Guten feindſeligen, am Böſen Gefallen findenden Weſen Daſein annehmen. Im Neuen Teſtament halte ich die dahin einſchlagenden Stellen nur für bildliche, ſich an die Vorſtellungen des Judenthums anſchließende Ausdrücke, für das Böſe, das der Menſch, auch wenn er gut iſt, und ſich ganz ſchuldlos glaubt, doch immer in ſich zu bekämpfen hat. Es giebt unleugbar Perſonen, welchen mehr Widerwärtiges, als Glückliches begegnet, und auch die ſehr Glücklichen haben kürzere oder längere Perioden, wo der Verlauf der Umſtände ihnen nicht zuſagt, und ſie gegen den Strom zu ſchwimmen genöthigt ſind. Dies liegt aber, auch wo es gar nicht eigene Schuld, oder Folge unrichtig berech-

neter Verfahrungsweise ist, in der natürlichen Verkettung der Umstände, wo das allgemein Nothwendige oder Unvermeidliche dem Interesse des Einzelnen zuwider ist. Sehr oft, und dies ist mir bei weitem wahrscheinlicher, kann es auch Fügung der mit weiser und immer wohlthätiger Strenge heilsam züchtigenden und prüfenden Vorsehung sein; denn die Züchtigung überirdischer und übermenschlicher Weisheit setzt nicht gerade immer Schuld voraus. Es kann in den Wegen und Pfaden der über alle menschliche Vernunft hinausreichenden Einsicht liegen, auch ohne Verschulden, zur bloßen heilsamen Zurückführung auch den ganz Schuldlosen zu züchtigen. Auch ist der Beste, wenn er nur die Selbstprüfung mit gehöriger Strenge anstellt, nicht von Flecken rein, und es können in seinen bewußtlosen Empfindungen solche liegen, die ihn zur Schuld führen würden, wo aber der Schuld durch die heilsam angebrachte Züchtigung vorgebeugt wird. Der Mensch selbst ist zu kurzsichtig und sein Blick zu trübe, dies einzusehen, allein die in der Höhe waltende Macht durchschaut es, und weiß es zu lenken und zum Besten zu kehren. Alles dies pflege ich mir zu sagen, oft ohne äußere Veranlassung, allein auch besonders da, wo, wie's auch mir geschieht, das Schicksal den Wünschen entgegenwirkt, und eine Periode der Widerwärtigkeit oder des wahren Unglücks eintritt. Ich werde dann vorsichtiger als sonst im Handeln, und ohne mich im geringsten beugen oder betrüben zu lassen, suche ich durchzusteuern, so gut es gehen will. Wenn ich sage, ohne mich zu betrüben, so meine ich damit nicht, daß mich die einzelnen Unfälle nicht betrüben sollten (was unvermeidlich ist), sondern nur, daß ich ihr Eintreten überhaupt, die Wendung vom Glück zum Gegentheil nicht als etwas Feindseliges, sondern als etwas Natürliches, mit dem Weltgang und der menschlichen Natur eng Ver-

bundenes, oft ſogar Heilbringendes nehme. Nach dieſer in mir feſtgewordenen Anſicht kann ich an eine verfolgende oder gar nur neckende Macht nicht glauben. Ich geſtehe, daß ich einen ſolchen Glauben nicht einmal bei Andern dulden oder unangefochten laſſen könnte. Es iſt eine finſtere, beengte Vorſtellung, die der Güte der Gottheit, der Größe der Natur und der Würde der Menſchheit widerſpricht. Dagegen hat der Glaube an eine, unter Zulaſſung und Leitung der höchſten, untergeordnete, ſchützende Macht etwas Schönes, Beruhigendes und den reinſten und geläutertſten Religionsideen Angemeſſenes. Ich möchte ihn daher niemand rauben, der durch ſeine Natur angeregt wird, ihn zu haben und zu hegen. Mir iſt er jedoch nicht eigen, und er gehört auf alle Fälle zu denjenigen religiöſen Vorſtellungen, die nicht allgemein geboten ſind, ſondern bei denen es auf die individuelle Neigung und Stimmung ankommt.

Es wird mich ſehr freuen, wenn Sie Zeit und Stimmung haben, Ihre Lebenserzählung fortzuſetzen. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie feſt auf die Dauer der Geſinnungen, die Ihnen immer von mir gewidmet bleiben. Ihr H.

Vierundſechzigſter Brief.

Berlin, den 8. November 1826.

Sie ſehen an der Ueberſchrift dieſes Briefes, liebe Charlotte, daß ich das Land verlaſſen habe und wieder in die Stadt gezogen bin. Es wäre dies ſchon eine Woche früher geſchehen, wenn nicht außergewöhnliche Abhaltungen eingetreten wären. Ich verlaſſe das Land immer ungern, auch der Winter hat ſeine Freude, und ich entbehre ungern den Anblick der Marmor- und Gypsgeſtalten, die mich in Tegel umgeben. Indeß hindern mich andere häusliche Umſtände, den ganzen Winter auf dem Lande zu bleiben, und im Grunde lebe ich hier viel mehr noch an meine Stube gebannt, da ich auf dem Lande öfterer im Freien bin. Auch haben wir unſere Gemälde in der Stadt. Denn um nicht beides zugleich zu vermiſſen, laſſen wir die Gemälde das ganze Jahr hier, ſo wie die Bildhauerwerke feſt in Tegel ſtehen.

Ihr lieber Brief hat mir große Freude gemacht, weil er in den Inhalt meines letzten eingeht und demſelben Gründe und Behauptungen entgegenſtellt. Es iſt ſehr natürlich und begreiflich, daß unſere Anſichten bisweilen aus einander gehen müſſen, es liegt das zuerſt im Geſchlecht, dann in der Lebensweiſe und den einmal angenommenen Gewohnheiten. Ein Mann, und noch mehr einer, der oft in Verhältniſſen war, in denen er gegen Gefahr und Ungemach nur bei ſich Schutz und Rath ſuchen konnte, muß mehr

von der Selbſtändigkeit erwarten und mehr auf ſie bringen. Er muß ſich zutrauen, mehr ertragen, Schmerz und Unglück (von denen kein Menſch frei iſt, und zu denen Geſchäfte und für Andere übernommene Verantwortlichkeit auch empfindlichere Gelegenheiten darbieten, als in einfachern Lagen vorkommen können) mit mehr Gleichgültigkeit anſehen, um ſie mehr durch ſich ſelbſt bezwingen zu können. Indeß müſſen Sie nie denken, daß dies die Theilnahme an fremdem Unglück ſchwächt, oder daß es hindert zu begreifen, daß jeder die verſchiedenartigen Ereigniſſe des Lebens nach ſeiner Weiſe und ſeiner Eigenthümlichkeit aufnimmt. Sind Sie aber auch in vielem von dem, was mein voriger Brief enthielt, anderer Meinung mit mir, ſo ſtimmen wir ganz in dem Wunſche überein, eine Anzeige des bevorſtehenden Todes zu haben. Bis jetzt denke ich mir den Tod als eine freundliche Erſcheinung, eine, die mir in jedem Augenblick willkommen wäre, weil, wie zufrieden und glücklich ich lebe, dies Leben doch immer beſchränkt und räthſelhaft iſt, und das Zerreißen des irdiſchen Schleiers darin auf einmal Erweiterung und Löſung mit ſich führen muß. Ich könnte darum ſtundenlang mich Nachts in den geſtirnten Himmel vertiefen, weil mir dieſe Unendlichkeit fernher flammender Welten wie ein Band zwiſchen dieſem und dem künftigen Daſein erſcheint. Ich hoffe, dieſe Freudigkeit der Todeserwartung ſoll mir bleiben, ich würde mich deſſen, da ſie tief in meiner Natur (die nie am Materiellen, immer nur an Gedanken, Ideen und reiner Anſchauung gehangen hat) gegründet iſt, ſogar gewiß halten, wenn nicht der Menſch, wie ſtark er ſich wähne, ſehr vom augenblicklichen Zuſtande ſeiner körperlichen Geſundheit und ſelbſt ſeiner Einbildungskraft abhinge. Ich wähne mich aber nicht einmal ſtark, ſondern fordere nur

unbedingt von mir es zu ſein. Ich würde daher, bliebe ich wie jetzt geſtimmt, den Tod ohne Schrecken herannahen ſehen, und mein Bemühen würde nur ſein, mit Beſonnenheit den Uebergang in einen andern Zuſtand, ſo lange es möglich iſt, ſchrittweiſe zu verfolgen. Darum würde ich auch für mich einen langſamern Tod nicht für ein Unglück erachten, obgleich ein ſchneller ſowohl für den Sterbenden ſelbſt, als für die Zurückbleibenden Vorzüge hat. Ich trage mich auch ſeit einer Reihe von Jahren, und nach einer Begebenheit, die mich, als ich in Rom war, traf und ſehr ergriff, mit dem Glauben, oder, wenn dies zu viel geſagt iſt, mit der Ahnung, daß ich nicht anders ſterben werde, als bis eine beſtimmte Erſcheinung es mir vorher verkündet. Wie das nun ſein wird, will ich erwarten, aber erwünſcht wäre mir, wie Ihnen, die Vorandeutung.

Sie ſchreiben, daß Sie Jahre lang vorausgeſehen, daß Ewald früher als Sie ſterben würde. Das ſchloſſen Sie wohl blos aus der Beſchaffenheit ſeiner Geſundheit, oder hatten Sie andere Anzeichen? — Die bibliſchen Stellen, die Sie anführen, waren mir, als ich ſie nachſchlug, wohl bekannt. Sie ſind allerdings tröſtend, weil ſie Hoffnung gewähren, Vertrauen hervorrufen, und auf Liebe, die ſich erbarmt, zählen laſſen. Ich meine aber, dieſe Anſicht läßt ſich ſehr gut mit derjenigen vereinigen, die ich in meinem Briefe ausſprach. Denn jene Stellen, ſie mögen nun, wie doch wohl eigentlich der Fall iſt, von einem künftigen Leben reden, oder vom gegenwärtigen, verweiſen doch alle auf eine ferne Zukunft. Indeß dauert die Empfindung des Unglücks und der Schmerzen fort, und da in dieſer Zwiſchenzeit können, außer jener Ausſicht auf die Umänderung des Geſchickes, die von mir berührten Gründe, die Sie die philoſophiſchen nennen, von großer Wirkſamkeit ſein. Es iſt

aber auch nicht ganz richtig, diese Gründe blos und ausschließlich philosophische zu nennen. Es liegt in der religiösen Gesinnung, die menschlichen Schicksale als einen zusammenhängenden, von der höchsten Weisheit angeordneten Plan anzusehen, in welchen eben diese Weisheit auch menschliches und unverschuldetes Unglück aufgenommen hat, und wie man dies, philosophisch oder religiös, nehme, so ist es allerdings, da jener Plan in beiden Ansichten die tiefste Ehrfurcht weckt und gebietet, ein Trost und ein erhebender Gedanke mitten im Schmerz und Unglück, auch mit diesen Leiden in jenen unendlichen Plan zu gehören. Ich muß aber doch, wenn ich meine innere Empfindung erschließe, sagen, daß gerade die von Ihnen angeführten Stellen nicht diejenigen sein würden, bei denen ich Trost suchen würde. Sie gehören in die Reihe der Verheißungen, Hoffnungen, und in dieser Art in der Zukunft zu leben, ist nie mein Sinnen und Trachten gewesen. Ich habe immer mehr gesucht, mich gleich selbst in der Gegenwart zu bearbeiten, daß daraus soviel mögliche innere Besiegung des Unglücks hervorgeht. Gerade in dieser Hinsicht aber ist das Lesen der Bibel eine unendliche und wohl die sicherste Quelle des Trostes. Ich wüßte sonst nichts mit ihr zu vergleichen. Der biblische Trost fließt, wenn auch ganz verschieden, doch gleich stark, auf eine doppelte Weise im Alten und Neuen Testament. In beiden ist die Führung Gottes, das Allwalten der Vorsehung, die vorherrschende Idee, und daraus entspringt in religiös gestimmter Gesinnung auch gleich die tiefe innere, durch nichts auszurottende Ueberzeugung, daß auch die Schicksale, durch welche man selbst leidet, doch die am weisesten herbeigeführten, die wohlthätigsten für das Ganze und den dadurch Leidenden selbst sind. In dem Neuen Testament hernach ist ein solches überschwäng-

liches Vorwalten des Geistigen und des Moralischen, es wird alles so einzig auf die Reinheit der Gesinnung zurückgeführt, daß was den Menschen sonst innerlich und äußerlich betrifft, wenn er jenem mit Ernst und Eifer nachstrebt, vollkommen in Schatten zurücktritt. Dadurch verliert auch das Unglück und jedes Leiden einen Theil seiner drückenden Einwirkung, und es schwindet auf jeden Fall alle Bitterkeit davon. Die unendliche Milde der ganzen Neutestamentlichen Lehre, die Gott fast nur von der erbarmenden Seite darstellt, und in der überall die aufopfernde Liebe Christi für das Menschengeschlecht vortritt, lindert, wie ein wohlthätiger Balsam, verbunden mit Christi Beispiel selbst, jeden Körper- und Seelenschmerz. Im Alten Testament kann sich dies allerdings nicht finden. Aber da erscheint wieder, und doch auch immer mehr tröstend als schreckend, die Allmacht und Allweisheit des Schöpfers und Erhalters der Dinge, die durch die Größe und Erhabenheit der Vorstellung über das einzelne Unglück hinaushebt.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir den 21. d. M. zu schreiben, und muß diesmal wünschen, daß es nicht viel später sei, weil ich in den ersten Tagen des Decembers verreise, und dann Ihren Brief, der mir nachgeschickt werden müßte, später erhielte.

Leben Sie herzlich wohl. Mit den Gesinnungen, die, wie ich weiß, Sie lieben, und die nie in mir ändern werden, Ihr H.

Fünfundsechzigster Brief.

Tegel, den 6. December 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren inhaltreichen Brief vom 19. v. M., den Sie am 21. geschlossen haben, bekommen und mit großem Interesse gelesen, und danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie sagen, daß mein letzter Brief Ihnen einige Tage später zugekommen, als es nach dem Datum hätte sein sollen. Der Fehler liegt gewiß am unrichtigen Abgeben. — — — — Verzeihen Sie, daß ich hierüber etwas weitläufig geworden bin. Es ist ein für allemal geschehen, und es ist mir wichtig, daß Sie nicht durch solche Verspätung beunruhigt werden.

Sie bemerken in Ihrem Briefe, daß vor dem Erscheinen Christi ein Umgang zwischen der Gottheit und einigen gleichsam bevorrechteten Personen stattgefunden, durch das Christenthum aber jeder, der in seinen Schooß aufgenommen sei, ein näheres Verhältniß zu dem höchsten Wesen erhalten habe. Ich halte dies für ungemein richtig. Zwar möchte ich nicht sagen, was eigentlich von jener engern und persönlichen Gemeinschaft der Erzväter mit Gott, wie sie das Alte Testament schildert, zu halten sei. Diese Erzählungen des ersten Theils der Schrift haben in jeder Rücksicht, welches auch ihr Ursprung sein möge, eine so ehrwürdige Heiligkeit, daß man dem Zweifel an der Wahrheit keinen Raum giebt, wohl aber ungewiß bleiben kann, was Eigenthümlichkeit der Vorstellungs- und Darstellungs-

weiſe, bildlicher oder eigentlicher Ausdruck ſei. Denn bei ſo alten Ueberlieferungen, und die ſich doch auch wiederum vermuthlich Jahrhunderte lang mündlich fortgepflanzt haben, ehe ſie aufgezeichnet worden ſind, läßt ſich der wahre Sinn von der äußern Einkleidung ſchwer und wenig unterſcheiden. Das aber iſt eine gewiſſe und tröſtliche, und im höchſten Grade heilſame Wahrheit, daß durch das Chriſtenthum alle Segnungen der Religion eine durchaus allgemeine Wohlthätigkeit erlangt haben, daß alle innere und äußere Bevorrechtung aufgehört, und jeder ohne Unterſchied Gott ſo nahe zu ſtehen glauben kann, als er ſich ihm durch ſeine eigene Kraft und Demuth im Geiſt und in der Wahrheit zu nähern vermag. Es iſt überhaupt in Allem, im Religiöſen und Moraliſchen, der wahrhaft unterſcheidende Charakter des Chriſtenthums, die Scheidewände, die vorher die Völker wie Gattungen verſchiedener Geſchöpfe trennten, hinweggeräumt, den Dünkel, als gäbe es eine von der Gottheit bevorrechtete Nation, genommen, und ein allgemeines Band der Nächſtenpflicht und Nächſtenliebe um alle Menſchen geſchlungen zu haben. Hier iſt nun nicht mehr von bildlichen Darſtellungen und nicht mehr von Wundern die Rede. Es herrſcht hier die geiſtige Gemeinſchaft, welche die einzige iſt, deren der Menſch wahrhaft bedarf, und zugleich diejenige, der er immer durch Vertrauen und Wandel theilhaftig werden kann. Ich geſtehe daher auch, daß ich nicht in die Idee eingehen kann, als wäre oder als könnte nur noch jetzt eine engere Gemeinſchaft zwiſchen Gott und Einzelnen ſein, als die allgemeine, der ſchlichten Lehre des Chriſtenthums angemeſſene, in die jeder durch Reinheit und Frömmigkeit der Geſinnung tritt. Es wäre ein gefährlicher Stolz, ſich einer ſolchen andern und beſondern theilhaftig zu glauben, und das Menſchengeſchlecht be-

darf deſſen nicht. Frömmigkeit und Reinheit der Geſinnung und Pflichtmäßigkeit des Handelns, ſelbſt ſchon Streben nach beiden, da das vollendete Erreichen keinem gelingt, ſind alles, den Menſchen, einzeln und in der Geſammtheit, Nothwendige, und alles dem höchſten Weſen, wie wir es uns denken müſſen, Wohlgefällige. — Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. December nach Hadmarsleben bei Halberſtadt, und bemerken auf dem Couvert, daß der Brief bis zu meiner Ankunft aufgehoben wird. Hadmarsleben iſt ein Gut meiner Frau, wo ich mich einige Tage aufhalten werde. Mit der herzlichſten und unveränderlichſten Theilnahme der Ihrige. H.

Sechsundsechzigster Brief.

Rudolstadt, den 2. Januar 1827.

Das neue Jahr hat begonnen, und ich wünsche Ihnen, liebe Charlotte, von ganzem Herzen Glück dazu. Mögen Sie es heiter, sorglos und vor allem in ungestörter Gesundheit durchleben. Ich hoffe, daß die Erfüllung dieser Wünsche wahrscheinlich ist. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Was Ihre übrige Zufriedenheit betrifft, so ist sie Ihnen größtentheils durch die stille Beschäftigung gesichert, die Sie sich durch ihren Geist und durch die Gefühle Ihres Herzens zu geben wissen, und was ich durch unsern Briefwechsel oder sonst zu Ihrer größern Heiterkeit beitragen kann, das werde ich auch in diesem Jahr, wie immer, mit herzlicher Freude thun. Meine Gesinnungen für Sie sind keiner Aenderung fähig, und Sie können mit Sicherheit auf die gleiche Fortdauer derselben rechnen. Ich bitte Sie mir auch die Ihrigen unverändert zu erhalten, da ich nie aufhören werde, einen großen Werth darauf zu legen. Unser Verhältniß hat einen so frühen Ursprung, und hat sich auf eine so seltene Weise erhalten und erneuert, daß ich es immer zu den merkwürdigen und sehr erfreulichen Ereignissen meines Lebens rechnen werde. Niemand kann leicht der Vergangenheit größere Rechte einräumen, die Erinnerung daran mehr ehren, und lieber in die Tage der Jugend zurückgehen, als ich. — — — — — — —

Ein Jahr scheint ein so kleiner Abschnitt des Lebens, und ist es auch gewissermaßen, da Tage, Wochen und Monate so unglaublich schnell verschwinden. Es ist aber doch wieder ein so wichtiger Abschnitt, da auch der längst Lebende nicht so viele dieser Abschnitte zusammensetzt. Es fängt auch freilich mit jedem Tage gewissermaßen eben so gut, als mit dem ersten Januar, ein neues Jahr an, aber es ist dennoch nicht abzuleugnen, daß das Schreiben einer neuen Jahreszahl immer etwas in sich trägt, das den Bedächtigen und gern Ueberlegenden in Nachdenken versetzt. Es ist überhaupt sehr meine Art, mich von Epoche zu Epoche zusammen zu fassen, und irgend etwas Neues in meinen Vorsätzen zu beginnen, und ich habe oft gefunden, daß es immer seinen Nutzen hat, wenn auch nicht immer alle Vorsätze in Erfüllung gehen oder durchaus dauerhaft sind. Es gibt auch mehr oder minder günstige Jahre, und das beweist sich, wie ich oft im Leben bemerkt habe, manchmal an gewissen Anzeichen, wenn sie auch augenblicklich unbedeutend und vorübergehend scheinen, in den ersten Tagen, wo die neue Jahreszahl beginnt. Sie werden das vielleicht etwas abergläubig finden, aber es ist es doch nicht so ganz und so sehr. Die Unfälle, die den Menschen betreffen, kommen weit mehr, als man es denken sollte, aus ihm selbst. Es giebt ein geheimes und unbemerktes Einwirken des Menschen auf die Dinge, was man ihm nicht Schuld geben kann, weil es nicht innerhalb seines Bewußtseins liegt, aber was doch von ihm kommt. Ist nun die Stimmung innerlich eine ungünstige, düstere, von Heiterkeit fern, so bringt sie auch so etwas im Aeußern hervor; wenn man das Leben nicht leicht, oder doch wenigstens ruhig und gleichmüthig mit einer gewissen Kälte, als wäre einem Glück und Unglück ziemlich gleich, aufnimmt, so stellt es sich nicht

blos in sofern noch drückender und lastender, daß man es schwerer empfindet, sondern es begegnet einem, meiner Erfahrung nach, auch mehr Widerwärtiges. Auf große Dinge mag das, wie ich wohl glauben will, keinen Einfluß haben, aber auf die kleinern, die doch auch überwunden sein wollen, scheint es mir nicht abzuleugnen zu sein. — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Ort, von dem ich Ihnen, liebste Charlotte, schreibe, wird Ihnen wohl dem Namen nach, sonst aber wahrscheinlich nicht bekannt sein. Er liegt so, daß man selten und nur durch besondere Veranlassungen hinkommt, und in dem halb gebirgigen Lande ist auch der Zugang rauh und unwegsam. Ich bin allein hier, ohne jemand der Meinigen und gehe übermorgen wieder fort. Die verwittwete Fürstin ist eine der Frauen, wie man sie sehr selten findet. Ich kenne sie seit meiner Verheirathung. Wir heiratheten in derselben Zeit, und ich war unmittelbar nach meiner Verheirathung mit meiner Frau, mit der sie sehr freundschaftlich verbunden ist, einige Wochen hier, so daß mir der Ort auch wegen dieser Erinnerung sehr lieb ist. Die Fürstin war sehr jung, ungemein liebenswürdig und schön. Als ich mit meiner Frau später in Rom war, kam sie mit dem Fürsten auf einige Monate hin, und wir lebten auch da viel mit einander. Bald nachher wurde sie Wittwe, und während der Minderjährigkeit des Prinzen Regentin des Landes. Sie führte in den schwierigsten Zeiten diese Regentschaft mit großer Klugheit, und stets mit der Güte und Wohlthätigkeit, durch welche Fürsten, besonders in kleinen Ländern, sich von ihren Unterthanen auch persönlich verehrt und geliebt machen können. Seit der Fürst die Regierung übernahm, und die Erziehung der andern Kinder vollendet

ist, lebt sie blos sich selbst, arbeitet und studirt für sich, sie besitzt sehr viele Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eigenen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher auch eigentlich kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freisten philosophischen Nachdenken, daß die Religiosität ihr dadurch nur noch mehr eigen wird. Sie leidet jetzt sehr an den Augen, was sie unglücklicherweise sehr am Lesen und Schreiben hindert. Sie hat dabei noch einen andern, ganz wunderbaren Zufall, nämlich daß sie seit mehrern Jahren durchaus nicht fahren kann. Sie hat das Unglück gehabt, damals durch ein wunderbares Ungefähr unmittelbar vor ihrem Schlosse sehr gefährlich umzuwerfen. Sie hat dabei nichts gebrochen, aber einen so heftigen Stoß und eine so gewaltsame Erschütterung bekommen, daß ihr seitdem, so oft sie versucht hat in den Wagen zu steigen, kurz darauf übel wird und sie in Ohnmacht fällt. Sie hat also ganz auf alles Fahren verzichtet und entfernt sich nur so weit von ihrem Wohnort, als sie zu Fuß gehen kann. Vermuthlich haben die Nerven des Rückgrates gelitten, und gerathen durch die Erschütterung, die der Wagen doch immer giebt, in eine krankhafte Stimmung, die sich dem Gehirn mittheilt. Rudolstadt selbst ist eine der schönern und sehr schönen Gegenden Deutschlands, ich habe es in allen Jahreszeiten gesehen, und es ist sogar jetzt mitten im Winter sehr schön, obgleich dann blos ernst und feierlich, durch den prächtigen Kreis schöner und nahe liegender Waldgebirge. Ganz vorzüglich ist die Ansicht vom Schloß, das

auf einem bedeutend hohen Berge liegt. Der Fürſt hat aber ein anderes Schloß, etwa 3 Meilen von hier, das alte Stammhaus der Familie Schwarzburg. Das liegt noch eigenthümlicher, mitten in Wäldern auf einer mäßigen Anhöhe, die eine ſchöne Wieſe voll Wildpret und einen rauſchenden Bergbach, die Schwarze, vor ſich hat, aber in ſehr kleiner Ferne von hohen, meiſt mit Tannen bewachſenen Bergen umgeben iſt. Ich war dort einmal vor vielen Jahren mit der Fürſtin und ihrer Familie eine Woche im Sommer, und fand es ungemein ſchön. Wenn die edle Fürſtin jetzt dies Schloß beſuchen will, geht ſie zu Fuß in zwei, drei Tagereiſen dahin.

Ihren lieben Brief werde ich erſt in mehrern Tagen empfangen, es thut mir immer ſehr leid, auch habe ich gern einen Brief von Ihnen bei mir, wenn ich ſelbſt ſchreibe; aber meine Reiſe hat ſich gegen meinen Willen verlängert. Ich bitte Sie, mir jetzt ſo zu ſchreiben, daß Ihr Brief den 25. oder nur wenige Tage ſpäter in Berlin eintrifft. Leben Sie wohl, beſte Charlotte. Mit der herzlichſten und unveränderlichſten Theilnahme der Ihrige. H.

Siebenundsechzigster Brief.

Berlin, den 28. Januar 1827.

Ich habe, liebste Freundin, Ihre beiden Briefe richtig empfangen, obgleich den ersten vom 20. December v. J. sehr spät, da ich meinen Reiseplan nicht so, wie ich ihn machte, ausgeführt habe, und gar nicht nach Hadmarsleben gekommen bin. Er ist mir hierher nachgeschickt worden. Nun bleibe ich bis zur Mitte des Sommers hier und in Tegel, und unser Briefwechsel ist bis dahin gegen Störungen dieser Art gesichert. Es hat mich sehr gefreut zu sehen, daß Ihre Gesundheit wenigstens leidlich ist, und daß die Veränderlichkeit der Witterung und der viele Sturm, der sonst reizbaren Konstitutionen zu schaffen macht, Ihnen nicht sehr nachtheilig geworden ist. Ich liebe den Winter zwar gar nicht, und habe von Kindheit an für die angebliche Schönheit eines Wintertags keinen Sinn gehabt. Die Kälte ist mir in sofern gleichgültig, als ich mich ihr nie anders als so verwahrt aussetze, daß sie mir nichts anhaben kann, und als ich mir sogar im Zimmer den traurigen und einförmigen Anblick des Schnees durch Gardinen verschließe. In der Stadt ist es mir überhaupt heimlicher, wenn ich von meinem Zimmer aus nichts davon erblicke. Es ist da nur die Nacht schön, wo der Mensch und das gewöhnliche Treiben des Gewühls verschwinden und der gestirnte Himmel den Anblick der reinen Natur giebt. Am

Tage freut der Anblick aus dem Fenster nur auf dem Lande. Diese Gewohnheit, mich in der Stadt auf den Genuß der Nacht zu beschränken, habe ich schon sehr früh gehabt. Schon als ganz junger Mensch saß ich, so oft ich die Stadt bewohnen mußte, die Tage über, wenn ich nicht in Gesellschaft war, in meinem Zimmer, durchstrich aber fast regelmäßig, sogar im strengen Winter, mehre Stunden lang des Nachts die einsamen Straßen. Es freut mich ungemein, daß Sie die gleiche Neigung mit mir für den gestirnten Himmel haben. Wem dieser innere Sinn nicht erschlossen ist, entbehrt eine sehr große, und eine der reinsten und erhabensten Freuden, die es giebt. Auch eignet sich dieser höhere Genuß recht eigentlich für Ihr Gemüth und Ihr Stillleben. Mit großem Interesse habe ich wieder bei dem Ueberblick Ihrer arbeitenden Beschäftigung verweilt, den Sie so gut sind, mir allemal beim Abschluß des alten und Beginn des neuen Jahres zu geben. Es hat mich aber geschmerzt zu sehen, daß Sie bei sehr großer und übermäßiger Anstrengung weniger Gewinn davon gehabt haben, als die frühern Jahre. Solche Bemerkungen thun mir immer unendlich weh. Wie sehr ich Fleiß und Arbeit liebe, wie hoch ich beides besonders an Ihnen, gute, liebste Charlotte, ehre, so möchte ich Sie doch am Abend Ihres Lebens nach einem heißen Mittag gern in einer ruhigern Lage wissen, und darum kann ich es auch nicht billigen, wenn Sie Ihrem Geschäfte noch eine größere Ausdehnung zu geben bemüht sind. Glauben Sie mir, theure Charlotte, daß ich Ihr Zartgefühl empfinde und ganz würdige, aber sprechen Sie sich mit Vertrauen über Ihre äußere Lage aus. Sie halten mich ja werth, mir das Höhere, Ihr Inneres, zu zeigen, woran ich eine wahre und große Freude habe. Sie können sich in Wahrheit ge-

gen niemand aussprechen, der einen größern Antheil an allem nehme. —

In einer Korrespondenz, wo weder von wissenschaftlichen Gegenständen, noch von Geschäften die Rede ist, berührt man Begriffe, Ideen, Gesinnungen und Empfindungen, und theilt sich offen mit, was in dem Geschriebenen besser, was weniger zu billigen wäre. Es versteht sich, daß so etwas immer nur die eigene Meinung ist, die auch eine irrige sein kann. Man kann aber nun einmal nur aus der eigenen Meinung heraus so lange urtheilen und schreiben, bis man sie durch eine bessere berichtigt findet.

Die Vorsehung begünstigt gewiß nicht Einzelne, sondern die tiefe Weisheit Ihrer Rathschläge dehnt sich auf die Zurechtweisung und Veredlung Aller aus.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Zulassung des Bösen in der Welt, die Straflosigkeit des Lasterhaften, so wie das Unglück der Guten in der Welt, sind von jeher Aufgaben gewesen, die der Mensch bald so, bald anders in der Weltregierung zu lösen versucht hat.

Mir ist es immer als das sicherste Mittel vorgekommen, sich in inniger Demuth auf die unerforschliche, aber sichere Weisheit der göttlichen Rathschläge und auf die natürliche Betrachtung zu beschränken, daß wir in diesem Le-

ben nur einen so kurzen Theil des menschlichen Daseins übersehen, daß derselbe gar kein Urtheil über das ganze zuläßt.

Sie bemerken sehr richtig, daß ein Wintertag doch auch seine Freuden habe. Einförmig ist der Schnee freilich, aber auch rein, und wie ein Bild unberührter Fleckenlosigkeit, wenn er frisch gefallen und noch unbetreten ist. In der Schweiz sehen jene weißen Decken an den hohen Gebirgen, die nicht leicht ein Menschenfuß erreicht, sehr schön aus. Ihr Vergleich mit einem Leichentuch ist mir aufgefallen. Er war mir neu. Aber wenn nun der Schnee ein Leichentuch wäre, ist es keine unerwünschte Erinnerung. Die Natur liegt wie in Todesstarrheit im Winter, und wenn die große Natur in ihrem regelmäßig wiederkehrenden Laufe die Erinnerung an den Tod herbeiführt, erscheint er dem Geist und der Einbildungskraft nur wie eine nothwendige Verwandlung, eine Enthüllung eines neuen, vorher nicht geahneten Zustandes.

Ich muß mich neulich nicht deutlich ausgedrückt haben, wenn Sie, liebe Charlotte, glauben, ich hätte gewissermaßen bestritten, daß die allwaltende Vorsehung die Schicksale der Menschen auch ganz im Einzelnen leite. Auch nach meiner festen Ueberzeugung kann darauf der Mensch mit Sicherheit bauen, es liegt in der Idee des Weltschöpfers und Welterhalters, es geht aus vielen Stellen der Bibel, des Alten und Neuen Testaments, hervor, und ist nicht nur eine sichere und fest gegründete, sondern auch tiefe und trostreiche Wahrheit, über welche kein Zweifel bleibt, und Sie haben gewiß recht, wenn Sie sagen, der Glückliche bedarf den Glauben, um nicht übermüthig zu werden, der

nicht Glückliche aber als Halt, und der Unglückliche um nicht zu erliegen. Wenn auch jeder auf seine Weise sich diese göttliche Theilnahme und Fürsorge denkt, so sind das nur unbedeutende Verschiedenheiten der individuellen Ansicht. Die Hauptsache bleibt immer, daß eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, zu der wir gehören, daß unsere kleinsten und größten Schicksale darin mit verwebt sind, daß daher alles, was geschieht, gut und uns, sei es auch schmerzhaft, wohlthätig sein muß, endlich daß sein Wohlgefallen an uns, und wo nicht aus andern gleich weisen Gründen Ausnahmen eintreten, auch der Segen oder Unsegen, der uns trifft, von der Pflichtmäßigkeit unserer Handlungen, noch mehr aber von der Reinheit unserer Gesinnung abhängt. Darin können unsere Meinungen nicht von einander abweichen. Was ich sagte, bezog sich nur auf das, was Ihr früherer Brief enthält, wo Sie anzunehmen schienen, daß die Gottheit gleichsam einen Unterschied unter den Menschen zu machen scheine und manche durch eine strengere Schule leite. Sie hatten dies nicht einmal als Ihre Meinung ausgesprochen, sondern nur als eine der versuchten Erklärungsarten der von Ihnen erwähnten Erscheinungen. In die Ansicht nur könnte ich nie einstimmen, daß die Gottheit sich um Einige weniger kümmert, als um Andere. Gott kann, und das liegt in der Sache selbst, sein Wohlgefallen mehr auf die richten, die dadurch, daß sie ihm anhängen, eine größere Liebe, Innigkeit und Reinheit des Gemüths beweisen, aber eine ungleiche Vertheilung seiner leitenden, sorgenden, belohnenden und strafenden Fürsorge läßt sich nicht, weder mit den Begriffen von seiner Allmacht, noch mit denen von seiner Gerechtigkeit in Vereinigung bringen. Im Alten Testament kommt allerdings von Auserwählten Gottes vielleicht auch

in dieſem Sinne vor, allein dieſe Stellen hängen auch zum Theil mit der jüdiſchen Idee des auserwählten Volkes Gottes zuſammen, und dann braucht auch dieſer Begriff der Auserwählung nicht gerade jenen ausſchließenden Sinn, ſondern nur den zu haben, daß die Auserwählten diejenigen waren, welche ſich durch ihre Herzensreinheit und Frömmigkeit am meiſten der Liebe Gottes würdig gemacht und ſein Wohlgefallen auf ſich gezogen hatten. Im Neuen Teſtament kommen Stellen, aus denen man auf eine ungleiche Sorge Gottes in den waltenden Fügungen ſeiner Vorſehung ſchließen könnte, wohl nicht vor. Wenn es bei einer oder der andern dies Anſehen haben ſollte, ſie iſt wohl anders zu erklären. Der tröſtende Gedanke aber bleibt fort und fort, daß Gott auch widrige und ſchmerzliche Schickſale nur aus Liebe ſendet, um unſere Geſinnungen zu läutern. So, liebe Charlotte, habe ich die Sache verſtanden, die in ein Paar unſerer Briefe von uns beſprochen worden iſt, und ſo ſollte ich denken, ſtimmte ſie auch mit Ihren Anſichten und Ueberzeugungen vollkommen überein.

Achtundſechzigſter Brief.

Tegel, den 18. März 1827.

Sie kennen ſchon meine Neigung bisweilen auf dem Lande zu ſein, und ſo wird es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen von Tegel jetzt ſchreibe. Ich bin indeß nur auf ein Paar Tage hier und habe die Stadt eigentlich noch nicht verlaſſen. Wenn gleich die Witterung rauh iſt, ſo hindert mich das nicht, alle Tage ſpazieren zu gehen, nämlich hier und ſo lange und ſo oft ich hier bin.

Der See, der in meinen Beſitzungen iſt, iſt natürlich jetzt wieder ganz frei von Eis. Das iſt immer ein Schauſpiel, an dem ich mich ſehr erfreue, dies Befreitwerden des Waſſers von den Banden, die ihm im Winter ſeine ſchöne Beweglichkeit rauben und es dem feſten Lande gleich machen. Man fühlt ordentlich die wiedergegebene freie Bewegung mit und iſt der rauhen Starrheit gram, welche das zarte, hingleitende Element, ſo tief ſie ihren Einfluß auszuüben vermag, um den ſchönſten Theil ſeiner eigenthümlichen Natur bringt. Man ſagt gewöhnlich, das Waſſer trennt die Länder und Orte, aber es verbindet ſie eher, es bietet eine viel leichter zu durchſchneidende Fläche dar, als das feſte Land, und es iſt ein ſo hübſcher Gedanke, daß, wie weit auch die Ufer von einander entfernt ſind, die Welle, die mir die Füße beſpült, in kurzer Zeit am gegenüberſtehenden Geſtade ſein kann.

Mit Vergnügen leſe ich in Ihrem Briefe, daß Sie mit dem Plan einer kleinen Reiſe nach Offenbach beſchäftigt ſind, und bitte Sie, doch ja Ihren Vorſatz nicht aufzugeben,

auch glaube ich, daß Sie, liebe Charlotte, einmal einer Erholung bedürfen, oder eine solche wenigstens sehr wohlthätig auf Sie wirken würde. Ich empfinde recht wohl, daß Sie darum auf keine Weise unzufrieden mit Ihrer Lage, oder Ihrer Beschäftigung überdrüssig sind. Allein es ist doch in den Menschen so. Wenn sie eine lange Zeit hindurch dieselbe Sache, auch ohne Widerwillen, sogar mit Vergnügen getrieben haben, so bemächtigt sich ihrer dennoch eine durch die Einförmigkeit bewirkte Ermüdung, und neue, auch nur auf eine kurze Zeit genossene Gegenstände geben den Gedanken und der Empfindung eine neue Spannung, die gewöhnlich auch auf den Körper zurückwirkt. Die Wahl von Offenbach finde ich sehr angemessen, da Sie dort eine innig mit Ihnen verbundene, liebe, vertraute Freundin haben; es ist ein angenehmer Ort in einer sehr hübschen Gegend, auch nicht sehr weit von Ihnen entfernt. Ich war sehr oft da, zum erstenmal in demselben Jahre, wo ich Sie in Pyrmont sah, im Jahre 1788. Ich besuchte dort die als Schriftstellerin bekannte Frau von La Roche, die ich auch viele Jahre später dort wieder sah, als ich mit meiner Frau und Familie von Paris zurückkam. Sie war eine geistreiche und noch im hohen Alter unendlich lebendige Frau, und hatte etwas ganz besonders Angenehmes und Liebenswürdiges, wenn man sie mitten im Kreise ihrer Kinder und Enkel sah. Ein Sohn, wenig älter als ich, lebt noch hier in Berlin in sehr genauer Freundschaft mit mir, ist glücklich verheirathet und in jeder Rücksicht ein trefflicher Mensch. — Ich wünsche von Herzen, daß Sie das Vorhaben ausführen.

Neunundsechzigster Brief.

Berlin, den 10. April 1827.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, den Sie nach meinem Wunsch am 3. abgeschickt haben, richtig erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Der heitere, zufriedene Ton, der darin von der ersten bis zur letzten Zeile herrscht, hat mir eine ganz besondere Freude gemacht. Da ich, wie Sie wissen, an Ihnen und Ihrem Wohlergehen so lebhaften Antheil nehme, so ist mir das natürlich das Wichtigste, woraus ich Ihre Stimmung erkenne. Wenn auch Ihre Lage jetzt durch Ihre Talente, Fleiß und Anstrengung so ist, daß sie nicht außerordentliche Störungen fürchten läßt, so läßt sie doch sehr viel zu wünschen übrig, und selbst in der gleichförmigsten Lage können noch Dinge vorkommen, welche selbst ohne Krankheit und Mißgeschicke die Stimmung verändern und wehmüthig machen. Die wehmüthige Stimmung aber begegnet gerade den edelsten Gemüthern am meisten, und es läßt sich nichts dagegen sagen, wenn man sie auch des Glücks der Personen selbst wegen, die sie befällt, wegwünscht. Es scheint mir aber, als wären Sie schon seit längerer Zeit viel gleichförmiger gestimmt, als im Anfang unsers brieflichen Umgangs. Es ist sehr gütig und liebevoll von Ihnen, und gereicht mir zur Freude, daß Sie es dem Einfluß zuschreiben, den Sie mir so willig gestatten. Das Verdienst ist auf Ihrer Seite; Ihre Seele ist so klar und empfänglich wie Ihr Gemüth, und so sind Sie jeder Ueberzeugung und jeder Wahrheit immer offen. Ich liebe die Heiterkeit ungemein. Es ist nicht gerade die

laute, die ſich wie genießende Fröhlichkeit ankündigt, ſondern die ſtille, die ſich ſo recht und ganz über die innere Seele ergießt. Ich liebe ſie in Andern und mir vorzüglich der größern Klarheit wegen, die in der Heiterkeit immer die Gedanken haben, und die für mich die erſte und unerläßliche Bedingung eines genügenden Daſeins im Leben für ſich und im Umgange mit Andern iſt. Die Wehmuth führt auch bisweilen eine und oft noch größere Klarheit mit ſich. Man ſieht und empfindet die Dinge in ihrer Nacktheit, wenn das Gemüth ſo tief in ſich bewegt iſt, daß der Schleier zerreißt, der ſie ſonſt verhüllt. Aber es iſt dies, wie ich es nennen möchte, eine ſchmerzliche Klarheit, die theuer erkauft werden muß, und ſie zeigt die Gegenſtände auch nur im Augenblicke und vorübergehend, wie man auch augenblicklich in die Tiefe des Himmels ſchaut, wenn der Blitz die Wolken zerreißt. Davon iſt die leichte Klarheit ruhiger Heiterkeit himmelweit verſchieden. Dieſe zeigt die Dinge theils, als gingen ſie fremd vor einem vorüber, theils als beſitze man Stärke genug, ſich nicht von ihnen bewegen zu laſſen. Auf beide Weiſen geht die Maſſe der Ereigniſſe wie ein Schauſpiel vorüber, und das iſt eigentlich die des Menſchen würdigſte Art, ſie anzuſehen, ohne lange bei ihnen zu verweilen oder ſich gar in ſie zu vertiefen, immer eingedenk, daß es ein ganz anderes und würdigeres geiſtiges Gebiet giebt, in dem der Menſch wirklich ſich heimathlich zu fühlen beſtimmt iſt. Wenn man das Fremde ſo nimmt, und dasjenige, was Antheil der Freundſchaft und Zuneigung nur in der That zur Wirklichkeit macht, die ſich auf keine Weiſe mehr als Schauſpiel behandeln läßt, nicht mehr blos die Phantaſie und den Gedanken in Anſpruch nimmt, ſondern warm und lebendig das Herz ergreift, ſo behandelt man das Leben vielleicht auf die unter allen zweckmäßigſte

Art. Es ist mir für die Erhaltung und Fortdauer Ihrer Heiterkeit, liebste Charlotte, sehr lieb, daß Sie sich mit dem Plane Ihrer kleinen Reise beschäftigen. Es würde Ihnen diese Beschäftigung selbst zur Entschädigung dienen, im Fall sich der Ausführung des Projects etwas entgegenstellte. Ich kann mir aber das nicht denken, da die Sache so ungemein einfach ist. Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe über Offenbach sagen, hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich wußte nicht, daß der Isenburger Hof das ehemalige Haus der Frau von La Roche war. Es ist sehr hübsch und sehr natürlich von Ihnen, daß Sie alles lebhaft bei Ihrem Dortsein und Wohnen in dem Hause interessirte, so daß Sie bei allen Details verweilten, da die Schriften der La Roche, wie Sie mir sagen, Ihnen in der Jugend nicht nur großes Vergnügen gewährten, sondern bildend auf Sie wirkten. In gut gearteten Gemüthern bewahrt und erhält sich dann eine dankbare Anhänglichkeit. Gerade der Garten, von dem Sie reden, ist das Einzige, dessen ich mich deutlich erinnere. Ich sah die Frau von La Roche zum letzten Male darin, als ich im Jahre 1801 mit meiner Frau und Familie aus Paris zurückkam. Es war eine Laube im Garten, in der wir saßen. Sie erinnern mich an das, was Goethe in seiner Biographie, Wahrheit und Dichtung, von der Familie La Roche sagt, wo er bei seiner Rückkehr von Wetzlar nach Frankfurt dort mehrere Tage einkehrte und freundschaftlich aufgenommen war. Sie sind, wie es scheint, nicht ganz zufrieden mit Goethe, und der Art, wie er die würdige Frau und die übrigen Familienglieder darstellt.

Leben Sie für heute herzlich wohl, und schreiben Sie mir doch den 24. d. M. Mit der herzlichsten und immer unveränderlichen Theilnahme Ihr H.

Siebenzigster Brief.

Berlin, den 2. Mai 1827.

Tauſend Dank, liebe Charlotte, für Ihren mir ſehr erwünſcht geweſenen Brief vom 24. v. M. Ich habe es immer ſehr gern, wenn ich, indem ich einen Brief ſchreibe, einen zur Beantwortung vor mir habe. Wenn auch unſer Briefwechſel ſelten etwas enthält, worauf eigentlich eine Antwort erforderlich wäre, ſo iſt doch ein Briefwechſel ſeiner Natur nach immer eine Erwiederung, und man ſchreibt weniger gern, wenn der Faden für den Augenblick abgeriſſen iſt und von neuem angeknüpft werden muß. Das begegnet mir nun durch Ihre liebevolle Aufmerkſamkeit nie, ſondern unſere Briefe wechſeln ſich regelmäßig ab. Ich bin überzeugt, daß wenn manche Menſchen wüßten, daß wir uns ſo regelmäßig ſchreiben, ohne über wiſſenſchaftliche oder Geſchäftsgegenſtände zu reden, noch uns Thatſachen mitzutheilen, ſie gar nicht begreifen würden, was man ſich ſagen könne, wenn man ſich ſcheinbar nichts zu ſagen hat. Recht wenige Menſchen haben einen Begriff und einen Sinn für die Mittheilung von Gedanken, Ideen und Empfindungen, wenn es ihnen auch auf keine Art an Verſtand, Geiſt und Regſamkeit für alle Gefühle fehlt, für welche der Menſch empfänglich zu ſein pflegt. Es gehört zum Gefallen an ſolchen Mittheilungen noch mehr, nämlich die Neigung, das, was man ſelbſt denkt und fühlt, gern außerhalb des eigenen Seins im Andern zu erblicken. Bei

einem Umgange, wie es der zwischen uns Beiden ist, ist es nicht eben der Wunsch, etwas in den Andern zu verpflanzen, Meinungen in ihm zu begründen, zu befestigen oder zu zerstören, wenigstens fühle ich keinen solchen Hang und solches Bemühen in mir. Aber was ich deutlich fühle, ist ein großes und in der Liebe zu gefaßten Meinungen selbst gegründetes Verlangen, was ich über Gegenstände innern Bewußtseins meine und empfinde, mit den Erfahrungen und der Vorstellungsweise Anderer zu vergleichen. Es kommt einem nun gewissermaßen in sich gesicherter vor, was man mit dem Vorstellen und dem Denken Anderer zusammen hält, und wenn es keinen andern Grund gegenseitiger Mittheilung im Menschengeschlecht gäbe, so wäre schon dies gewiß ein hinlänglicher. Es hat auch gewissermaßen das Schreiben darin einen Vorzug vor dem mündlichen Gespräch. Es vereinigt die Vorzüge des letztern mit denen des einsamen Nachdenkens, die doch gleichfalls unverkenntlich sind. Man hat für alles, was die Mittheilung der Gedanken und Empfindungen betrifft, den Andern nicht wieder gegenwärtig, als wenn man persönlich bei einander ist, und zu der Sammlung und dem Festhalten der eigenen Gedanken trägt doch unfehlbar das Alleinsein, und selbst, daß man den Faden seiner Gedanken ruhig ausspinnen kann, ehe ein Anderer dazwischen tritt, bei.

Es ist mir sehr erfreulich gewesen zu sehen, daß es Ihnen lieb war, meinen Brief gerade in den Feiertagen zu erhalten. Es war das meine Absicht. Ich weiß, daß Sie sich in den Festtagen Muße, Ruhe und Erholung erlauben, die Sie, gute Charlotte, so oft ersehnen — und ihrer so selten theilhaftig werden, — ich weiß auch, daß Ihnen das Pfingstfest besonders lieb ist in seiner geistigen Bedeutung, und nun erkenne ich mit Vergnügen, daß so die Tage in

Heiterkeit ſtill an Ihnen vorübergegangen ſind, und mein Brief und deſſen Beantwortung Ihre zufriedene, heitere Stimmung vermehrt hat. Ich geſtehe Ihnen, daß Ihre einfache Zufriedenheit mir ſtets erfreulich, oft rührend iſt. Sie geht aus Ihrem Innern hervor, wodurch ſich das Aeußere geſtaltet. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß die Einrichtung beſtimmter Ruhetage, ſelbſt wenn ſie gar nicht mit religiöſer Feier zuſammenhinge, eine für jeden, der ein menſchenfreundliches, auf alle Klaſſen der Geſellſchaft gerichtetes Gemüth hat, höchſt erfreuliche und wirklich erquickende Idee iſt. Es giebt nichts ſo Selbſtiſches und Herzloſes, als wenn Vornehme und Reiche mit Mißfallen, oder wenigſtens mit einem gewiſſen verſchmähenden Ekel auf Sonn- und Feiertage zurückblicken. Selbſt die Wahl des ſiebenten Tages iſt gewiß die weiſeſte, welche hätte gefunden werden können. So willkürlich es ſcheint und bis auf einen Punkt auch ſein mag, die Arbeit um einen Tag zu verkürzen oder zu verlängern, ſo bin ich überzeugt, daß die ſechs Tage gerade das wahre, den Menſchen in ihren phyſiſchen Kräften und in ihrem Beharren in einförmiger Beſchäftigung angemeſſene Maß iſt. Es liegt noch etwas Humanes auch darin, daß die zur Arbeit dem Menſchen behülflichen Thiere dieſe Ruhe mit genießen. Die Periode wiederkehrender Ruhe über die Maße zu verlängern, würde eben ſo unhuman als thöricht ſein. Ich habe dies ſogar einmal an einem Beiſpiel in der Erfahrung geſehen. Da ich in der Revolutionszeit einige Jahre in Paris war, ſo habe ich dort es erlebt, daß man auch dieſe Einrichtung, ſich an die göttliche Einſetzung nicht kehrend, dem trocknen und hölzernen Decimalſyſtem untergeordnet hatte. Der zehnte Tag erſt war es, was wir einen Sonntag nennen, und alle gewöhnliche Betriebſamkeit ging neun Tag lang

fort. Wenn dies eigentlich ſichtbar viel zu viel war, ſo wurde von Mehreren, ſo viel es die Polizeigeſetze erlaubten, der Sonntag zugleich mit gefeiert, und ſo entſtand wieder zu vieler Müßiggang. So ſchwankt man immer zwiſchen zwei Aeußerſten, wie man ſich von dem regelmäßigen und geordneten Mittelwege entfernt.

Wenn dies nun aber blos nach ſchon vernunftgemäßen und weltlichen Betrachtungen hiermit der Fall iſt, wie anders ſtellt ſich noch die Sache nach den religiöſen Beziehungen dar; dadurch wird die Idee, wie der Genuß der Feiertage, zu einer Quelle geiſtiger Heiterkeit und wahren Troſtes. Die großen Feiertage ſind überdies mit ſo merkwürdigen Geſchichtsereigniſſen verbunden, daß ſie dadurch eine beſondere Heiligkeit erhalten. Es iſt gewiß die angemeſſenſte Feier dieſer Tage, in der Bibel ſelbſt, in allen vier Evangeliſten, die Erzählung derjenigen, auf welche ſich das Feſt bezieht, zu leſen, wie Sie mir ſchreiben, daß Sie zu thun pflegen ſeit vielen Jahren. In den Evangeliſten iſt namentlich die Uebereinſtimmung in der Erzählung eben ſo merkwürdig als die Art, wie die Erzählung der einzelnen von einander abweicht. Die Uebereinſtimmung bürgt für die Treue und Wahrheit, und in ihr liegt das Gepräge des Geiſtes, in dem alle dieſe unmittelbaren Zeugen, die Chriſtus ſelbſt ſahen und begleiteten, ſchrieben. Allein dieſer Geiſt, ob er gleich ein Geiſt der Einheit war, der Alle beſeelte, hinderte doch nicht, daß ſich nicht die eigenthümliche Aechtheit und Schönheit jedes einzelnen Erzählers hätte gehörig entfalten und darſtellen können. Wirklich kann man, wenn man gewohnt iſt die vier Evangeliſten oft zu leſen, nicht leicht verkennen, von welchem eine Stelle iſt, wenn man nur irgend eine ſolche auswählt, in der ſich das Charakteriſtiſche einigermaßen zeigen läßt. Es ſcheint

mir auch aus Ihrem letzten Briefe, wie ich schon öfter bemerkt zu haben glaube, daß Sie dem Evangelium Johannis den Vorzug geben. Dieser Ausdruck ist zwar nicht passend, da in diesen Schriften mit Recht alles gleich geachtet werden muß. Allein es ist doch natürlich, daß der eine Erzähler das Herz und die Empfindung auf eine andere Art, als der andere anspricht, und alsdann läßt sich auch nach Individualitäten ein Unterschied im Eindruck fortsetzen. Ich theile ganz Ihre Meinung hierüber. Es ist gerade im Johannes, wenn man es so nennen darf, etwas vorzüglich Seelenvolles.

Sie erinnern mich, liebste Charlotte, daß ich Ihnen noch Antwort schuldig bin auf eine Stelle Ihres frühern oder vorletzten Briefs, und nennen es sehr gütig Berichtigung Ihrer Meinungen über wichtige Wahrheiten. Lassen Sie es mich richtiger sagen, es ist der Wunsch, daß wir auch hier gleicher Meinung sein mögen, wie wir es gewiß meist sind über wichtige Wahrheiten. Ich erkenne, und immer mit großer Freude, daß Ihre Ansichten die Resultate eines geläuterten tiefen Nachdenkens sind, das sich die Gegenstände, die es auswählt, mit dem Lichte eines klaren Verstandes beleuchtet. Unter dem Frieden, dessen ich erwähnte und worauf Sie zurück kommen, verstehe ich allerdings den, welcher an den beiden von Ihnen angeführten und sehr gut gewählten Stellen bezeichnet ist, nur auf die Weise, wie ich die Stellen nehme. Ich muß aber beide Stellen eigentlich mit einander verbinden, da eine allein die von mir damit verbundene Idee wenigstens nicht unmittelbar ausdrückt. Zuerst ist, wie es im Jesaias heißt, der Friede das Werk der Gerechtigkeit, er ist unmöglich ohne strenge Pflichterfüllung, unmöglich in jedem, da Strenge der Pflichterfüllung das Erste und Nächste ist. Dies aber

möchte ich nur den irdiſchen menſchlichen Frieden nennen. Er muß die Grundlage ſein, aber er iſt nicht alles. Er wird gepredigt durch den Propheten, durch das voraus gehende Alte Teſtament; das Neue giebt erſt die Vollendung. Das allein iſt der Friede, den die Welt nicht giebt; ein unübertrefflicher Ausdruck. Was dieſem Frieden angehört, iſt von der Welt, dem äußern Glück und dem äußern Genuß geſchieden, es ſtammt von einer unſichtbaren Macht her; allein die Geſinnung muß im Gemüthe vorhanden ſein, daß man ſein ganzes inneres Weſen von der Welt trennt, daß man nicht auf äußeres Glück Anſpruch macht, daß man nur die hohe Seelenruhe ſucht, die auf dem Leben in Demuth und innerm Gehorſam wie in einer klippenloſen ſtillen Waſſerfläche ihre Sicherheit findet. Die bloße Ausübung der Pflicht reicht dazu nicht hin, die Unterordnung des ſelbſtiſchen Daſeins unter das Geſetz und noch weit mehr unter das Anerkenntniß der höchſten alles beherrſchenden und alles durchdringenden Liebe muß ſo vorwaltend ſein, daß das ganze Weſen darin aufgelöſt iſt. Nur bei dieſer Geſinnung kann man den von Jeſus dargebotenen Frieden ſich aneignen. Denn es wäre eine ganz irrige Auslegung der ſchönen bibliſchen Stelle, wenn man glauben könnte, der himmliſche Friede ſenkte ſich von ſelbſt und ohne alles Zuthun auf den Menſchen herab. Wohl zwar ſenkt er ſich alſo nieder, er kann nicht durch Werke verdient, nicht gleichſam wie Erdengüter durch eigenes Thun erworben werden. Er iſt eine freie, himmliſche, immer nur der Gnade entſtrömende Gabe. Allein der Menſch kann ſie nicht erfaſſen ohne jene Geſinnung, er kann des Himmliſchen nicht theilhaftig werden, ſo lange er irdiſches Glück ſucht. Beſitzt er aber dieſe Geſinnung, ſo iſt er wieder jenes Friedens gewiß, denn es iſt recht eigentlich

von den himmlischen Gaben ein wahres Wort, daß denen gegeben wird, die da haben. Das Irdische muß schon, so viel es die schwache Kraft vermag, das Himmlische angezogen haben, wenn es ihm wahrhaft zu Theil werden soll. Auf diese Weise hängt der innere Friede immer vom Menschen selbst ab, der Mensch braucht zu seinem Glücke im wahren Verstande nichts als ihn, und er braucht, um ihn zu besitzen, nichts als sich.

In dem, was Sie über das Glück sagen, haben Sie mich doch einmal mißverstanden, wie das ja auch bei den meisten und großen Uebereinstimmungen unter uns manchmal nicht anders sein kann. Was ich darüber denke, wende ich übrigens nur für mich an. Ich finde es für mich tröstend und ausreichend. Ich liebe es, auf mir selbst zu stehen, und entbehre lieber, als ich an Hoffnungen hänge, die auch fehlschlagen können. Jeder mag darin seine Weise haben. Mit innigster Theilnahme Ihr H.

Einundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 23. Mai 1827.

Sie haben mir, liebe Charlotte, mit Ihrem Brief vom 12., 13. und 14. d. M. eine große Freude gemacht, für welche ich Ihnen herzlich danke. Ich habe mit großem Vergnügen daraus erſehen, daß Sie wohl und heiter ſind, und das ſchöne und wirklich ungewöhnlich ſchöne Frühjahr genießen. Sie wundern ſich nicht mit Unrecht, daß ich dieſes Jahr ſpäter, als es die Jahreszeit zu erlauben ſchien, hierher gegangen bin. Indeß pflege ich gewöhnlich erſt im Juni die Stadt zu verlaſſen. Es iſt jetzt ſehr ſchön hier, und eigentlich war es vor acht Tagen noch ſchöner. Es blühete da der Lila oder ſpaniſche Flieder, der gerade hier in großer Menge und Schönheit iſt, er giebt für Auge und Geruch dem Garten immer einen großen Reiz. Ich entbehre das indeß wenig, denn ich kann nicht ſagen, daß ich gerade auf einzelne Blumen ſehr viel hielte. Die ganze Gartenkunſt läßt mich ziemlich gleichgültig. Ich ſuche die großen Bäume, und ziehe noch mehr die eines freien Waldes den gepflanzten vor, und mein Vergnügen am Landleben iſt mehr das freie und weite Herumgehen in einer angenehmen Gegend, als das Bekümmern um Pflanzungen und Blumenanlagen. Dies weite Herumgehen und die Freude an Bäumen habe ich nun hier ſehr. Um mein Haus unmittelbar herum ſind ſchöne, alte und doch noch in voller Kraft ſtehende Bäume in bedeutender Menge, und will ich weiter gehen, ſo habe ich dicht hinter meinem Park

einen großen, dem König gehörenden Wald. Die Bäume haben darin etwas so Schönes und Anziehendes, auch für die Phantasie, daß, da sie ihren Ort nicht verändern können, sie Zeugen aller Veränderungen sind, die in einer Gegend vorgehen, und da einige ein überaus hohes Alter erreichen, so gleichen sie darin geschichtlichen Monumenten und haben doch ein Leben, sind doch wie wir, entstehend und vergehend, nicht starr und leblos wie Fluren und Flüsse, von denen sonst das im vorigen Gesagte in gleichem Maße gilt. Daß man sie jünger und älter und endlich nach und nach dem Tode zugehend sieht, zieht immer näher und näher an sie an. Gewiß aber ist es, um diesen Eindrücken offen zu bleiben, nothwendig, von Kindheit an oft und anhaltend auf dem Lande gewesen zu sein. Nur auf diese Weise verschwistern sich Gedanken und Empfindungen mit den uns in der Natur umgebenden Gegenständen. Sonderbar aber ist es, daß meine Liebhaberei nur auf die Bäume geht, die, da sie keine eßbare Frucht tragen, gewissermaßen wilde heißen können. Obstbäume haben höchstens in der Blüthe einen Reiz für mich. Es giebt zwar sehr große, und deren Wuchs in der That malerisch ist. Aber sie sagen mir nichts, ohne daß ich mir weiter einen Grund davon angeben könnte. Es liegt indeß vermuthlich darin, daß man die Obstbäume gewöhnlich nahe an Gebäuden findet, oder, daß sie doch immer die Kunst und Sorgfalt des Menschen verrathen, da die Seele und die Einbildungskraft die freie Natur fordert, an welcher der Mensch nichts gemodelt und nichts geändert hat. Es ist schon schlimm genug, daß so oft Bäume, die wirklich auf große Schönheit Anspruch machen können, durch Menschenhände und ewiges Behauen ganz um ihren freien und großartigen Wuchs gebracht werden. So ergeht es z. B.

den Weiden. Sie werden, wenn man sie frei und ungehindert wachsen läßt, zu starken, hohen und malerisch schönen Bäumen. Noch in meiner Kindheit gab es in Berlin selbst drei solche wirklich wundervolle Bäume, die aber auch jetzt nicht mehr vorhanden sind. Aber ich sehe, daß ich zwei volle Seiten über meine Liebhaberei an Bäumen geschrieben habe. Wüßte ich nicht, wie gut Sie sind, liebe Charlotte, so müßte ich fürchten, Sie zu ermüden, so aber rechne ich darauf, daß Sie gern lesen, was ich schreibe, meist meinen Ideen gern folgen, und sie in sich fortspinnen. Mir ist es ein sehr angenehmes Gefühl, mich so vor Ihnen ganz zwanglos gehen zu lassen, und zu Ihnen zu reden wie zu mir selbst. Aber ich habe Ihnen noch das Eine und Andere heute zu sagen, so werden Sie diesmal noch einen längern Brief, als gewöhnlich erhalten.

Ihr letzter Brief hat mir darin besonders Freude gemacht, daß Sie meine Meinung theilen in dem, was ich über den Werth einer schriftlichen Mittheilung, wie wir sie in unserm Briefwechsel aufgenommen, sagte. Auch haben Sie darin vollkommen recht, daß ein solcher brieflicher Umgang, der nie unterbrochen wird, zu einer gegenseitigen tiefern Kenntniß des Charakters führt. Wenn es gewiß nur Wenige sind, die an einem Briefwechsel wie der unsrige ist, Gefallen finden würden, so möchten ihn auch vielleicht wenig Frauen führen können. Es sind dazu doch Individualitäten erforderlich, die nicht Jedermanns Sache sind, vor allen andern auch eine Innerlichkeit des Lebens. Ich kenne Frauen, denen Niemand Geist absprechen kann, noch absprechen wird, sie besitzen viele nnd selbst gelehrte Kenntnisse. Im Gebiete der Wissenschaften ist ihnen wenig fremd; sie haben alles gelesen, was in die neuere und frühere Zeit fällt, und selbst die Schriften und Schriftsteller

der Vorzeit sind ihnen bekannt, und ihre Unterhaltung ermüdet und ihre Briefe sind kaum zu lesen. Man fragt wohl, woran das liegt, und die Antwort ist nicht leicht. Gewiß aber ist die Sprache ein Haupterforderniß, und sie ist nicht Allen verliehen, und in der That mehr angeboren als angebildet. Sie haben die Sprache wohl das Kleid der Seele genannt. Es ist das eine ungemein richtige Bezeichnung, die mir sehr gefallen hat. Ihnen, liebe Charlotte, ist die Sprache vor vielen Andern geworden, und wenn auch, wie Sie wohl gesagt haben, Sie mit der neuen, modernen Lektüre unbekannt geblieben sind, zu der Ihnen keine Zeit übrig blieb, indem Sie auch nicht durch ihre Neigungen dahin gezogen wurden, so hat Ihnen das gar nicht geschadet, vielleicht ist das Eigenthümliche Ihnen dadurch gerade mehr erhalten. Ich selbst bin auch ganz unbekannt mit diesen Büchern. Es ist aber unverkennbar, daß Sie bei früherer, größerer Muße nur unsere besten Schriften gelesen, ja mit ihnen gelebt haben, so hat sich Charakter und Denkweise zugleich mit Sprache und Styl gebildet. Leben, Wärme und Feuer ist in Ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich und nie gesucht oder schwülstig ist. Ich habe Ihnen schon oft Aehnliches gesagt, ohne mich einer Schmeichelei schuldig zu machen. Die Thatsache liegt in jedem Ihrer Briefe und in jedem Heft Ihrer Biographie. Es hat mich gar nicht überrascht, daß Sie mir sagen, wie Sie schon sehr früh die Neigung gehabt, in „ernsthafte" Korrespondenz zu treten, die nicht Erzählung von erlebten Begebenheiten, sondern Betrachtungen, Gedanken und dergl. enthalte. Jede Gelegenheit dazu haben Sie schon als Kind mit einer Art Leidenschaft ergriffen, und Ihre empfangenen Briefchen, wohl geordnet, mit Wichtigkeit bewahrt. Früh schon, wohl mit zwölf

Jahren wären Ihnen manche Briefe übertragen, z. B. in der Familie, auch die Krankenberichte an den verwandten Hausarzt. Ueberhaupt bemerken Sie, wären Ihnen unter allen Beschäftigungen die mit Crayon und Feder die liebsten gewesen, ob Ihnen doch auch eine vielleicht seltene Kunstfertigkeit in weiblicher Arbeit angeboren sei; gewiß angeboren meinen Sie, da Sie nie in irgend etwas Unterricht bekommen oder auch bedurft haben, da der scharf unterscheidende Blick Ihres Auges hinreichend gewesen, Sie zu belehren. (Diese Fähigkeit, bemerken Sie, wäre in dem letzten Theil Ihres Lebens von der größten Wichtigkeit für Sie geworden.) Ob nun dies Talent oder Kunstfertigkeit Sie auch erfreuet habe, und Ihnen viel Lob gewonnen, hätten Sie sich doch noch lieber Ihrem kleinen Schreibtisch zugewendet, und Auszüge aus allen Büchern gemacht, mit denen Sie nach und nach bekannt geworden.

Ich rufe Ihnen, liebe Charlotte, diese Selbstschilderungen aus einem Heft Ihrer Biographie nicht ohne Absicht zurück. Die frühe Uebung im Schreiben mag beigetragen haben, Ihnen eine ungewöhnliche Leichtigkeit, Fertigkeit, Gewandtheit, Richtigkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks zu geben, nicht weniger aber sind auch die intellektuellen Kräfte erforderlich, die als Grundlage jenen den Werth geben.

Durch alle diese, sich stets erneuernden Bemerkungen ist schon mehr als einmal ein Gedanke in mir erregt, den ich Ihnen heute aussprechen will, über den Sie lachen werden, der aber mein Ernst ist. Hören Sie mich denn aufmerksam an, liebe Charlotte. Ich weiß, wie Sie in jener, nun schon lange vergangenen Zeit, nach den Ihnen leider unersetzt gebliebenen Vermögensverlusten, ganz niedergebeugt waren. Ich habe es nicht vergessen, wie Sie

damals mit sich, Verhängniß und Entschlüssen kämpften, und endlich, da Sie etwas ergreifen mußten, die Kunstarbeit wählten, mit der Sie Ihre Neigung in einige Harmonie zu bringen dachten. Ich habe nicht vergessen, wie Sie nun unermüdet allen Fleiß und Nachdenken anwendeten, und sich so eine seltene Geschicklichkeit gewannen, so daß Ihre Fabrikate den ausländischen gleichgestellt, sehr gesucht und versendet wurden. So gelang es Ihrer Anstrengung und Ausdauer sich eine unabhängige Selbstständigkeit zu schaffen, die Ihnen noch die Freiheit gab, nach Ihrer Neigung ein halb ländliches Leben zu führen. Es macht Ihnen viel Ehre, und erregt meine volle und wahre Achtung. Nicht allein das Talent weiß ich zu würdigen, mehr noch die Charakterseiten, die dazu erfordert werden.

Gern möchte ich Sie indeß in einer freiern Lage und in Beschäftigungen wissen, worin Sie bei zunehmenden Jahren weniger angestrengt, mehr sich selbst lebten: das müßte, denke ich, zu erreichen sein. Ja, theure Charlotte, ich möchte Sie so gern aus Ihrer sehr angestrengten Lebensweise herausgehoben wissen, und weiß zugleich, daß, was für viele Andere paßt, doch nicht für Sie ist.

Sie haben sehr oft in Ihren Briefen des schönen Verhältnisses gedacht, worin Sie von Kindheit an, durch alle wechselnden Schicksale Ihres Lebens, bis an sein Grab, zu Ewald gestanden; Sie denken mit gerührter Dankbarkeit des Einflusses, den er auf Sie gehabt, und der unendlichen Theilnahme, die er Ihnen in Rath und That durch ein langes Leben trostvoll bewiesen. Hat er nie die Idee in Ihnen geweckt, Vortheil aus Ihrer Feder zu ziehen? Wie viele Frauen thaten und thun das, die vielleicht weniger dazu berechtigt sind als Sie. Denken Sie nur an Thereſe Huber, deren Sie schon mehrmal mit Liebe er-

wähnt haben, die Ihnen durch gemeinschaftliche Freunde näher bekannt war. Es war wirklich Nothwendigkeit, was sie bestimmte zum Schreiben. Anfangs war sie gewiß weniger dazu befähigt als Sie. Sie wenden mir hier vielleicht ein, Thereſe Huber arbeitete an der Seite ihres Mannes, unter ſeinem Schutz, Forthülfe und Korrektur. Wenn Sie einen ſolchen Entſchluß faſſen auf meinen Rath, ſo iſt es billig, daß ich Ihnen hülfreich bin. Schreiben Sie Ihre Anſichten, Gedanken, Betrachtungen über freigewählte Gegenſtände. Ihre eigenen Schickſale und Mancher, die Ihnen näher ſtanden, bieten Ihnen gewiß Stoff genug, mehr noch Ihr reiches, inneres Leben, das auch in der ſehr einfachen und angeſtrengten Lebensweiſe, die Sie führen, ſich nie erſchöpfte. Die Schilderungen innerer Seelenzuſtände gelingen Ihnen ganz vorzüglich.

Denken Sie meinem Vorſchlage nach, prüfen Sie Ihre innern Kräfte, ſeien Sie nicht zu beſcheiden, und ſagen mir mit dem Vertrauen, das Sie mir ja immer und unwandelbar ſo gütig zeigen, und worauf meine Theilnahme an allem was Sie angeht, auch gerechten Anſpruch hat, Ihre Meinung.

Und nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, ich erſchrecke ſelbſt über die Länge meines Briefes, aber Sie finden darin einen Beweis der innigen Theilnahme, womit ich Ihnen angehöre und unwandelbar angehören werde.

Ihr H.

Zweiundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 12. Juni 1827.

Ihr lieber Brief, am 5. d. M. zur Poſt gegeben, hat mir, wie alle Ihre Briefe, wieder viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich dafür, liebe Charlotte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrer Gegend auch ſo viele Gewitter haben. Neulich dauerte hier eins die ganze Nacht hindurch, und ich erinnere mich nie ſo ſchöne und mannichfaltige Donner gehört zu haben. Alle Arten des fernen und langſamen und dann beſchleunigten Rollens und der Schläge, die mit Krachen immer die Höhe verrathen, kamen hinter einander vor. Ich ſaß, wie ich gewöhnlich thue, bis nach ein Uhr an meinem Schreibtiſch beſchäftigt, ging aber noch während des Gewitters zu Bette, und ſchlief ein, als es noch in voller Stärke war. Ich liebe unter allen Naturerſcheinungen die Gewitter vorzugsweiſe. Ob ſie gleich freilich oft großen Schaden anrichten und ſchmerzliche Verluſte herbeiführen, ſo ſind ſie doch auch durch Kühlung und den Regen, den ſie gewähren, höchſt wohlthätig. Hier in Tegel kommen ſie ſelten recht herauf, weil der ſehr große See das iſt, was die Leute eine Wetterſcheide nennen. Haben ſie aber den Uebergang über den See gemacht, ſo iſt es ein Beweis, daß ſie groß genug waren, um den Abgang an Elektricität, welche die Waſſermaſſe ihnen nimmt, ertragen zu können, und dann pflegen

sie sich nachher noch lange zu halten. Sie sagen mir in Ihrem Brief, daß Sie im letzten strengen Winter einige Akazien verloren haben, die Sie zum Schirm vor der Sonne in Ihrer Gartenstube hatten pflanzen lassen, und betrauern den Verlust der so schön herangewachsenen Bäume. Das glaube ich Ihnen gern und verstehe es ganz. Es ist nicht nur verdrießlich, Bäume zu verlieren, sondern es kann sogar schmerzlich sein, wenn man sich an einen Baum gewöhnt hat. Durch den Frost habe ich keinen Baum verloren, aber der Sturm hat mir eine Akazie entwurzelt und einen Ahorn gespalten. Beides waren alte, wunderschöne Bäume. Die Akazie habe ich nirgends größer gesehen. Sie hatten einen sehr dicken Stamm und weit verbreitete Aeste. Im Grunde aber bleibt die Akazie selten gesund, wenn sie ein Alter, wie diese gewiß hatte, von 45 bis 50 Jahren erreicht. Auch diese war schon einmal gespalten, ich hatte aber durch eine angelegte starke Klammer ihr wieder Festigkeit gegeben. Der Sturm hat sie langsam niedergebeugt, und die Wurzeln mit aus der Erde gerissen. Der Ahorn war noch größer und schöner, aber leider so gespalten, daß ich den ganzen Baum habe müssen abhauen lassen. Nun ist eine Lücke entstanden, die man, wenn man nicht die Ursache weiß, für absichtlich hält, da sie gerade vom Hause eine hübsche Aussicht auf den See giebt, die mir aber leid thut, so oft ich hinblicke. Die Bäume sind darin eigentlich unglücklich, zu allem Wind und Wetter, allen Verunglimpfungen der Vögel und Insekten, der Beschädigungen durch Menschen gar nicht zu gedenken, geradezu still halten zu müssen, und sich nicht vom Fleck rühren zu können. Thieren steht es doch frei, einen Schutz zu suchen, und doch kann man sich kaum erwehren, die Bäume auch als empfindende Wesen anzusehen. Lebende sind sie

offenbar. Ihr Neigen ſieht oft wie eine Klage aus, daß ſie ſo unbeweglich da ſtehen müſſen; der Sturm iſt ohnehin die unerfreulichſte, ja man kann wohl ſagen, fürchterlichſte Naturerſcheinung. Schon daß er eine ſo furchtbare Gewalt unſichtbar ausübt, und man gar nicht einmal begreift, wie er plötzlich entſteht und ſich wendet, macht ihn viel ſchauerlicher, als die andern Naturerſcheinungen, die mehr in die Augen fallen. Bei Stürmen denke ich noch allemal mit größerer Theilnahme, wie Sie darunter leiden, da Sie mir wohl geſagt haben, daß Ihr Gartenhaus ſo wenig Sie ſichert.

Sie haben es ſich ſchon wieder müſſen gefallen laſſen, daß ich mich in meiner Liebe für die Bäume habe gehen laſſen, aber Sie ſind zu gut und unendlich gut, und ſagen mir ſehr freundlich, daß Ihre eigenen Empfindungen für meine Lieblinge der freien Natur ſehr geſteigert ſeien, und Sie jetzt die belaubten Mitbewohner Ihres kleinen Gebiets mit größerer Liebe betrachten als früher. Das ſind ſo ſchöne und zart weibliche Aeußerungen, daß ich ſie mit Vergnügen geleſen habe, und Ihnen recht innig dafür danke, liebe, gute Charlotte.

Sie ſprechen in Ihrem Brief davon, daß ich wohl in dieſem Sommer nach Schleſien gehen würde, und dies Ihnen minder lieb ſei, weil es Ihnen eine ſo weite Entfernung dünke. Ich gehe aber leider, obgleich ich Schleſien nicht berühren werde, in dieſem Sommer noch weiter. Ich begleite nämlich meine Frau ins Bad nach Gaſtein. Dies Bad liegt hinter Salzburg und iſt alſo nahe an 120 Meilen von hier. Wir gehen aber erſt im Julius fort, und ich werde Ihnen in meinem nächſten Briefe, den ich noch vor meiner Abreiſe von

hier schreiben werde, sagen, wohin ich Sie bitten werde, die Briefe an mich zu richten. Ich werde auch bei dieser Gelegenheit einmal wieder München besuchen, wo ich seit sehr langen Jahren nicht war. Unsere Abwesenheit wird bis in den September hinein dauern, da mit der Hin- und Rückreise schon bedeutende Zeit verloren geht, und der Aufenthalt in München hinzukommt. Gastein ist eine der interessantesten Gegenden Deutschlands. Ich habe es zwar noch nicht selbst gesehen, da im vorigen Jahr meine Frau ohne mich da war, aber ich kenne Salzburg und dort fängt das Gebirge an, von dem das Bad Gastein gewissermaßen die letzte und äußerste Schlucht ist. Gastein wird vom Norden Deutschlands wenig besucht, von Oesterreich und Baiern aber, und selbst aus Italien sehr viel. Dennoch sind alle Anstalten zum Wohnen und Leben dort sehr schlecht, und man denkt auch wenigstens nur sehr langsam darauf, sie zu verbessern. Da ich Tegel sehr liebe, so gehe ich eigentlich immer ungern weg. Doch ist das überwunden, wenn man im Wagen sitzt, und in vieler Rücksicht freue ich mich auf diese Monate. Ich habe sehr lange keine Berge und überhaupt keine wahrhaft große, schöne Natur gesehen, und so versetzt man sich immer gern in eine solche. Das Gasteiner Wasser gehört übrigens zu den wirksamsten, die wan kennt. Was aber die Gesundheit betrifft, so gehören die Badereisen zum Theil auch zu den Moden der Aerzte. In meiner Kindheit und ersten Jugend war es höchst selten, daß jemand, wenn er auch bedeutend leidend war, sich in Bewegung setzte, um seine Gesundheit durch ein Bad wieder herzustellen. Jetzt sind die Menschen beweglicher geworden und finden mehr Vergnügen an dem Hin- und Herwandern, wissen sich auch, obgleich Alles jetzt kostbarer ist, die Mittel dazu zu schaffen, und so ent-

steht in jedem Sommer eine eigentliche Auswanderung nach den Bädern. Doch glaube ich, daß es auch hier mehr Mode ist, als anderswo, und z. B. bei Ihnen und in Ihrer Gegend.

Es thut mir sehr leid, daß die große Wärme dieses Jahres, die sehr Vielen und auch mir so erwünscht und erfreulich ist, ganz entgegengesetzt auf Sie wirkt, und Ihnen Beängstigungen, das schlimmste von allem, erregt. Ich werde mich sehr freuen, wenn Ihr nächster Brief mir bessere Nachricht giebt.

Es ist mir sehr merkwürdig, daß Sie sich einer so großen Reihe von Sommern erinnern, worin sehr wenig Sommerwärme war. Allerdings war ich, wie Sie bemerken, in den Jahren abwesend und in südlichen Ländern. Es geschieht mir überhaupt leicht, das zu vergessen, was in der Zeit vorgefallen ist, die ich selbst erlebt habe. Ich bin in der viel ältern Geschichte viel besser bewandert. Ich besinne mich theils nicht auf das Geschehene, theils setze ich es in Zeiten, in die es nicht gehört. Es bleibt mir nur dasjenige, woran sich mir im Geiste oder im Gefühl etwas Tieferes geheftet hat. Aber die Ereignisse, die eigentlichen Vorgänge der Dinge entgehen mir leicht. In diesem Sommer aber ist alles merkwürdig früh. Die Rosen sind schon vorüber, die Lilien werden es bald sein. Zu den Lilien habe ich eine besondere Zuneigung; Farbe, Wuchs, Geruch, alles ist unendlich lieblich, und mehr als das, sie haben eine Pracht, die allen andern Blumen fehlt. In Italien und Spanien sieht man viele Blumen wild, die man bei uns blos in Gärten sieht. Aber Lilien sind sehr selten. Auf der Insel Ischia bei Neapel giebt es eine Art Lilien, sehr gewürzreich an Duft, aber die Farbe ist nicht so strah-

lend weiß und fällt mehr ins Graue. Sie wachsen nur an einer Stelle der Insel, und gerade, da sonst die Lilie einen guten Boden fordert, im allerdürresten Sande am Ufer des Meeres. Die Bewohner erzählen, daß dies eine Art Wunder sei, das man der heiligen Rosalie, der Schutzheiligen der Insel, danke. An der Stelle, wo sie dort den Märtyrertod gelitten, wüchsen jetzt die Lilien.

Sie sagen mir, daß Sie einen lieben Brief von der Tochter des Direktors der rheinisch-westindischen Compagnie, Becher, erhalten haben; wie kam das? Der Vater ist ein sehr angenehmer, interessanter Mann, der einem, wie man ihn sieht, Vertrauen zu seiner Einsicht, Thätigkeit, Geschicklichkeit und Gewandtheit einflößt. Ein Theil seiner Kinder wird wohl in England geboren sein. Er hielt sich lange dort auf, theils in London, theils in Manchester, er hatte große Anlagen in Fabriken dort gemacht, allein in der Zeit des Kriegs mit Frankreich hat er sie aufgeben müssen, und hat sich erst dann wieder nach Deutschland gezogen. Er hat eine überaus zahlreiche Familie. Indeß hat es ihm in England, trotz seines sehr langen Aufenthalts dort, doch nicht recht gefallen. Er findet sich jetzt viel glücklicher in Deutschland. Es muß doch wohl in Lebensweise, Umgebungen, dem Eindruck, den die Nationalgesichtszüge machen, endlich an der Sprache liegen, daß es recht selten Menschen giebt, die ihr Leben in der Fremde beschließen mögen. Einzelne Ausnahmen findet man freilich, sogar Italiener, die in Petersburg zu leben vorzogen, aber selten sind sie immer. Selbst diejenigen, die durch allerlei Umstände festgehalten, nicht in ihr Vaterland zurückkehren, behalten eine Sehnsucht danach, und gehen mit Plänen um, sich wirklich wieder dahin zu versetzen.

Sie schreiben, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Brief

steht in jedem Sommer eine eigentliche Auswanderung nach den Bädern. Doch glaube ich, daß es auch hier mehr Mode ist, als anderswo, und z. B. bei Ihnen und in Ihrer Gegend.

Es thut mir sehr leid, daß die große Wärme dieses Jahres, die sehr Vielen und auch mir so erwünscht und erfreulich ist, ganz entgegengesetzt auf Sie wirkt, und Ihnen Beängstigungen, das schlimmste von allem, erregt. Ich werde mich sehr freuen, wenn Ihr nächster Brief mir bessere Nachricht giebt.

Es ist mir sehr merkwürdig, daß Sie sich einer so großen Reihe von Sommern erinnern, worin sehr wenig Sommerwärme war. Allerdings war ich, wie Sie bemerken, in den Jahren abwesend und in südlichen Ländern. Es geschieht mir überhaupt leicht, das zu vergessen, was in der Zeit vorgefallen ist, die ich selbst erlebt habe. Ich bin in der viel ältern Geschichte viel besser bewandert. Ich besinne mich theils nicht auf das Geschehene, theils setze ich es in Zeiten, in die es nicht gehört. Es bleibt mir nur dasjenige, woran sich mir im Geiste oder im Gefühl etwas Tieferes geheftet hat. Aber die Ereignisse, die eigentlichen Vorgänge der Dinge entgehen mir leicht. In diesem Sommer aber ist alles merkwürdig früh. Die Rosen sind schon vorüber, die Lilien werden es bald sein. Zu den Lilien habe ich eine besondere Zuneigung; Farbe, Wuchs, Geruch, alles ist unendlich lieblich, und mehr als das, sie haben eine Pracht, die allen andern Blumen fehlt. In Italien und Spanien sieht man viele Blumen wild, die man bei uns blos in Gärten sieht. Aber Lilien sind sehr selten. Auf der Insel Ischia bei Neapel giebt es eine Art Lilien, sehr gewürzreich an Duft, aber die Farbe ist nicht so strah-

lend weiß und fällt mehr ins Graue. Sie wachsen nur an einer Stelle der Insel, und gerade, da sonst die Lilie einen guten Boden fordert, im allerdürresten Sande am Ufer des Meeres. Die Bewohner erzählen, daß dies eine Art Wunder sei, das man der heiligen Rosalie, der Schutzheiligen der Insel, danke. An der Stelle, wo sie dort den Märtyrertod gelitten, wüchsen jetzt die Lilien.

Sie sagen mir, daß Sie einen lieben Brief von der Tochter des Direktors der rheinisch-westindischen Compagnie, Becher, erhalten haben; wie kam das? Der Vater ist ein sehr angenehmer, interessanter Mann, der einem, wie man ihn sieht, Vertrauen zu seiner Einsicht, Thätigkeit, Geschicklichkeit und Gewandtheit einflößt. Ein Theil seiner Kinder wird wohl in England geboren sein. Er hielt sich lange dort auf, theils in London, theils in Mancheſter, er hatte große Anlagen in Fabriken dort gemacht, allein in der Zeit des Kriegs mit Frankreich hat er sie aufgeben müssen, und hat sich erst dann wieder nach Deutschland gezogen. Er hat eine überaus zahlreiche Familie. Indeß hat es ihm in England, trotz seines sehr langen Aufenthalts dort, doch nicht recht gefallen. Er findet sich jetzt viel glücklicher in Deutschland. Es muß doch wohl in Lebensweise, Umgebungen, dem Eindruck, den die Nationalgesichtszüge machen, endlich an der Sprache liegen, daß es recht selten Menschen giebt, die ihr Leben in der Fremde beschließen mögen. Einzelne Ausnahmen findet man freilich, sogar Italiener, die in Petersburg zu leben vorzogen, aber selten sind sie immer. Selbst diejenigen, die durch allerlei Umstände festgehalten, nicht in ihr Vaterland zurückkehren, behalten eine Sehnsucht danach, und gehen mit Plänen um, sich wirklich wieder dahin zu versetzen.

Sie schreiben, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Brief

viel von Gewittern, indem Sie auf etwas antworten, was ich in einem meiner Briefe darüber gesagt hatte. Ich bekam Ihre lieben Blätter gerade bei einem heftigen Gewitter. Daß es Ihnen ist, als könnten Sie den Wunsch hegen, gerade durch einen Blitz zu sterben, bin ich weit entfernt zu tadeln, ich finde es, wenn man den Tod leicht gegenwärtig hat, sehr natürlich, und würde den Wunsch ohne Anstand selbst theilen. Es ist ein so reiner, gar nicht verstümmelnder, kaum verletzender Tod, und wenn man auch immer, welche Todesart einem auch bestimmt sein mag, durch eine höhere Fügung stirbt, so ist es doch in der Einbildungskraft nicht auszutilgen, was Sie auch von Ihren Kinderjahren sagen, daß dieser Tod als einer angesehen wird, der gleichsam unmittelbar vom Himmel kommt. Unter den Elementen giebt es kein reineres und schöneres Feuer, als das blos durch die elektrische Naturkraft entstehende. Man wird auch bei dieser Todesart in einem so majestätischen Schauspiel hinweg genommen, daß darüber das Gewaltsame verschwindet. Kein durch äußere Umstände herbeigeführter Tod ist dem natürlichen so nahe kommend, als dieser. Unstreitig aber sehen die vom Gewitter Erschlagenen weder den Blitz, noch hören sie den Donner. Es kann nur eine Sekunde sein, wo Leben und Bewußtsein dahin sind. Es ist indeß sonderbar, daß Personen, die sich vor dem Gewitter fürchten, gerade bei dem Donner am meisten in Schrecken zu gerathen pflegen: wenn man den Donner hört, ist alle Gefahr vorüber. Wie viel man ihnen das sagen mag, es hilft nichts. Es liegt das gewiß darin, daß der Donner durch sein furchtbares Krachen und langsam steigendes Rollen die Nerven erschüttert und damit alle ruhige und verständige Ueberlegung raubt, oder wenigstens schwächt. Es mag überhaupt die Gewitter-

furcht nicht immer sowohl Furcht und ängstliche Besorgniß vor der drohenden Gefahr, sondern öfterer eine Wirkung des Blitzes und des Donners auf reizbare Nerven sein. Es ist aber überhaupt eine nicht so leicht zu beantwortende Frage: ob vorzuziehen ist, schnell hinweggerufen zu werden, oder langsam zu sterben, und das Bewußtsein seines Todes zu haben? Ich setze freilich dabei immer voraus, daß auch der langsame Tod ein schmerzloser sei. Selbst theologisch hat man die Frage aufgeworfen. Der Grund, den man sich dabei gedacht hat, ist wohl kein anderer gewesen, als daß man Zeit haben soll, sich auf den Tod vorzubereiten, damit man nicht unbußfertig sterbe. Davon gestehe ich, würde ich wenig halten, und bin ohne Ihre Erklärung darüber gewiß, daß wir gleicher Meinung sind. Die Vorbereitung zum Tode muß das ganze Leben sein, so wie das Leben selbst, und wirklich von seinem ersten Schritte an, eine Annäherung zum Tode ist. Allein wenn ich auch in diesen Grund nicht eingehen kann, so läßt sich sonst, wenigstens im individuellen Gefühl, manches zu Gunsten eines vorausſehenden, mit Bewußtsein verknüpften Todes sagen. Es hat immer etwas sehr Gewaltsames, so plötzlich hinweggerufen zu werden, auch wenn es ein bloßer Schlagfluß ist, und in der That noch so sanft. Dann aber liegt noch etwas Menschliches darin, sich dem Gefühl des Todes nicht entziehen zu wollen, ihn kennen zu lernen, bis auf den letzten Hauch das scheidende Leben in sich zu beobachten.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihre Antwort auf diesen Brief nach München zu adressiren: abzugeben an Hrn. v. Küster, königlich preußischen Gesandten in München. Nachher bitte ich Sie wieder, den 31. Julius zu schreiben, und dann den Brief wie gewöhnlich und nach Bad Gastein über Salzburg zu adressiren.

Leben Sie recht wohl, liebſte Charlotte, und ſuchen Sie ſich gegen den Ihnen ſo nachtheiligen Einfluß der Hitze zu verwahren. Ihre Meinung, immer durch Aderläſſe ſich zu erleichtern, beunruhigt mich. Sie können dadurch nur geſchwächt werden, und noch mehr bei Ihrem Mangel an Eßluſt. Der Ihrige. H.

Dreiundſiebenzigſter Brief.

Landshut, den 19. Julius 1827.

Ich bin früh genug hier angekommen, was mich ſehr freut, ſo kann ich Ihnen, liebe Charlotte, noch von hier aus ſchreiben. Ich hoffe übermorgen nach München zu kommen. Wenn ich unterwegs kein ungewöhnliches Hinderniß antreffe, ſo denke ich übermorgen Abend im Beſitz eines Briefes von Ihnen zu ſein. Denn ich weiß gewiß, daß Sie an dem Tage, an dem ich Sie darum bat, den Brief abgeſchickt haben. Es iſt von hier nach München nur eine, und nicht einmal große Tagereiſe, und ich könnte ſehr füglich ſchon morgen Abend dort ſein. Aber ich beſuche einen Bekannten auf dem Lande, der etwas ſeitwärts wohnt, und halte mich bei ihm eine Nacht auf. Ich entſchließe mich jetzt überhaupt ungern zum Reiſen, und thue es nicht ohne erhebliche Gründe. Die Unbequemlichkeiten ſcheue ich gar nicht, ich liebe aber die Anſtalten dagegen nicht, ſondern gehe darin ſehr einfach zu Werke. Von der Seite alſo wäre mir das Reiſen nicht zuwider. Aber die Störung in meinen Geſchäften iſt es mir. Man kann es nicht vermeiden, daß nicht das Reiſen zu einer Art Nichtsthun, oder wenigſtens zu einer Art geſchäftigen Müſſigganges werde. Ich wehre mich zwar, ſo viel ich kann dagegen, und wenn ich auch freilich nicht dieſelben Arbeiten fortſetzen kann, ſo ſuche ich es wenigſtens dahin zu bringen, daß es nur ein Wechſel von Arbeiten ſei. Das

Arbeiten ist, meinem Gefühle nach, dem Menschen so gut ein Bedürfniß, als Essen und Schlafen. Selbst diejenigen, die gar nichts thun, was ein vernünftiger Mensch Arbeit nennen würde, bilden sich doch ein, etwas zu thun. Einen Müssiggänger, der es seiner Meinung nach wäre, giebt es wohl nicht auf der Welt. Auf der Reise aber giebt es eine andere Weise der Beschäftigung, nämlich das stille Denken ohne einen Finger zu rühren, ohne zu lesen oder zu schreiben. Das kann man zwar auch zu Hause haben, aber die oft sogar unrichtige Geschäftigkeit erlaubt es nicht, man ist zu pedantisch, um es sich eben anders zu gestatten, als vielleicht bei einem einsamen Spaziergange. Ich halte sehr viel davon, und habe darum sogar schlaflose Nächte recht gern, nur daß ich zu diesen, da ich einen guten, gesunden Schlaf habe, kaum anders als in Krankheiten komme. Beim Reisen aber tritt die Nothwendigkeit ein, und man hat den Genuß, indem der Wille gerechtfertigt ist. Wenn man, wie ich jetzt, mit jemand reist, mit dem man gerne spricht, wie ich mit meiner Frau, wo das Gespräch nicht ausgeht, und wo man auf eine mehr anziehende Weise angeregt wird, als man selbst anregt, da fällt dies natürlich weg. Aber ich sprach nur erst vom Alleinreisen. Wirklich aber ist es wahr, daß Männer sich nicht genug im müssigen Denken gehen lassen. Sie thun eher alles, als denken, auch wenn sie ganz unbeschäftigt sind, oder sie geben sich, wenn sie gerade zu keinen höheren Beschäftigungen berufen sind, lieber noch ganz leeren und nichtigen hin. Die Beschäftigungen der Männer sind leider so, daß sie das gleichzeitige innere Denken ausschließen, und doch den Geist gar nicht auf eine irgend würdige Weise in Anspruch nehmen. Auf diese Beschäftigungen haben doch Viele die Albernheit, einen Werth zu setzen,

und ſich etwas darauf einzubilden. Dies iſt offenbar eine der Urſachen, warum in der Regel Frauen intereſſanter zu ſein pflegen als Männer. Denn bei den Arbeiten der Frauen wird das ſtille Sein der Seele für ſich viel ſeltener durch die Arbeit geſtört. Beides geht neben einander fort, und der Werth der Gedanken und Gefühle wird mehr empfunden. Eine Frau, die deſſen ſonſt fähig iſt, hängt beiden mit mehr Liebe nach.

Die Gegenden, durch die man von Berlin bis hier kommt, ſind nicht gerade von vorzüglicher Schönheit. Nur in einzelnen Strecken zeichnet ſich die Natur aus. Die wahrhaft großen Gebirgsgegenden kommen erſt zwiſchen München und Salzburg, und von da weiter bis Gaſtein. In München und Salzburg war ich ſchon mehrmals, doch machte ich nie einen längern Aufenthalt daſelbſt. Bis hierher und zwiſchen hier und München geht zwar der Weg durch Provinzen, die überaus reich an mannichfachen Naturſchönheiten ſind, aber ſie liegen nicht an der Straße, theils zufällig, theils weil man dieſe mehr durch das ebene Land geführt hat. Baireuth iſt ein vorzüglich ſchönes Land und auch noch der reizendſte Strich, durch den ich ſeit Berlin bis jetzt gekommen bin. Es hat Seltenheiten, die ſich ſonſt nicht leicht in irgend einem Lande finden. Es werden nämlich in großen, weiten, unterirdiſchen Höhlen ganze Haufen von Knochen großer Thiere, ja ganze Theile von Skeletten angetroffen. Sie erinnern ſich gewiß davon geleſen zu haben. Es war eine Zeit lang ſehr viel, ſelbſt in den gewöhnlichen Zeitungen die Rede davon. Theils waren die Knochen von Thieren, die man zwar ſehr gut kennt, die aber jetzt nicht dort leben, theils aber gehören ſie auch Thieren an, deren Gattungen verloren gegangen zu ſein ſcheinen, da man in keinem Lande Kenntniß von

ihnen hat. Auch eine Menge verſteinerter Pflanzen und Thiere aller Arten giebt es im baireuthiſchen Gebirge, mehr als in den meiſten andern. Eine ſchwer zu erklärende Sache iſt es, daß man noch niemals verſteinerte Menſchen gefunden hat, nicht blos hier nicht, ſondern in keinem Theil des Erdbodens. Die menſchlichen Knochen werden eben ſowohl verſteinern, als thieriſche, und nach der Schöpfung läßt ſich doch kein eigentlicher Zwiſchenraum zwiſchen der Bevölkerung des Erdbodens mit unvernünftigen Thieren und zwiſchen der mit Menſchen annehmen. Denn ſonſt könnte man glauben, daß die Epoche, wo thieriſche Subſtanzen in Stein übergingen, der Zeit vorhergehend geweſen ſei, wo Menſchen auf dem Erdboden verbreitet waren. Die nächſte Poſtſtation von hier aus jenſeits Baireuth hat eine überraſchend anziehende, merkwürdige Lage, heißt Berneck, iſt nur ein kleiner Marktflecken, aber ringsum von anmuthigen, mit Tannen bewachſenen Bergen umgeben, von denen man ſich in einem ganz engen, kreisrunden Thal umſchloſſen ſieht. Die Berge ragen weit, auch über den Kirchthurm des Orts hervor und an ihrer ſonſt grünbewachſenen Seite ſtehen viele ganz nackte, zackige Felsſtücke heraus. Auf einem dieſer Berge ſteht ein hoher, viereckiger Thurm, der ſich ganz ſonderbar ausnimmt. Er iſt unten alt, oben aber größtentheils neu aufgeführt. Er hat eigentlich keinen Zweck. Es iſt zwar eine Uhr darin, aber es verdient kaum die Mühe, daß man, wie man es thut, ſie regelmäßig aufzieht, da eine andere Uhr im Ort iſt. Man hat aber, was eine lobenswürdige, hübſche Sorgfalt iſt, den Thurm blos hergeſtellt, um ein Stück des Alterthums zu erhalten. Ich weiß, Sie, liebe Charlotte, begleiten mich mit Ihren Gedanken, und wiſſen gern, durch welche Gegenden ich komme, und wobei ich

verweile; Sie kennen und theilen auch meine Neigung für die Schönheiten der Natur, und wie ich oft da gern verweile, was gewiß Vielen keines Blickes werth scheint. Wäre das nicht, so müßte ich um Verzeihung bitten, daß ich mich so oft vor Ihnen gehen lasse, um so mehr, da Sie mir wohl gesagt haben, daß Sie eigentlich überhaupt keine Reisebeschreibungen lieben, und auch lieber von mir solche Briefe empfangen, die Sie mehr in meinen Ideengang hineinziehen. Ich bin Ihnen für beides sehr dankbar, und es ist mir eine gar liebe Vorstellung, daß Sie meine Beschreibungen, wie Gemälde, gern betrachten, eigentlich, weil sie von mir sind. Es ist das so rein weiblich, den Ansichten eines Mannes gern zu folgen, für den im Busen liebevolle Ergebenheit wohnt, daß dies selbst von einer Fremden angenehm sein würde, wie sollte es mich nicht von Ihnen herzlich freuen! —

Ich bitte Sie, mir so nach Gastein zu schreiben, daß Sie den 10. August den Brief abgehen lassen unter der gewöhnlichen Adresse. Nachher aber sollen Sie mir nicht eher schreiben, als bis ich es Ihnen anzeigen werde. Die Briefe gehen sehr langsam nach Gastein, und ein später abgehender Brief könnte mich leicht nicht mehr dort treffen. Ueber meine Rückkunft nach Berlin kann ich noch nichts bestimmen.

Leben Sie herzlich wohl, mit immer gleicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierundſiebenzigſter Brief.

Bad Gaſtein, den 5. Auguſt 1827.

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, von unterwegs, ich denke von Regensburg, gewiß am 19. v. M. geſchrieben, und hoffe, daß Ihnen der Brief, wenn auch ſpäter, zugekommen ſein wird. Die Erfahrung hat mich gelehrt im vorigen Jahr, daß die Poſt hierher ungemein langſam geht. Seitdem habe ich nun Ihren ſehr lieben, freundlichen Brief vom 10. Julius in München durch Hrn. v. Küſter empfangen, und ſage Ihnen meinen herzlichſten Dank dafür. Ich hatte Sie gebeten, Ihren nächſten Brief am 10. d. M. abzuſchicken, daran iſt nun nichts mehr zu ändern. Leicht kann ich Ihnen einen zu ſpäten Tag beſtimmt haben, denn es ſcheint, daß unſere Badekur ſchon eher beendigt ſein wird, wie ich es früher nicht dachte. Weſentlich ſchadet es nicht, da er mir auf jeden Fall nachgeſchickt wird. Es ſollte mir nur leid ſein, ſo lange von Ihnen ohne Nachrichten zu ſein. — Der Ort hier liegt ſchon den höchſten Bergen Deutſchlands ſehr nahe. Man befindet ſich ſelbſt hier im Bade 2000 Fuß über der Meeresfläche. Das Thal iſt überaus lieblich und ſchön. Von Salzburg hierher geht eine große, ſehr bequem angelegte Straße. Doch iſt das Thal ſehr enge. Im Grunde dankt man dies Thal nur dem Lauf des Fluſſes, welcher darin ſein Bett hat. Von Salzburg aus iſt es den größten Theil des Wegs über die Salza, einige Meilen von hier aber die Ache, die in die

Salza fließt. Sehr selten aber kann der Weg neben dem Fluß in der Thalebene hinlaufen. Meistentheils hängt er hoch an dem Felsen, und geht nur da hinunter, wo er sich mittelst einer Brücke auf die andere Seite des Flusses schlägt. An den Felsen hinlaufend, ist er mit hohen Mauern, mitunter nur auch mit hölzernen Pfeilern gestützt. Dieser Weg dauert aber nur bis in das Bad. Hier streckt sich eine Bergkette quer vor. Von hier weiter kann man nur mit ganz kleinen Landwagen noch etwa eine Stunde weit fahren, nachher nur mit Lastthieren oder reitend übers Gebirge kommen. Dies macht eben den schönen Anblick des Orts, da man, wenn man mit dem Gesicht gegen das Ende des Thals steht, mehrere Stufen von Bergen über einander sieht, deren unterste mit dunkeln Tannen bewachsen und die obersten mit Schnee bedeckt sind. Unmittelbar an diesem Berge liegt das Haus, wo wir mit andern Badegästen wohnen, und das ein vom letzten Erzbischof von Salzburg gebautes Schloß, aber weder prächtig noch groß ist. Ueber diese das Thal beschließende Bergreihe fällt nun die Ache, und bildet einen in seiner ganzen Länge sehr hohen, aber eigentlich aus mehreren einzelnen Fällen bestehenden Wasserfall. Die ganze Höhe beträgt 630 Fuß. Von beiden Seiten ist er von steilen Felsen eingeschlossen, über die aber an einigen Stellen der Schaum in der Ferne sichtbar hervorspritzt. Die Lage des Schlosses ist darin wunderbar, und für mich sehr angenehm, daß die Hinterseite so nahe an dem Felsen und dem Gebirge liegt, daß man keine volle zwei Schritte Raum hat. Die Vorderseite, die nach dem Orte zu liegt, hat hingegen eine hohe Treppe, die vom Platz in das untere Stockwerk führt. Hinten herum gehen Treppen und kleine mit Geländern versehene Pfade den Berg hinauf, neben dem Wasserfall

hin, dieſer iſt kaum zwanzig Schritte vom Hauſe entfernt, und macht ein großes, donnerartiges Getöſe, das die Badegäſte vom Augenblick ihrer Ankunft bis zur Abreiſe nicht einen Moment verläßt. Vielen, beſonders nervenſchwachen Perſonen iſt dieſer Lärm ſehr zuwider, ſie machen weite Spaziergänge, um ſich auf Augenblicke davon zu befreien, können nicht ſchlafen und haben ein großes Weſen damit. Mir thut er nichts, vielmehr habe ich ihn gern. Ich bewohne das Zimmer, dem er am nächſten iſt, und arbeite und ſchlafe vortrefflich. Das einzige Unbequeme iſt, daß, wenn man Beſuch hat, man, um ſich vor dem Rauſchen zu verſtehen, viel lauter, als ſonſt angenehm iſt, reden muß. Die kleinen Felſenwege hinter dem Schloß führen auf eine über den Waſſerfall weg an ſeinen höchſten Punkt gehende Brücke. Man hat dieſer ſehr unrichtig den Namen der Schreckensbrücke gegeben. Sie iſt angenehm und gewährt einen lieblichen und ewig den Blick anziehenden Anblick, hat aber im geringſten nichts Schreckliches. Geht man über dieſe Brücke, ſo ſteigt man noch eine Zeit lang zur Seite der eben ihrem Fall zuſtürzenden Ache, und gelangt dann in ein viel freieres Thal, als das hieſige, das von noch höhern Bergen umgeben iſt. Es iſt meiner Empfindung nach bei weitem nicht ſo maleriſch als das hieſige, aber man kann eine große Strecke lang ohne zu ſteigen fortgehen, weshalb ich es gern zu Spaziergängen wähle, auf denen ich mich mehr mit mir, als mit der Gegend beſchäftigen will. In dem Theile des eigentlichen Bades, das der Vorderſeite des Schloſſes gegenüber liegt, ſind ſehr ſchöne Pfade und Gänge aller Art, aber kein Platz, wo man nur 200 Schritte ohne hinauf oder hinab zu ſteigen gehen könnte. Für Perſonen, die an den Füßen leiden, iſt das ſchlimm, da es ihnen leicht an

Bewegung mangelt. Indeß wird auch die Bewegung hier gar nicht als nothwendig zur Kur angesehen. Man legt sich vielmehr gleich nach dem Bade auf eine oder zwei Stunden ins Bette, und es wird für zuträglich gehalten, wenn man schläft. Die ersten Tage, ehe man die Wallung und Aufregung des Bades gewohnt wird, will das nicht gelingen, jetzt aber schlafe ich immer. Ich bade nämlich schon um vier Uhr Morgens. Man bleibt gewöhnlich eine Stunde im Bade. Die Quelle ist sehr heiß, wohl 40 Grad Hitze; man läßt es früh ein, damit es abkühlen kann; 27 bis 28 Grad ist die gewöhnliche Badewärme. Getrunken wird das Wasser auch, doch ist das Baden die Hauptsache. Einigen bekommt auch das Trinken nicht. Ohne den Wasserfall wäre das Thal seiner größten Schönheit beraubt. Ich kann Stunden lang dabei stehen, und dies Treiben, Kochen und Sprudeln mit ansehen, in dem sich das Wasser bis zu bloßem Schaum verarbeitet. An den weniger jähen Stellen rollt es dann in länglichen, grünen Wölbungen fort, deren Säume nur mit Schaum eingefaßt sind, und überall ist eine Eile, eine Emsigkeit, als gelte es das Leben, das ruhige und stille Thal zu erreichen. Ich habe in der Schweiz und Italien viel größere und eigentlich auch schönere Wasserfälle gesehen, der hiesige gehört doch nur zu den kleinern. Aber seine Länge und die Verschiedenheit, bald senkrecht steiler, bald blos einer mehr und minder schiefen Fläche ähnlicher Abhänge, giebt ihm wieder eine Mannichfaltigkeit, welche jene nicht haben. Ich bin in meiner Erzählung sehr ausführlich gewesen, weil ich weiß, daß es Ihnen an sich interessant sein wird, noch mehr aber weil ich gewiß bin, daß Sie mich gern mit Ihren Gedanken begleiten, und darum gern ein anschauliches Bild von einem Ort empfangen, der, so viel ich weiß,

noch wenig beſchrieben iſt. Sie ſehen zugleich, die Sie meine Neigung, mich an einer ſchönen Gegend zu erfreuen, kennen, daß mir die Zeit recht angenehm hingeht.

Auf der Herreiſe beſuchte ich auch München und blieb vier Tage dort. Es iſt von Kunſtſchätzen ſehr viel und unendlich Schönes da zu ſehen. Der König hat ſehr viel antike Statuen und Gemälde zuſammengekauft, und läßt Gebäude mit königlicher Pracht aufführen, um ſie darin aufzuſtellen. Dem Klima nach iſt allerdings, wie Sie ſagen, München keine angenehme Stadt. Im Sommer kann man das zwar nicht eben merken, allein es liegt auf einer ſehr hohen Fläche, und hat daher nicht blos einen ſehr ſtrengen Winter, ſondern auch ſehr ſcharfe und unangenehme Winde. Vorzüglich klagt man über die Frühjahre und Herbſte. Die unmittelbare Gegend rund herum iſt auch nicht ſchön, ſondern eher häßlich zu nennen. Blos der engliſche Garten gewährt einen angenehmen Spaziergang und iſt eine wirklich ſchöne Anlage.

Eine Antwort hierher würde mich nicht mehr treffen. Ich bitte Sie alſo, Ihren nächſten Brief an mich am 28. Auguſt auf die Poſt zu geben, und nach Berlin wie ſonſt gewöhnlich zu adreſſiren. Leben Sie recht wohl. Mit herzlicher Freundſchaft und Theilnahme Ihr H.

Fünfundſiebenzigſter Brief.

Bad Gaſtein, den 21. Auguſt 1827.

Ich habe bereits vor mehreren Tagen, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 5. d. Monats empfangen, und mich gefreut zu ſehen, daß Ihnen auch der meinige, den ich, denke ich, aus Regensburg abſchickte, richtig zugekommen iſt. Ich hoffe, Sie werden ſeitdem auch den empfangen haben, den ich Ihnen von hier aus geſchrieben. Es iſt ſehr gut, daß Sie diesmal den Ihrigen haben früher abgehen laſſen, als ich es beſtimmt hatte. Ich habe darin mit großem Vergnügen eine Sorgfalt geſehen, mir die Nachrichten von ſich, von denen Sie wiſſen, wie ſehr ſie mich intereſſiren, früher zuzubringen.

Obwohl mich in Ihren Briefen alles intereſſirt, ſo habe ich mit beſonderm Antheil in Ihrem letztern geleſen, was Sie mir von einer franzöſiſchen Familie ſagen, die Sie vor Jahren gekannt haben, und die jetzt nach Deutſchland zurückgekehrt iſt. Vor allem hat die junge, vor wenigen Jahren verheirathete Frau meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, die auch Sie unverkennbar und vorzugsweiſe intereſſirt. Nach allem, was Sie mir von ihr ſagen, wenn auch Liebe die Feder führte, muß ſie voll wahrer Anmuth ſein. Es wird mir ſehr lieb ſein, wenn Sie mir mehr von ihr und dieſer Familie überhaupt erzählen. Ich liebe immer, wie Sie wiſſen, und in allen Beziehungen das Individuelle; es bereichert beſtändig, eine Geſtalt mehr zu kennen, ſei es, daß man ſie ſelbſt ſah, oder daß man ihr

noch wenig beschrieben ist. Sie sehen zugleich, die Sie meine Neigung, mich an einer schönen Gegend zu erfreuen, kennen, daß mir die Zeit recht angenehm hingeht.

Auf der Herreise besuchte ich auch München und blieb vier Tage dort. Es ist von Kunstschätzen sehr viel und unendlich Schönes da zu sehen. Der König hat sehr viel antike Statuen und Gemälde zusammengekauft, und läßt Gebäude mit königlicher Pracht aufführen, um sie darin aufzustellen. Dem Klima nach ist allerdings, wie Sie sagen, München keine angenehme Stadt. Im Sommer kann man das zwar nicht eben merken, allein es liegt auf einer sehr hohen Fläche, und hat daher nicht blos einen sehr strengen Winter, sondern auch sehr scharfe und unangenehme Winde. Vorzüglich klagt man über die Frühjahre und Herbste. Die unmittelbare Gegend rund herum ist auch nicht schön, sondern eher häßlich zu nennen. Blos der englische Garten gewährt einen angenehmen Spaziergang und ist eine wirklich schöne Anlage.

Eine Antwort hierher würde mich nicht mehr treffen. Ich bitte Sie also, Ihren nächsten Brief an mich am 28. August auf die Post zu geben, und nach Berlin wie sonst gewöhnlich zu adressiren. Leben Sie recht wohl. Mit herzlicher Freundschaft und Theilnahme Ihr H.

Fünfundſiebenzigſter Brief.

Bad Gaſtein, den 21. Auguſt 1827.

Ich habe bereits vor mehreren Tagen, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 5. d. Monats empfangen, und mich gefreut zu ſehen, daß Ihnen auch der meinige, den ich, denke ich, aus Regensburg abſchickte, richtig zugekommen iſt. Ich hoffe, Sie werden ſeitdem auch den empfangen haben, den ich Ihnen von hier aus geſchrieben. Es iſt ſehr gut, daß Sie diesmal den Ihrigen haben früher abgehen laſſen, als ich es beſtimmt hatte. Ich habe darin mit großem Vergnügen eine Sorgfalt geſehen, mir die Nachrichten von ſich, von denen Sie wiſſen, wie ſehr ſie mich intereſſiren, früher zuzubringen.

Obwohl mich in Ihren Briefen alles intereſſirt, ſo habe ich mit beſonderm Antheil in Ihrem letztern geleſen, was Sie mir von einer franzöſiſchen Familie ſagen, die Sie vor Jahren gekannt haben, und die jetzt nach Deutſchland zurückgekehrt iſt. Vor allem hat die junge, vor wenigen Jahren verheirathete Frau meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, die auch Sie unverkennbar und vorzugsweiſe intereſſirt. Nach allem, was Sie mir von ihr ſagen, wenn auch Liebe die Feder führte, muß ſie voll wahrer Anmuth ſein. Es wird mir ſehr lieb ſein, wenn Sie mir mehr von ihr und dieſer Familie überhaupt erzählen. Ich liebe immer, wie Sie wiſſen, und in allen Beziehungen das Individuelle; es bereichert beſtändig, eine Geſtalt mehr zu kennen, ſei es, daß man ſie ſelbſt ſah, oder daß man ihr

Bild nur durch Schilderung in der Einbildung trägt. Ich glaube aus Ihrem Briefe recht zu verstehen, daß dies eine ausgewanderte Familie ist, die in der Zeit der Revolution sich, wie alle Emigrirte, einen Zufluchtsort vor den Gefahren, die ihnen im Vaterlande droheten, im Auslande suchend, in Deutschland in Erwartung günstiger Veränderungen aufhielt, dann, als diese in der That eintraten, nach Frankreich zurückkehrte, und nun eine Reise in Ihre Gegend gemacht hat. Wenn unter diesen Emigrirten Kinder waren, welche einige der Jahre, in welche man mit Recht am meisten die geistige Entwickelung des jugendlichen Alters setzen muß, unter uns zugebracht haben, so dächte ich, könnte der Einfluß deutscher Sitten, deutscher Bildung und deutscher Umgebung nicht ganz unbemerkt an ihnen vorübergegangen sein. Das jugendliche Alter stößt das Verschiedenartige nicht feindselig von sich zurück. Dies ist offenbar mehr eine Unart des spätern. In der Jugend öffnet offenbar der bemerkte Kontrast mehr oder eher die Empfänglichkeit, als er derselben im Wege steht. Es ist aber allerdings wahr, daß ein Umstand bei den meisten französischen Emigrirten gemacht hat, daß ihr Aufenthalt in Deutschland kaum fruchtbarer für sie geworden ist, als wenn sie nie unter uns den Fuß gesetzt hätten. In vielen Familien hat sich das auch auf die Kinder erstreckt, obgleich andere allerdings auch wieder die deutsche Erziehung sehr zweckmäßig benutzt haben. Ich kenne sogar Beispiele, wo die, welche als Kinder die Auswanderung theilten, sich so mit allem Deutschen verbunden und verschmolzen haben, daß sie ganz bei uns geblieben sind, und daß ihnen die Sprache ihres Vaterlandes selbst minder geläufig geworden ist. Jedoch sind diese Fälle freilich die seltnern. Der Umstand, von dem dieser ganz verschiedenartige Einfluß abhängt, ist nämlich der, wie weit

dieſe Leute in die deutſche Sprache eingegangen ſind, und ſich mit ihrer beſſern Ausbildung vertraut gemacht haben. Was Sie in Ihrem vorletzten Brief darüber ſchreiben, war ſehr wahr und richtig bemerkt. Die wahre Heimath iſt eigentlich die Sprache. Sie beſtimmt die Sehnſucht danach, und die Entfremdung vom Heimiſchen geht immer durch die Sprache am ſchnellſten und leichteſten, wenn auch am leiſeſten vor ſich. Nur gewiſſe klimatiſche Verhältniſſe wirken gewiſſermaßen körperlich. So iſt wenigſtens das Heimweh der Schweizer zum Theil, daß alle Bewohner großer Gebirge bis auf einen gewiſſen Grad mit ihnen gemein haben. Wer an die reine, feine, kräftigende Bergluft gewöhnt iſt, kann nicht wohl im Thal ausdauern. Gerade das Weite beengt ihn durch die ſchwere, dumpfere und feuchtere Atmoſphäre, in welcher er ſich bewegen ſoll. Doch auch in dieſem Falle bemerkt man die Macht, wenn auch nicht der Sprache, aber doch der Eindrücke, welche der Menſch durch das Ohr empfängt. Dieſe haben auf jede Weiſe eine eindringendere Schärfe, als die uns durch das Auge zukommen. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß nichts ſo ſehr das Heimweh der Schweizer weckt, als die ganz eigenthümliche und nur dort übliche Reihe von Modulationen, welche den ſogenannten Kuhreigen bildet, der von Worten ganz getrennt, und auf keine Melodie oder Muſik beſchränkt iſt. Um auf die franzöſiſchen Ausgewanderten zurückzukommen, ſo hat ſich im Ganzen der Einfluß deutſcher Art und Sprache, wo er noch Statt gefunden hat, wohl mehr auf die Männer als die Frauen bezogen. Die Knaben und jungen Leute kamen nicht nur überhaupt mehr in Umgang mit gebildeten Klaſſen, ſondern ſie benutzten auch häufig deutſche Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten, was ſie dann in volle Gemeinſchaft mit der Sprache führte. Die Mädchen, mehr an

den Kreis ihrer ganz französisch bleibenden Eltern gefesselt, lernten unsere Sprache nur auf todte und künstliche Weise durch Lehrmeister, oder gar aus dem Umgange mit dem Gesinde. Auf keinem dieser Wege konnte dasjenige in ihnen lebendig werden, was gerade sie hätten Wohlthätiges für sich aus unserer Denk- und Empfindungsart ziehen können. Denn wohlthätig halte ich jede Verschmelzung mit einer der Individualitäten der gebildeten europäischen Nationen. Es bricht die Einseitigkeit, und wo dies auf die rechte Weise geschieht, da giebt man die eigene Eigenthümlichkeit nicht auf, sondern glättet nur ihre schroffern Ecken ab, behält aber ihren ächten und edlen Charakter nur auf eine noch festere und sich mit allen innern Gefühlen inniger verschlingende Weise bei.

Da die Badekur beendet scheint, so reise ich vermuthlich übermorgen, den 23. d. M., auf dem geradesten Wege von hier nach Tegel zurück. Die Rückreise braucht 10—12 Tage, so kann ich am 2.—3. September dort angelangt sein. Es können sich indeß Verhinderungen für ein paar Tage finden, denen man um so lieber nachgiebt, da der Aufenthalt hier sehr schön ist. Willkürlich hier seinen Aufenthalt verlängern, würde schwer sein bei dem großen Andrange der Badegäste und der geringen Zahl der Wohnungen. Ich habe Sie, liebe Charlotte, schon in meinem letzten Brief gebeten, mir am 28. August, wie gewöhnlich, nach Berlin zu schreiben. Ihr Brief kommt dann entweder mit mir zugleich, oder unmittelbar vorher an. Leben Sie herzlich wohl. Mit freundschaftlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Sechsundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 5. September 1827.

Ich bin am 3. d. M. hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vom 25. und 28. Auguſt, für den ich Ihnen herzlich danke, hier, ſo wie ich es erwartete, vorgefunden. Ich halte viel auf die Regelmäßigkeit, und ſelbſt Briefe, die ich, wie die Ihrigen, zu jeder Zeit mit Freude empfange und leſe, ſind mir doch doppelt lieb, wenn ſie gerade zu der Zeit, wo ich ſie erwarten kann, eintreffen. Ich rechne daher Ihnen die Regelmäßigkeit Ihres Schreibens ſehr an, und weiß ſie zu erkennen und zu ſchätzen. Beim Empfang dieſer Zeilen werden Sie wohl auch gewiß meinen Brief vom 21. Auguſt bekommen haben. Mein voriger war, wie ich aus dem Ihrigen ſehe, zwölf Tage gegangen, und ſo müßte er Ihnen dieſen Morgen zukommen. Es iſt bei dem Tage meiner Abreiſe, wie ich Ihnen denſelben darin ſchrieb, geblieben, und auch die Reiſe habe ich Tag für Tag ſo machen können, wie ich es beſchloſſen hatte. Sie iſt aber lang, und wenn man jede Nacht in größern Städten bleiben will, muß man oft kurze Tagereiſen machen. In Baireuth habe ich mich einen Tag aufgehalten, ſonſt nirgends. So kam ich am 2. d. Abends in Berlin an, und ging am 3. hierher. Hier bleibe ich nun bis zum Ende October, und wenn das Wetter zuſagt, wohl auch etwas länger, ehe ich in die Stadt gehe. Es iſt ſehr gütig von Ihnen, bei dem in der letzten Zeit rauhen Wetter an

meine Reiſe gedacht zu haben. Wirklich war das Wetter vom 23. Auguſt Morgens, wo ich abreiſte, bis zum 30., wo ich in die Ebene von Leipzig kam, ſehr unangenehm. Der Regen ging zwar noch an, er war weder lang, noch anhaltend, noch heftig, ob er gleich mehrmals täglich erſchien. Allein kein Sonnenblick, ein ewig umwölkter Himmel. Glücklicherweiſe hatte ich noch in Salzburg einen leidlichern und wenigſtens etwas freiern Tag und Himmel, was dort ſehr wichtig iſt. Denn es giebt nicht leicht eine ſchönere Lage und Gegend, eine große fruchtbare Ebene, in der man gerade in der Nähe und Ferne, die beide gleich wohlthätig ſind, die in ſchöne Maſſen vertheilten Gebirge ſieht. Einzelne kleine Berge, die man überall ſonſt groß nennen würde, die aber den hohen Gebirgen gegenüber nur Hügel ſcheinen, ſind in der Nähe der Stadt und machen ſelbſt einen Theil derſelben aus. Auf einem liegt die Citadelle, auf einem andern ein Kapuziner-Kloſter, ein dritter iſt blos mit anmuthigen Gärten bedeckt. Dieſer begränzt die Stadt und eins der Thore iſt durch ihn hindurch geſprengt. Man erzählt, daß der Erzbiſchof, der es machen ließ (man arbeitete Jahre daran), es that, um ſeinem Kammerdiener einen nahen und bequemen Zugang zu einem Garten zu verſchaffen, den er ihm früher geſchenkt hatte. Hinter Salzburg und bis Baireuth hin bietet der Weg nichts vorzüglich Schönes dar. Baireuth aber hat wieder eine anziehende und liebliche Lage, wenn es ſich freilich auch nicht mit Salzburg meſſen darf.

Vor dem Gaſteiner Waſſerfall ſcheinen ſie einen großen Reſpect zu haben. Ich bleibe dabei, daß er mich nicht geſtört hat. Sie wundern ſich, daß nach der Milde meines Weſens eine Gegend, wie die Gaſteiner, mir gerade vorzugsweiſe gefällt. Es liegt auch allerdings ein gewiſſer

Gegenſatz darin, aber auf der andern Seite wieder nicht. Denn gerade wer eine furchtloſe Milde in ſich trägt und bewahrt, ſieht auch die umgebende Natur mit dem Auge ſeiner Geſinnung an, und das Andern furchtbar und beengend Erſcheinende iſt ihm nur groß, feierlich und ernſt. Dagegen fordern finſtere, verſchloſſene, harte Gemüther eher Freundlichkeit und Lieblichkeit in blos beſchwichtigender Geſtalt um ſich, weil, wenn ſie auch ihre Sinnesart nicht zu ändern gemeint ſind, ſie nicht wollen, daß ihnen ſelbſt auf gleiche Weiſe gewiſſermaßen feindſelig entgegen gekommen wird.

Ich habe alſo vergeſſen, Ihnen zu ſagen, nach welcher Himmelsgegend das Schloß, in dem ich wohnte, liegt. Sie haben ganz recht, dies zu erinnern, jede Schilderung, in der die Natur die Hauptrolle ſpielt, ſollte nothwendig davon beginnen. Ich will es alſo nachholen. Sie erinnern ſich aus meiner Beſchreibung, daß das Thal von Gaſtein nur nach einer Seite hin offen iſt, indem ſich gerade der Oeffnung gegenüber eine Querwand von Felſen, von denen der Waſſerfall herunterkommt, davor ſtellt. Die Oeffnung nun iſt nach Nordweſt, doch mehr nördlich als weſtlich, und der Waſſerfall geht von Süden nach Norden. Die Vorderſeite meines Zimmers ging nach Norden, die Querſeite, es war eine Eckſtube, nach Weſten. Auf den beiden andern Seiten ſtießen andere Zimmer daran. Da die gegen Morgen das Thal begränzenden Berge weniger hoch ſind als die abendlichen, und auch weiter von den Gebäuden abliegen, ſo kam die Morgenſonne ſchon immer ziemlich früh in das Thal, wenigſtens vor acht Uhr. Wie lange vorher weiß ich nicht, da ich nach meinem Bade, wie es in Gaſtein Vorſchrift iſt, immer wieder ein paar Stunden ſchlief. Aber Abends verließ ſie das Thal zwiſchen vier und fünf

Uhr. Dies war das einzige Unangenehme im dortigen Aufenthalte, denn nach Sonnenuntergang wurde es bald auch kühl und windig. Eigentlich rauh und kalt war es während meines Aufenthaltes nur wenige Tage. Nur einen habe ich eingeheizt. Darin ist aber die Ebene nicht besser daran.. Hier kann man sich über die Höhe der Berge nicht beklagen, und doch habe ich gestern einheizen müssen. Heute aber war es ein schöner, warmer und sonniger Tag, an dem man sich einmal wieder sehr erfreut. Was in meiner Gasteiner Wohnung weniger angenehm war, war daß ich den Mond, wenn ich nicht ausdrücklich hinausging, nicht sah. Nach Norden hin war das unmöglich, und nach Westen zu war er zu kurz am Himmel bei dem beschränkten Horizont, und ging auch so viel tiefer auf, und mehr südlich als die Sonne, daß der Mondschein nie mein Zimmer berührte. Doch habe ich ihn ein paar Mal sehr schön gesehen, einmal, wie er gerade über den Berg kam, und wie ein goldener Nachen unmittelbar darauf zu ruhen schien.

Alles, was Sie mir, liebe Charlotte, von Ihren Empfindungen und Gesinnungen für mich sagen, hat mir, wie immer, die größte Freude gemacht. Die tief und wahr empfundene, liebevolle Ergebenheit und Verehrung, die seltene, zart-innige Treue, die aus allen Ihren Ausdrücken spricht, ist mir ungemein wohlthätig, und bleibt mir ein erfreulicher Beweis, daß Sie gerade das in mir sehen, und bei demjenigen in mir verweilen, an dessen Erhaltung und Bewahrung ich immer am eifrigsten gearbeitet habe. Ich kann auch sagen, daß die große und lebendige Dankbarkeit, in der Sie sich gegen mich aussprechen, gerecht ist, aber Sie können auch sicher glauben, daß es mich unaufhörlich und recht innerlich freut, den Briefwechsel mit Ihnen wieder aufgenommen zu haben. Ich that es in dem Vor-

ſatze, ihn nun nicht wieder unterbrechen zu laſſen, und das wollen wir als unumſtößlich anſehen. Ich bitte Sie, mir den 11. d. M. wieder zu ſchreiben, wenn dies nach der Ankunft dieſes Briefes möglich iſt. Iſt es das nicht, ſo bitte ich Sie, nicht den nächſtfolgenden Dienſtag abzuwarten, ſondern den nächſten Poſttag nach Empfang dieſes Ihren Brief abgehen zu laſſen. Mit den herzlichſten Geſinnungen unveränderlich der Ihrige. H.

Siebenundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 21. September 1827.

beiden Briefe vom 4. und 15. d. M. ſind mir, Charlotte, richtig zugekommen, und ich danke Ihnen herzlich dafür. Sie haben mir beide beſondere Freude da ſich die Geſinnungen, die Sie mir ſchenken, gerade auf die angenehmſte und mir gefälligſte Art Es war mir auch eine erfreuliche Ueber- daß mir der erſte dieſer Briefe unerwartet kam, eine liebe Zugabe außer der Regel, weshalb Sie ge- nicht um Verzeihung bitten dürfen. Ich erbitte mir Ihre Briefe auf einen beſtimmten Tag, weil Sie gern haben. Wenn ich neulich äußerte, daß es mir ſei, auf den Tag, nicht früher und nicht ſpäter, Brief zu erhalten, ſo ſagt das nicht, daß mir nicht einer mehr, welchen Tag er eintreffen möge, an- ſei.

Die Erzählung von der Familie, die ich ohne allen für eine ausgewanderte (franzöſiſche) Familie hielt, mich ſehr intereſſirt, und Sie haben dieſelbe auf Ihre recht hübſch in beide Briefe vertheilt. Ich bitte, fah- Sie damit fort. Von der Tochter, die Sie jetzt vor intereſſirt, und die Sie Thereſe nennen, enthält Ihre bis jetzt noch zu wenig, als daß ich mir ein Bild von ihr machen könnte. Das Haupt- nächſte, was ſie betreffen wird, muß erſt kommen. Bis

jetzt gefällt mir der Vater besonders in der Art, wie Sie ihn thätig, hülfreich und menschenfreundlich kennen lernten. Es freut mich, daß Sie mit dieser Familie wieder in Verbindung gekommen sind. Personen wieder zu sehen, von denen man lange Zeit getrennt gewesen war, ja, wo das Verhältniß ganz aufgelöst schien, gewährt immer ein großes und das Dasein belebendes Gefühl. Denn im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Werth geben, und je tiefer eingehend sie sind, desto mehr fühlt man, worin doch zuletzt der eigentliche Genuß steckt, die Individualität. Selbst wo man den Menschen nicht unmittelbar nahe tritt, wo man nur von ihnen durch Andere, wie ich durch Sie, von dieser Familie hört, genießt man schon dies mit, wenigstens wenn, wie Sie das immer thun, die Schilderung gerade in ihren wesentlichen, wenn auch scheinbar kleinen Zügen zusammengesetzt wird. Es ist mir daher sehr angenehm gewesen, und ich danke Ihnen besonders dafür, daß Sie in diese Erzählung eingegangen sind. Ich werde mit gleichem Interesse die Fortsetzung in Ihren nächstfolgenden Briefen aufsuchen, ja eigentlich noch mit größerm, da in dieser Fortsetzung Thereſe mehr ausgemalt und charakterisirt erscheinen muß.

Was mir aber am erfreulichsten in Ihrem Briefe ist, ist vor allem das, was Sie mir über Ihre immer zunehmende Heiterkeit und Zufriedenheit sagen. Es ist das ein sicheres Zeichen, daß Ihre Seele jetzt in einer Stimmung ist, die aus einer Ihnen ziemlich zusagenden äußern Lage und Schicksalen hervorgeht. Erhalten Sie sich so viel als möglich darin, liebe Charlotte. Der Mensch kann immer sehr viel für sein inneres Glück thun, und was er äußern Ursachen sonst abbetteln müßte, sich selbst geben. Es kommt nur auf

Kraft des Entſchluſſes und auf einige Gewöhnung zur Selbſtüberwindung an. Dieſe aber iſt die Grundlage aller Tugend, ſo wie aller innern größern Geſinnung. Sie ſagen in Ihrem Briefe vom 15. September: „ich weiß, daß alles, was mich eigentlich jetzt beglückt, ſo bleibt, wie es iſt.“ Gewiß, liebe Charlotte, dürfen Sie nicht fürchten, daß ich je anders gegen Sie werden würde, als ich jetzt bin. Sie beſorgen es einmal, und obgleich auch damals Ihre Beſorgniß unbegründet war, konnte ſie dennoch damals eher entſtehen. Es ſind ſeitdem über zwei Jahre verfloſſen, und Sie haben geſehen, wie unnöthig Ihre Beſorgniſſe waren, und nicht die leiſeſte Umänderung eingetreten iſt, und das Verhältniß unter uns dadurch zu dem geworden iſt, was Ihnen das liebſte iſt, und die Geſtalt angenommen hat, die Ihnen am meiſten zuſagt. In mir iſt eine Aenderung wahrhaft unmöglich. Ich nehme den herzlichſten Theil an Ihnen und Ihrem Schickſal, wünſche Ihr Glück, trage gern zu Ihrer Freude bei, gebe gern Ihren Wünſchen nach, wo es ſich ſo thun läßt und ſo geſchehen kann, daß ich nicht aus meinem innern Kreiſe herausgehe. Für mich erwarte ich nichts, Sie können Ihrem Charakter und Ihren Geſinnungen nach mich nie täuſchen, aber ich kann auch von niemanden getäuſcht werden, da ich von Keinem auf etwas Anſpruch mache, mich Keinem mit Erwartungen nähere, ſondern mein inneres Bedürfniß ſo mit meinem eigenen innern Vermögen in Gleichgewicht habe, daß ſich das erſtere nie nach außen zu wendbraucht. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich nie Dank rechne, ſondern das, was ich für Andere thue, es mir nicht gewiſſermaßen gleichgültig erſcheint, aus und Grundſätzen fließt, die für mich einen von der auf den Andern ganz unabhängigen Werth haben.

Ich werde auch nie durch etwas gereizt. Was mein Wesen ausmacht, ist abgeschlossen in sich und unabhängig von allen solchen das Leben so Vieler kleinlich bewegenden Zufälligkeiten. Ich tadle diese darum nicht; sie haben ihre Weise und ich die meinige. Aber die meinige ist die sichere und beglückendere. Dabei ist mir jede Anerkennung, jede mir erwiesene Theilnahme, jede mir geäußerte Gesinnung erfreulich, und ich bin gern dankbar. Ich schätze sie besonders als ein Zeichen dessen, was in der Seele derer ist, die sie hegen. Wird nun eine solche anhängliche, treue, verehrende Gesinnung seit langer und sehr langer Zeit, wie in Ihnen, liebe Charlotte, fortgetragen, so steigt natürlich der Werth derselben. Es freut mich daher immer, zu sehen, wie Sie erkennen, daß der nie sich verleugnende Ernst und die in sich geschlossene Festigkeit meiner Ideen, meine Unabhängigkeit von äußern Dingen, meine Gewohnheit, mein Glück mir nur selbst aus meinem Innern zu schöpfen, über Ihnen schweben, wie Sie gern daran heraufblicken und Ihre Ideen dadurch berichtigt sehen, wo sie einer Berichtigung bedürfen. So wird es auch gewiß ferner und immer bleiben. Mein inniger Antheil, meine Bereitwilligkeit, meine Freude Ihnen nützlich und erfreulich zu sein, werden Ihnen stets unwandelbar bleiben. Ich bitte Sie, mir den 2. October und nicht später zu schreiben. Der Herbst ist wunderschön; ob er gleich immer unsere sicherste und beste Jahreszeit ist, scheint es mir doch, daß er in diesem Jahr sich selbst übertrifft. Leben Sie recht wohl. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Achtundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 8. October 1827.

habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 2. October einigen Tagen erhalten, und er hat mich aufs neue und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Was ſagen Sie zu dieſem prachtvollen Wetter? Man unmöglich es ſo ungerührt an ſich vorüber gehen laſſen. liebe ich an unſerm nördlichen Klima das, daß Jahreszeiten ſich von einander unterſcheiden, und nicht Gleichförmigkeit in einander fließen. In ſüdlichen Län- iſt das nicht ſo, der Frühling trennt ſich nicht be- wie bei uns vom Winter, er iſt mehr nur der noch Theil deſſelben. Gerade aber der Uebergang aus Erſtarrtheit und der Dumpfheit des Winters in die itere Lauigkeit des Frühlings macht einen tiefen und an- Eindruck auf das Gemüth. Verbunden mit dem durch den hindurch die Natur in die Gebundenheit Winters übergeht, ſchließt ſich der Wechſel und die dieſer drei Jahreszeiten an die großen Ideen an, die Menſchen immer die nächſten ſind, das Erſtarren im und das Auferſtehen zu neuem Leben. Was man ſich ſieht und empfindet, und was einer in der innern ſeines Gemüths denkt, ſtellt unter ganz verſchiedenen immer dieſen Wechſel und dieſe Uebergänge vor. lebendigſten aber thut es die Natur im Wechſel der

mütterlich verdeckende Erde, und dem wieder Hervorkeimen aus derſelben und vielen andern Erſcheinungen, die man ſymboliſch und allegoriſch alſo deuten und darauf hinziehen kann. Es iſt der große Gedanke der Natur ſelbſt, die nur dadurch beſteht, daß ſie ſich ewig wieder erneuert. Wäre man immer recht durchdrungen von dieſer Idee, ſo würde man ſehr oft ſeinen Handlungen, Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung geben, als man jetzt oft thut. Man würde nämlich fühlen, daß alles darauf hinausgeht, eine gewiſſe Reife zu erlangen, mit welcher allein jener Uebertritt aus dem gebundenen und unvollkommenen Zuſtande in den freiern und vollkommenern gedacht werden kann. Denn man kann ſich doch das Sterben und wieder zu neuem Daſein Erſtehen nicht als blos zufällig geſchehend, oder auf irdiſche Ereigniſſe berechnet, vorſtellen. Das Verlaſſen dieſes Lebens ſteht gewiß, es geſchehe früh oder ſpät, in unmittelbarer Beziehung auf das innere Weſen des Dahingehenden, und iſt immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntniß, der nichts verborgen iſt, eine fernere Entwickelung auf dieſer Erde dem Scheidenden nicht mehr vortheilhaft war. Eben ſo kann auch der Tod nicht auf Alle gleiche Wirkungen haben; Den, welcher im Leben mehr und höher zu geiſtiger Stärke gereift war, nicht ſo, als Den führen und ſtellen, der darin zurückgeblieben. Der Tod und das neue Leben ergreifen nur immer das für ſie Gereifte. So muß alſo auch der Menſch dieſe Reife in ſich befördern, und die Reife für den Tod und das neue Leben iſt nur eine und eben dieſelbe. Denn ſie iſt eine Trennung vom Irdiſchen, eine Gleichgültigkeit gegen irdiſchen Genuß und irdiſche Thätigkeit, ein Leben in Ideen, die von aller Welt entfernt ſind, ein ſich Losreißen von dem Sehnen nach Glück, es iſt mit einem Wort die Stimmung,

daß man unbekümmert um die Art, wie man hier vom Schicksal behandelt wird, nur auf das Ziel sieht, dem man zustrebt, daß man also Stärke und Selbstverleugnung übt und wachsame Herrschaft über sich selbst. Daraus entsteht die heitere, furchtlose Ruhe, die nichts Aeußeres bedürfend, sich wie ein zweiter Himmel, ein geistiger, neben dem körperlichen in unbewölkter Bläue über den so in sich gestimmten Menschen ausbreitet.

Die Erzählung von Ihrem Wiedersehen mit der Familie von S. hat mich auch in dem Beschluß sehr interessirt. Die jüngste Tochter Therese muß ein unendlich liebenswürdiges Wesen von innerer und äußerer Anmuth und Grazie sein, und selbst wenn große und vielleicht selbst parteiische Liebe den Pinsel führte, ist ihr Bild höchst anziehend, und danke ich Ihnen wiederholt herzlich dafür. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Neunundsiebenzigster Brief.

Tegel, den 26. October 1827.

Entschuldigen Sie sich nie, liebe Charlotte, wenn Sie einmal einen Posttag später schreiben, als ich Ihnen meinen Wunsch nach einem Briefe ausgedrückt hatte. Sie sind immer so pünktlich und aufmerksam, daß ich gewiß bin, daß dann ein Hinderniß eintrat, das Sie nicht beseitigen konnten. Auch bestimme ich ja nur die Tage, weil Sie es wünschen.

Sie haben sehr recht, in Ihrem letzten Briefe zu sagen, daß der 18. October, den man gleich nach dem Ereigniß, welches damals so ungeheuer schien, ewig feiern wollte, jetzt schon beinahe vergessen ist. Wahrhaft als ein Erinnerungstag gefeiert wird er noch in Hamburg, aber ich glaube, auch nur da. Es liegt indessen in der Natur der Dinge, daß ein Ereigniß das andere treibt, und daß es kaum möglich ist, eins auf sehr lange fest zu halten. Man empfindet die wohlthätigen Folgen noch dankbar im Innern der Brust, man gedenkt der wundervollen Fügung des Schicksals, wodurch die menschlichen Pläne an einem so denkwürdigen Tage ein solches Gedeihen gewannen, aber der frohe, über alles hinweghebende, sich im allgemeinen Jubel ergießende Sinn erstirbt; was kurz nach der Gegenwart als eine ganz außerordentliche Begebenheit, ein wahres Wunder erschien, tritt nun in den gewöhnlichen Lauf der Begebenheiten zurück. Wenn das auch nicht recht sein mag, so ist es doch natürlich, und ist, so lange die Welt steht, so

gewesen. Ich kann es selbst nicht so sehr tadeln. Alles, was man Staats- und Weltbegebenheiten nennt, hat in allen äußern Dingen die größte Wichtigkeit, stiftet und vernichtet im Augenblick das Glück, oft das Dasein von Tausenden, aber wenn nun die Welle des Augenblicks vorüber gerauscht ist, der Sturm sich gelegt hat, so verliert sich, ja so verschwindet oft spurlos ihr Einfluß. Viele andere ganz geräuschlos die Gedanken und Empfindung stimmende Dinge sind da oft weit mehr von tiefem und dauerndem Einfluß. Der Mensch kann sich überhaupt sehr frei halten von allem, was nicht unmittelbar in sein Privatleben eingreift, und dies ist eine sehr weise Einrichtung der Vorsehung, weil so das individuelle Glück unendlich mehr gesichert ist. Gerade auch je mehr der Mensch sich in seine Individualität einschließt, desto mehr geht aus ihr hervor, was segenvoll auf das Gemüth und das innere Glück Vieler wirkt. Diese Betrachtungen verrücken zwar sehr die gewöhnlich über das, was richtig und unrichtig ist, herrschenden Ideen; das für das Wichtigste Gehaltene wird fast zur Gleichgültigkeit herabgesetzt und dem Unscheinbaren große Bedeutung beigemessen. Sie sind aber darum doch nicht minder wahr, und werden auch gewiß so von Allen empfunden, welchen das äußere Weltleben nicht allen innern Sinn abgestumpft hat. Auch die verschiedenen Epochen des Lebens verändern hierin die Ansicht sehr. Dem Jugend- und frühern Mannsalter sagt alles mehr zu, was auf einen größern Schauplatz versetzt; im Alter fällt der falsche Glanz von den Dingen, aber sie erscheinen darum nicht ohne Bedeutung, hohl und leer. Man lernt nur das Reinmenschliche in ihnen suchen und schätzen, und dies bewährt sich ohne Wandel, so lange man Kraft behält, sich mit ihm in Berührung zu setzen.

Achtzigster Brief.

Im December 1827.

Wir ſtehen wieder am Schluſſe eines Jahres. Der Monat, in dem das Jahr zu Ende geht, wir haben ſchon oft in unſern Briefen dabei verweilt, hat immer etwas zugleich Feierliches und Anregendes für mich. Man ſagt ſich wohl tauſendmal, daß die Jahreseintheilungen etwas ganz Unbedeutendes und Unweſentliches ſind, und in der That ginge die Zeit eben ſo leer und eben ſo bewegt, wie ſie jeder ergreift und wie jeder ſie aufnimmt, hin, wenn man ganz vergäße, welche Woche, welcher Monat und welches Jahr es wäre. Allein dieſe trocken vernünftige Philoſophie verliert ſich doch im Leben, und wer nur irgend Empfindung in ſich trägt, geht immer ganz anders vom 31. December zum 1. Januar, als von zwei andern auf einander folgenden Tagen über. Es iſt als wenn der Menſch verſucht, durch die Zeiteintheilungen der Flüchtigkeit der Zeit Einhalt zu thun, wenigſtens ihren ununterbrochenen und ungeſchiedenen Lauf zu unterbrechen. Sie ſelbſt zwar geht immer fort, aber der Menſch ſteht wie auf einer ſchmalen Gränze zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft ſtill, er ſammelt ſich, nimmt in ſeinen Gedanken den zuletzt verfloſſenen Zeitabſchnitt zuſammen, und umſpannt den nächſtfolgenden mit neuen Vorſätzen, Entwürfen, Hoffnungen und Beſorgniſſen. Ich möchte die Veranlaſſungen, dies zu thun, nie aufgeben. So wenig man ihrer eigentlich bedarf, ſo willkommen iſt es, gewahr zu

Achtundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 8. October 1827.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 2. October vor einigen Tagen erhalten, und er hat mich aufs neue erfreut, und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Was ſagen Sie zu dieſem prachtvollen Wetter? Man kann unmöglich es ſo ungerührt an ſich vorüber gehen laſſen. Indeß liebe ich an unſerm nördlichen Klima das, daß die Jahreszeiten ſich von einander unterſcheiden, und nicht in Gleichförmigkeit in einander fließen. In ſüdlichen Ländern iſt das nicht ſo, der Frühling trennt ſich nicht beſtimmt wie bei uns vom Winter, er iſt mehr nur der noch mildere Theil deſſelben. Gerade aber der Uebergang aus der Erſtarrtheit und der Dumpfheit des Winters in die heitere Lauigkeit des Frühlings macht einen tiefen und anregenden Eindruck auf das Gemüth. Verbunden mit dem Herbſt, durch den hindurch die Natur in die Gebundenheit des Winters übergeht, ſchließt ſich der Wechſel und die Folge dieſer drei Jahreszeiten an die großen Ideen an, die dem Menſchen immer die nächſten ſind, das Erſtarren im Tode und das Auferſtehen zu neuem Leben. Was man um ſich ſieht und empfindet, und was einer in der innern Tiefe ſeines Gemüths denkt, ſtellt unter ganz verſchiedenen Formen immer dieſen Wechſel und dieſe Uebergänge vor. Am lebendigſten aber thut es die Natur im Wechſel der Jahreszeiten, in allem Begraben des Samens in die ihn

mütterlich verdeckende Erde, und dem wieder Hervorkeimen aus derſelben und vielen andern Erſcheinungen, die man ſymboliſch und allegoriſch alſo deuten und darauf hinziehen kann. Es iſt der große Gedanke der Natur ſelbſt, die nur dadurch beſteht, daß ſie ſich ewig wieder erneuert. Wäre man immer recht durchdrungen von dieſer Idee, ſo würde man ſehr oft ſeinen Handlungen, Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung geben, als man jetzt oft thut. Man würde nämlich fühlen, daß alles darauf hinausgeht, eine gewiſſe Reife zu erlangen, mit welcher allein jener Uebertritt aus dem gebundenen und unvollkommenen Zuſtande in den freiern und vollkommenern gedacht werden kann. Denn man kann ſich doch das Sterben und wieder zu neuem Daſein Erſtehen nicht als blos zufällig geſchehend, oder auf irdiſche Ereigniſſe berechnet, vorſtellen. Das Verlaſſen dieſes Lebens ſteht gewiß, es geſchehe früh oder ſpät, in unmittelbarer Beziehung auf das innere Weſen des Dahingehenden, und iſt immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntniß, der nichts verborgen iſt, eine fernere Entwickelung auf dieſer Erde dem Scheidenden nicht mehr vortheilhaft war. Eben ſo kann auch der Tod nicht auf Alle gleiche Wirkungen haben; Den, welcher im Leben mehr und höher zu geiſtiger Stärke gereift war, nicht ſo, als Den führen und ſtellen, der darin zurückgeblieben. Der Tod und das neue Leben ergreifen nur immer das für ſie Gereifte. So muß alſo auch der Menſch dieſe Reife in ſich befördern, und die Reife für den Tod und das neue Leben iſt nur eine und eben dieſelbe. Denn ſie iſt eine Trennung vom Irdiſchen, eine Gleichgültigkeit gegen irdiſchen Genuß und irdiſche Thätigkeit, ein Leben in Ideen, die von aller Welt entfernt ſind, ein ſich Losreißen von dem Sehnen nach Glück, es iſt mit einem Wort die Stimmung,

daß man unbekümmert um die Art, wie man hier vom Schicksal behandelt wird, nur auf das Ziel sieht, dem man zustrebt, daß man also Stärke und Selbstverleugnung übt und wachsame Herrschaft über sich selbst. Daraus entsteht die heitere, furchtlose Ruhe, die nichts Aeußeres bedürfend, sich wie ein zweiter Himmel, ein geistiger, neben dem körperlichen in unbewölkter Bläue über den so in sich gestimmten Menschen ausbreitet.

Die Erzählung von Ihrem Wiedersehen mit der Familie von S. hat mich auch in dem Beschluß sehr interessirt. Die jüngste Tochter Therese muß ein unendlich liebenswürdiges Wesen von innerer und äußerer Anmuth und Grazie sein, und selbst wenn große und vielleicht selbst parteiische Liebe den Pinsel führte, ist ihr Bild höchst anziehend, und danke ich Ihnen wiederholt herzlich dafür. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Neunundsiebenzigster Brief.

Tegel, den 26. October 1827.

Entschuldigen Sie sich nie, liebe Charlotte, wenn Sie einmal einen Posttag später schreiben, als ich Ihnen meinen Wunsch nach einem Briefe ausgedrückt hatte. Sie sind immer so pünktlich und aufmerksam, daß ich gewiß bin, daß dann ein Hinderniß eintrat, das Sie nicht beseitigen konnten. Auch bestimme ich ja nur die Tage, weil Sie es wünschen.

Sie haben sehr recht, in Ihrem letzten Briefe zu sagen, daß der 18. October, den man gleich nach dem Ereigniß, welches damals so ungeheuer schien, ewig feiern wollte, jetzt schon beinahe vergessen ist. Wahrhaft als ein Erinnerungstag gefeiert wird er noch in Hamburg, aber ich glaube, auch nur da. Es liegt indessen in der Natur der Dinge, daß ein Ereigniß das andere treibt, und daß es kaum möglich ist, eins auf sehr lange fest zu halten. Man empfindet die wohlthätigen Folgen noch dankbar im Innern der Brust, man gedenkt der wundervollen Fügung des Schicksals, wodurch die menschlichen Pläne an einem so denkwürdigen Tage ein solches Gedeihen gewannen, aber der frohe, über alles hinweghebende, sich im allgemeinen Jubel ergießende Sinn erstirbt; was kurz nach der Gegenwart als eine ganz außerordentliche Begebenheit, ein wahres Wunder erschien, tritt nun in den gewöhnlichen Lauf der Begebenheiten zurück. Wenn das auch nicht recht sein mag, so ist es doch natürlich, und ist, so lange die Welt steht, so

gewesen. Ich kann es selbst nicht so sehr tadeln. Alles, was man Staats- und Weltbegebenheiten nennt, hat in allen äußern Dingen die größte Wichtigkeit, stiftet und vernichtet im Augenblick das Glück, oft das Dasein von Tausenden, aber wenn nun die Welle des Augenblicks vorüber gerauscht ist, der Sturm sich gelegt hat, so verliert sich, ja so verschwindet oft spurlos ihr Einfluß. Viele andere ganz geräuschlos die Gedanken und Empfindung stimmende Dinge sind da oft weit mehr von tiefem und dauerndem Einfluß. Der Mensch kann sich überhaupt sehr frei halten von allem, was nicht unmittelbar in sein Privatleben eingreift, und dies ist eine sehr weise Einrichtung der Vorsehung, weil so das individuelle Glück unendlich mehr gesichert ist. Gerade auch je mehr der Mensch sich in seine Individualität einschließt, desto mehr geht aus ihr hervor, was segenvoll auf das Gemüth und das innere Glück Vieler wirkt. Diese Betrachtungen verrücken zwar sehr die gewöhnlich über das, was richtig und unrichtig ist, herrschenden Ideen; das für das Wichtigste Gehaltene wird fast zur Gleichgültigkeit herabgesetzt und dem Unscheinbaren große Bedeutung beigemessen. Sie sind aber darum doch nicht minder wahr, und werden auch gewiß so von Allen empfunden, welchen das äußere Weltleben nicht allen innern Sinn abgestumpft hat. Auch die verschiedenen Epochen des Lebens verändern hierin die Ansicht sehr. Dem Jugend- und frühern Mannsalter sagt alles mehr zu, was auf einen größern Schauplatz versetzt; im Alter fällt der falsche Glanz von den Dingen, aber sie erscheinen darum nicht ohne Bedeutung, hohl und leer. Man lernt nur das Reinmenschliche in ihnen suchen und schätzen, und dies bewährt sich ohne Wandel, so lange man Kraft behält, sich mit ihm in Berührung zu setzen.

Achtzigster Brief.

Im December 1827.

Wir ſtehen wieder am Schluſſe eines Jahres. Der Monat, in dem das Jahr zu Ende geht, wir haben ſchon oft in unſern Briefen dabei verweilt, hat immer etwas zugleich Feierliches und Anregendes für mich. Man ſagt ſich wohl tauſendmal, daß die Jahreseintheilungen etwas ganz Unbedeutendes und Unweſentliches ſind, und in der That ginge die Zeit eben ſo leer und eben ſo bewegt, wie ſie jeder ergreift und wie jeder ſie aufnimmt, hin, wenn man ganz vergäße, welche Woche, welcher Monat und welches Jahr es wäre. Allein dieſe trocken vernünftige Philoſophie verliert ſich doch im Leben, und wer nur irgend Empfindung in ſich trägt, geht immer ganz anders vom 31. December zum 1. Januar, als von zwei andern auf einander folgenden Tagen über. Es iſt als wenn der Menſch verſucht, durch die Zeiteintheilungen der Flüchtigkeit der Zeit Einhalt zu thun, wenigſtens ihren ununterbrochenen und ungeſchiedenen Lauf zu unterbrechen. Sie ſelbſt zwar geht immer fort, aber der Menſch ſteht wie auf einer ſchmalen Gränze zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft ſtill, er ſammelt ſich, nimmt in ſeinen Gedanken den zuletzt verfloſſenen Zeitabſchnitt zuſammen, und umſpannt den nächſtfolgenden mit neuen Vorſätzen, Entwürfen, Hoffnungen und Beſorgniſſen. Ich möchte die Veranlaſſungen, dies zu thun, nie aufgeben. So wenig man ihrer eigentlich bedarf, ſo willkommen iſt es, gewahr zu

werden, daß ſie einen mahnen. Denn eine Mahnung liegt ganz eigentlich in der Zeit, ſie ſtraft mit der Unwiederbringlichkeit der Schritte, die ſie einmal gethan; ſie drängt zugleich auf die Gegenwart mit der Ungewißheit der Zukunft und zwiſchen dieſer Unwiederbringlichkeit und Ungewißheit ſteht der Menſch beſtändig, immer mit dem Gefühl, das Verſäumte nie zurückführen zu können, und nicht voraus zu ſehen, ob es die Zukunft nachzuholen geſtatten wird. Dann halte ich auch ſehr viel auf das Charakteriſtiſche gewiſſer, ja jeder Epoche des Lebens. Jedes Jahrzehend bringt ſeine Sitten, Gewohnheiten, Schicklichkeiten mit, jedes ſeine Genüſſe und ſeine Entbehrungen, und die Weisheit iſt nur, das nicht zu verwechſeln, nicht in ein Alter überzutragen, was einem andern angehört.

Ich habe, wie Sie, liebe Charlotte, wiſſen, eine eigene Liebe für die ſternhellen Winternächte, und es freuet mich nicht allein, daß Sie auch dieſe Neigung, wie ſo viele andere mit mir theilen, ſondern auch, daß Sie mir oft geſagt haben, daß ich Sie noch mehr dahin geführt, und Ihnen meine Anleitungen nützlich waren. Ja, es macht mir oft Freude zu denken, daß ſich unſere Blicke wohl oft in einem Planeten oder andern Geſtirn begegnen in den tiefdunkeln, hellen, ſchönen Winternächten, die wir jetzt haben, da Sie, wie Sie mir wohl geſagt haben, aus Ihrer Wohnung einen freien weiten Horizont nach allen Seiten haben. Die Freude daran ruht wirklich bei mir mit auf Gewohnheit. In meiner Jugend, als ich 20 Jahr und darüber war, ging ich ganze Nächte hier, und wo ich war, auf den Straßen herum. Wenn ich dann ſo die Geſtirne hinziehen und ihre Stellungen verändern ſehe, fällt mir immer ein, daß es nur die Abtheilungen der Zeit ſind, von denen ich eben ſprach, die uns an jene fernen Welten heften, durch die wir ihre

gegenseitigen Stellungen zu Bestimmungspunkten in uns, und uns zu einer Epoche in ihrem Gange machen.

Das Versenken in diese Ferne, das sich Verlieren in dieser Menge der Weltkörper, die sich dem Auge selbst wie ein einziges Lichtmeer darstellen, macht mich ganz eigentlich glücklich und fesselt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann. Ist der Jupiter eben sichtbar, suche ich ihn immer zuerst auf und erfreue mich an seinem hellen, milden, weißen Lichte; dann verfolge ich die so unendlich fernen Fixsterne, und habe es gern, wenn das Auge zuletzt sich in dem für unser Auge ungeschiedenen Glanzschimmer der Milchstraße verliert. Selbst das bloße Schauen in die tiefe Nacht, wo gerade sternlose Räume sind, ist schön, zumal gerade jetzt, wo die mondlosen Nächte so ganz und unaussprechlich dunkel und finster sind. Ueberhaupt ist es bewunderungswürdig, welchen Genuß der anhaltend verweilende Anblick ganz einfacher Gegenstände in der Natur macht. Gewiß haben auch Sie bisweilen am Wasser gesessen, blos um die Blicke und die Gedanken darin recht zu versenken. Für mich ist es einer der belohnendsten Genüsse, und der kleinste Bach, der stillste Teich, der sonst unbedeutendste See reicht dazu hin. Es ist das reine, klare, unbewegte Element, das diese Kraft ausübt. Es ist mir immer sehr begreiflich gewesen, wie man sich einbilden konnte, daß Wassernixen den am Ufer Sitzenden herabzögen. Es zieht wirklich hinab und es ist einem bisweilen dabei, als könnte man nur so niedersteigen, um da ewig zu ruhen, als müßte man es. Es ist in diesem Gefühl gar kein Unwille mit der Erde, kein Ueberdruß an dem, was sie bietet, es ist die reine Lust am feuchten Element. Es ist überhaupt ein Vorurtheil, wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine schöne Gegend

erfordere. So unleugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöhet, so ist der Genuß überhaupt nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die ohne auch für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reißt an sich, begeistert, blos weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer als alle menschliche, und doch nicht furchtbar. Denn es ist, als strahlte einem jeder Naturgegenstand immer etwas Mildes und Wohlthätiges entgegen. Denn der allgemeine Charakter der Natur ist Güte in der Größe. Wenn man auch wohl von schauderhaften Felsen, schrecklichschönen Gegenden spricht, so ist die Natur niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht vertraut und heimisch in ihr, und empfindet, daß sie den, der einsiedlerisch zu ihr flüchtet, gern Ruhe und Frieden beut.

Die gedrückte und schwermüthige Stimmung, deren Sie erwähnen, thut mir sehr leid, und es rührt mich, wie unverkennbar sie durchscheint, daß Sie dabei so wenig und kurz verweilen, um sie mir zu entziehen. Ich weiß und fühle sehr wohl, daß in einem nicht sorgenfreien, eher sorgenvollen Leben unangenehme, verdrüßliche Vorfälle widrige Störungen hervorbringen, und der nach Ruhe schmachtenden und der Ruhe so innig bedürfenden Seele schmerzlich entgegentreten — aber es sind diese Stimmungen dennoch den Wolken zu vergleichen, die auch, bald licht und hell, bald dicht und finster gethürmt einherziehen. Es läßt sich auch da nicht immer sehen, woher sie kamen, wohin sie ziehen, aber die Sonne verscheucht sie. Die Sonne für

das Gemüth ist der Wille. Allein wenn dies sehr leidet, reicht er nicht aus. Wir bedürfen dann Glauben. Glaube kann uns allein über das kleinliche tägliche Leben und irdische Treiben erheben, der Seele eine Richtung aufs Höhere geben und auf Gegenstände und Ideen, die allein Werth und Wichtigkeit haben. Es giebt etwas, das Ihnen nicht fehlt, ja, das Ihnen, liebste Charlotte, inwohnt, das Sie auch gewiß höher achten, als alles, was man äußerlich und innerlich Glück zu nennen pflegt. Es ist der Friede der Seele. Er wird nach Verschiedenheit der menschlichen Richtungen auf sehr verschiedenen Wegen gewonnen und erhalten. Der im äußern Glück und selbst Glanz Lebende bedarf dieses Friedens eben so sehr, als der mit Kummer und Sorgen Beladene. Aber er erlangt ihn schwerer. Denn jeder Friede ist ein einfaches Gefühl, das in verwickelten Verhältnissen schwerer gewonnen wird. Es beruht freilich auf Ruhe und Reinheit des Gewissens, damit allein aber ist es nicht errungen. Man muß sich zufrieden mit seinem Schicksale empfinden, sich mit Ruhe und Wahrheit sagen, daß man das Schicksal nicht anklagt, sondern wenn es glücklich ist, mit Demuth, und wenn es unglücklich ist, mit Ergebung und mit wahrem Vertrauen in Gottes weise Führung empfängt. Da die schwerere, sorgenvollere Lage auch das Verdienst erhöht, sich ohne Klage zu finden und sich in ihr zu erhalten, oder aus ihr herauszuarbeiten, so gelangt man auf diesem Wege zur harmonischen Uebereinstimmung mit dem Geschicke, wie es auch sein möge. Sie, liebe Charlotte, wissen und üben das alles selbst. Sie brauchen nur in sich und mit Vertrauen auf Ihre innere Kraft davon Gebrauch zu machen, und Sie werden gewiß die schwere und niederbeugende Stimmung, über die Sie jetzt klagen, überwinden, wenn

sie nicht anders einen äußern Grund hat, den ich nicht kenne, der aber freilich sehr einwirkend sein kann und von mancherlei Art. Wie sehr wünsche ich, daß alles, was Sie in Wahrheit oder in der Vorstellung drückt, im alten Jahr zurückbleibe, und das neue heiter und froh beginne. Mit diesen herzlichen Wünschen Ihr H.

Einundachtzigster Brief.

Berlin, Januar 1828.

— — — — — Der Abſchnitt eines Jahres hat immer eine gewiſſe Feierlichkeit, meiner Empfindung nach mehr und ganz anders, als ein Geburtstag. Dieſer bezieht ſich immer nur auf Eine Perſon, und für den, der ihn ſonſt erlebt, iſt er nur ein Abſchnitt im Abſchnitte des ganzen Jahrs. Für Alle eine Erneuerung der Epochen iſt nur das erneuerte Jahr ſelbſt, und es erregt daher auch eine allgemeine Theilnahme. Das Jahr ſelbſt, das abgeſchiedene und das neu eintretende, wird wie eine Perſon betrachtet, von der man Abſchied nimmt und die man begrüßt. Jedes Jahr hat ſeine eigenen geſchichtlichen Ereigniſſe, die ſich in die Reihe der individuellen Schickſale verweben, ſelbſt wenn man gar keinen Theil daran nimmt, da man ſich beinahe unwillkürlich daran erinnert, bei dieſem oder jenem nur einen ſelbſt betreffenden Vorfall gerade auch von dieſem oder jenem öffentlichen Ereigniß gehört zu haben. Es iſt aber auch keine Einbildung, daß die Jahre glücklich oder unglücklich für die Menſchen ſind, und daß man es ihnen gleichſam anſieht, wie ſie ſich in dieſer Hinſicht geſtalten werden. Ich meine damit nicht große Unglücksfälle, aber ſo das kleine Mißrathen aller Unternehmungen, das Fehlſchlagen der frohen Erwartungen, die man ſich auf dieſe oder jene Weiſe gebildet hatte, in der Art, wie es auch Tage ſo giebt, wo man z. B. in allem ungeſchickt iſt,

alle Augenblicke etwas fallen läßt, sagt was man nicht sagen soll, und wie es so oft in Träumen geschieht, niemals zu dem kommt, was man in der Absicht hat. Alles das liegt freilich weniger noch im Schicksal, als im Menschen, der sich immer selbst sein Schicksal macht. Es kommt wohl oft von den ersten Eindrücken her, die man beim Beginnen des Jahres bekommt, und die gleich das Vertrauen auf sein Glück schwächen, oder gar Furcht vor Unglück oder wenigstens Besorgnisse erwecken. Bisweilen ist es auch blos phantastisch. So halte ich viel von der Jahreszahl. Wenn sie viele ungerade Zahlen enthält, hat man bei aller Vernunft eine Art Scheu davor. Wenn dagegen so schöne gerade Zahlen wie in 1828 sind, so flößt das eine gewisse freudige Sicherheit ein. Man schließt sich in das Jahr mit heiterm Muthe ein, wie in ein Fahrzeug, das schon durch sein Ansehn verspricht, einen sicher an das Ufer des nächsten Jahres zu bringen. Wenn ich sagte, daß jeder sich selbst sein Schicksal macht, so ist das ein altes Sprichwort, freilich ein heidnisches, das aber auch, christlich genommen, einen richtigen Sinn hat. Es ist nämlich hier von dem innern Schicksal die Rede, von der Empfindung, mit der man das Aeußere aufnimmt, und das hat der Mensch in seiner Gewalt. Er kann immer Ergebung, Fassung, Vertrauen auf wohlthätige höhere Macht in sich erhalten, und wenn es ihm noch daran fehlt, in sich hervorbringen. Wenn der Mensch nicht darin allein von sich selbst abhinge, so gäbe es keine Freiheit.

Indem die Vorsehung die Schicksale der Menschen bestimmt, ist auch das innere Wesen des Menschen dabei in Einklang gebracht. Es ist eine solche Harmonie hierin,

wie in allen Dingen der Natur, daß man sie auch gegenseitig aus einander ohne höhere Fügung erklären und herleiten könnte. Gerade dies aber beweist um so klarer und sicherer diese höhere Fügung, die jener Harmonie das Dasein gegeben.

In der letzten Hälfte des Märzes werde ich eine größere Reise machen und wohl erst in sechs Monaten zurückkommen. Meine jüngste Tochter ist, wie Sie wissen, an Herrn von Bülow verheirathet, und dieser ist jetzt preußischer Gesandter in London. Er ist schon seit mehrern Monaten dort, und meine Tochter will ihm nun mit ihren drei kleinen Mädchen nachgehen. Dahin nun werde ich, meine Frau und meine älteste Tochter sie begleiten. Wir gehen über Paris und halten uns dort einige Wochen auf, dann gehen wir nach London über und bleiben dort etwa anderthalb Monate. Von da reisen wir, ich, meine Frau und älteste Tochter, wieder über Paris, und dann über Straßburg und München nach Gastein und brauchen dort die gewöhnliche Badekur. Ende September können wir auf diese Weise wieder hier sein. Ich mache die Reise sehr gern, und das Einzige, was mir daran unlieb ist, ist die Nothwendigkeit, schon in der Mitte Augusts wieder in Gastein sein zu müssen. Ich liebe zwar Gastein sehr, und bin gern da, aber ich würde diesmal die Zeit lieber länger in London zubringen und dann auch später hierher zurückkommen. So setzt mir das Bad zu bestimmte Grenzen in meinem Aufenthalt. Paris und London sehe ich mit großer Freude wieder. Wenn ich nicht auf dem Lande bin, bin ich am liebsten in den größten Städten. Mitten im Gewühl ist man wieder in der Einsamkeit. Solch eine Reise

ſehr groß, und iſt es auch der Meilenzahl nach, aber
Ende iſt die Zahl der Tage, die man im Wagen zu-
doch ſo groß nicht. Nachts werden wir nie fahren,
ſo iſt es viel weniger unbequem, als es auf den erſten
ſcheint. Das Wetter kann freilich im März noch kalt
unangenehm ſein, doch iſt in Deutſchland der April
gut, und ſollte der Mai Rücken von Rauhheit
wollen, ſo ſind wir dann ſchon im mildern Frank-
Meinen Schwiegerſohn finden wir in London ſchon
einem ganz eingerichteten Hauſe und ſo entgehen wir
Unbequemlichkeiten, die man ſonſt in einer fremden
erfährt. Paris nenne ich nicht fremd. Ich habe es
meiner Frau und Kindern in den frühern Jahren mei-
Heirath einige Jahre hindurch bewohnt. Es ſind mir
Kinder dort geboren und eins geſtorben. Nachher
meine Frau einige Monate ohne mich dort, und ich
des Kriegs zweimal ohne ſie. Jetzt ſind es frei-
elf Jahre, daß ich nicht nach Paris gekommen bin,
als ich das letzte Mal, es war bei Nacht, herausfuhr,
ich bei mir, daß ich nie wieder hinkommen würde.
demſelben Gefühl ſah ich die felſigen Ufer von Eng-
als ich es im Jahre 1818 verließ. Das Schickſal
t es ſonderbar gefügt, daß ich nun wieder ganz uner-
dahin komme, und daß mein Schwiegerſohn die
e bekleidet, die ich damals hatte. Er bleibt vermuth-
lange dort, und ſo wird mir das eine Veranlaſſung
auch öfterer hinzureiſen. Thäte ich es aber je
in, ſo würde ich nicht den weiten Weg über Paris,
gewiß den kurzen über Hamburg nehmen. Man
alsdann in wenig Tagen in London, und kann in drei
hin- und herreiſen und beinahe vierzehn Tage in
zubringen. Wie wir es mit unſerm Briefwechſel

einrichten, will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe schreiben. Sein regelmäßiger Gang wird nicht dadurch unterbrochen werden. Natürlich brauchen die Briefe längere Zeit um anzukommen, aber dies ist vorzüglich nur das erste Mal unangenehm und fühlbar. Hernach bleibt, welche die Entfernung sei, der Zwischenraum derselbe. Ich werde es übrigens so einrichten, daß Sie Ihre Briefe ganz wie gewöhnlich hierher schicken. Hier ist ohnehin ein Mensch, der mir die Briefe, wo ich bin, nachsendet. Auch die meinigen werden Sie in der Regel wohl von hier aus bekommen, so wird alles im gewohnten Geleise bleiben. Bei meinem Wiederkommen nach Paris und London fällt mir ein, daß irgendwo sehr hübsch gesagt ist, daß man immer nur die Orte gern besucht, die man schon von früher her kennt. Das ist aus sehr richtiger Beobachtung geschöpft, es ist wirklich so und macht den Empfindungen des Menschen Ehre. Man behandelt Orte wie Menschen, und kehrt nur zu den schon bekannten gern zurück. Die Freude, die Sie in Ihrem stillen Leben am Sternhimmel haben, macht mir wiederum Freude, da sie durch die meinige mehr erhöht und vermehrt ist; gern beantworte ich Ihre Fragen, so viel ich es selbst kann. Daß Ihnen früher die Zahllosigkeit der Gestirne, das Unendliche des Weltraums, mit einem Wort, die Unermeßlichkeit der Schöpfung furchtbar erschien, habe ich sonst kaum begreifen können, und es freut mich, daß sich diese Empfindung in Ihnen verloren hat. Die Größe der Natur schon ist eine erhebende, heitere, die ich gerade zu den am meisten beglückenden rechnen möchte. Noch mehr aber ist es die Größe des Schöpfers. Wenn man auch zugeben könnte, daß sie als Größe niederdrückend wäre, so würde sie weder erhebend und beglückend sein durch die unermeßliche Güte, die sich zugleich für alle

Geschöpfe darin ausspricht. Ueberhaupt ist es doch nur die physische Macht und Größe, welche als gewissermaßen niederdrückend Furcht einflößen kann. So unendliche physische Macht aber auch diejenige ist, welche sich in der Schöpfung und dem Weltall verherrlicht und darstellt, so ist sie doch noch weit mehr eine moralische. Diese aber, das wahrhaft Erhabene, erheitert immer das Innere, macht freier athmen und erscheint allemal in Milde, als Trost, Hülfe und Zuflucht. Man kann mit Wahrheit sagen, daß diese schaffende allmächtige Größe überall sich in gleicher, gleiche Bewunderung auf sich ziehenden Stärke sehen läßt. Aber man kann mit Wahrheit behaupten, daß am Himmel in den Gestirnen sie in einfachern Verhältnissen erscheint. Sie drängt sich der Phantasie mehr auf, es ist Alles nur durch Zahl und Maß zu ergründen, und es flieht doch wieder durch seine Unendlichkeit alle Zahl und alles Maß. Gerade weil man an den Himmelskörpern lauter Verhältnisse findet, die sich auf mathematische zurückbringen lassen, kennt man die Räume des Himmels in einigen Stücken besser, als die Erde und ihre Geschöpfe. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. d. M., und seien Sie überzeugt, daß Alles, was Sie mir sagen, großes Interesse für mich hat und mir immer willkommen ist. Leben Sie herzlich wohl und zählen Sie auf meinen unwandelbaren, unveränderlichen Antheil.

H.

Das Leben ist eine Gabe, die immer so viel Schönes für einen selbst, und wenn man es nur will, so viel Nützliches für Andere enthält, daß man sich wohl in der Stimmung erhalten kann, es nicht nur in Heiterkeit und innerer Genugthuung fortzuspinnen, sondern daß man auch aus

wahrer Pflicht alles thun muß, was von einem selbst abhängt, es zu verschönern und es sich und Andern nützlich zu machen.

Der Ernst und selbst der größte des Lebens ist etwas sehr Edles und Großes, aber er muß nicht störend in das Wirken im Leben eingreifen. Er bekommt sonst etwas Bitteres, das Leben selbst Verleidendes.

Wenn man auch das Ende des irdischen Daseins gar nicht fürchtet, wenn man ihm sogar mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit entgegensieht, muß man dem Gedanken daran doch keinen, auf irgend eine Weise störenden Einfluß auf das Leben einräumen.

Wir reisen nach Paris über Weimar und Frankfurt a. M. Weimar ist die nähere und in Wegen und Wirthshäusern die bessere Straße. Wir bleiben übrigens wegen des Hofes, mit dem wir sehr bekannt sind, einige Tage dort.

Zweiundachtzigster Brief.

Berlin, den 21. März 1827.

Es freut mich, Ihnen, liebe Charlotte, sagen zu können, daß sich unser Reiseplan so geändert hat, daß wir über Kassel gehen werden. Unser Plan ist, am 31. von hier abzureisen, und hiernach können wir am 2. April in Kassel sein. Eine Nacht bleiben wir dort auf jeden Fall, ob den folgenden Tag und also zwei Nächte, weiß ich noch nicht. Ueberhaupt ist kein Platz gewiß, wenn man mit Mehrern reist.

Ich freue mich sehr Sie zu sehen. Es wird freilich nur auf eine oder zwei Stunden sein können, aber es ist immer schön sich wieder zu sehen. Komme ich früh genug an, so komme ich noch denselben Abend zu Ihnen; ist es zu spät, so komme ich den folgenden Tag, wenn es auch vielleicht erst am Abend sein sollte; komme ich früh genug und bleibe doch den folgenden Tag, so sehe ich Sie beide Tage. Ich glaube nicht, daß mich eine Antwort auf diesen Brief noch hier finden kann, sonst wäre es mir sehr lieb, wenn Sie mir noch einige Zeilen herschrieben.

Leben Sie herzlich wohl!

Dreiundachtzigster Brief.

Unterweges.

Ich glaubte gestern noch bis 5 Uhr noch einmal zu Ihnen zu kommen, aber es kam mir etwas dazwischen. Hätten Sie näher gewohnt, hätte ich Sie dennoch auf eine halbe Stunde gesehen. So war es unmöglich.

Sie in Ihrem Hause gesehen zu haben, hat mir große Freude gemacht und hat mir einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen. Ich schreibe Ihnen, liebe Charlotte, gewiß bald aus Paris, und hoffe auch dort einen Brief von Ihnen zu finden.

Vierundachtzigster Brief.

Paris, den 23. April 1828.

Ich habe bei meiner Ankunft hier, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 26. v. M. gefunden und darin Ihre Sorgfalt erkannt, mir Ihre Wohnung zu bezeichnen. Noch lebhafter als für diese Sorgfalt aber danke ich Ihnen für den lebendigen Ausdruck der Freude, der in Ihrem Briefe herrscht. Ich bin hernach Zeuge dieser Freude selbst gewesen, und Ihre Freude, die dieser Brief ausdrückt, hat mir dieselbe noch lebhafter zurückgerufen. Sie ist mir ein neuer sehr angenehmer Beweis Ihrer Gesinnungen gewesen, oder vielmehr ich habe, da mir bisher nur immer Ihre Briefe diese Gesinnungen aussprachen, sie nun in ihrer lebendigen, noch unendlich mehr erfreuenden Aeußerung gesehen. Es ist mir sehr viel werth, selbst bei Ihnen gewesen zu sein, es hat mir einen anschaulichen Begriff Ihres Lebens gegeben, noch außer der Freude, Sie wieder gesehen zu haben Das Leben, wie Sie es sich dort eingerichtet haben, ist sehr hübsch, und spricht für den Geist und die Weise, die Sie hineinlegen. Sie genießen einer freundlichen und heitern Einsamkeit, und alles in Ihrem kleinen Hause, aber gar nicht so kleinen Garten, spricht einen gleich beim Hereinkommen so an, daß einem wohl darin wird. Und doch habe ich beides nur bei rauhem Wetter und ohne Frühlings- und Sommerschmuck gesehen. Wie viel muß der Garten durch beides gewinnen, wo Sie dann im vollen, dichten Grün

wohnen. Ich kann mir Sie jetzt in allen Momenten denken, da ich alle die Plätze gesehen habe, worin Sie Ihr Leben zubringen, und ich finde es eine sehr hübsche Einrichtung, daß Sie das geräumige und freundliche Zimmer unten, in dem wir waren, von Ihrer Arbeit abgesondert halten, und es nur besuchen, wenn Sie mit jemand sind oder frei allein sein wollen. Eine Stube nimmt immer für den, der sie bewohnt, die Farbe dessen an, was gewöhnlich darin vorgeht, und man sollte mehr darauf denken, sich einen Ort aufzubewahren, der einen blos an das erinnern kann, was man frei von anderer Beschäftigung oder Zerstreuung darin gedacht oder empfunden hat. Wie man dann nur die Wände erblickt, erscheinen dieselben Gedanken und Empfindungen wieder, an die sich andere anreihen. Es ist eben so auf dem Lande mit Spaziergängen. Mir wenigstens geht es immer so, daß ich nach kurzem Aufenthalt in einer Gegend, sie mir zu verschiedenen Gedanken und Gefühlen bestimme, und je länger man sie in dieser Bestimmung braucht, desto mehr erwachen diese Gefühle und Gedanken mit ihnen. Aber auch oben, wo Sie arbeiten, sind Ihre Zimmer hübsch und bequem, wenn auch klein. Diese Kleinheit kann auch nichts Drückendes da haben, wo man gleich in einen freien und großen Garten hinaus kann. In der Stadt wäre das viel anders. Ihre ganze Einrichtung, in der sichtbar so viel Verstand, Ordnung und Genügsamkeit herrscht, hinterläßt darum einen noch viel angenehmern und erfreulichern Eindruck, weil es sichtbar ist, daß Sie sich dieses Dasein selbst geschaffen haben und es erhalten; ich hoffe auch gewiß, daß Ihre besonnenen Einrichtungen ferner von glücklichem Erfolg sein werden, ob zugleich die Idee immer bei mir wiederkehrt, daß Sie ein weniger angestrengtes Leben bei Ihnen zu-

ſagender größern Muße genießen möchten. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, welchen lebhaften und aufrichtigen Antheil ich an der Erfüllung dieſes Wunſches nehmen würde. — — — — — — —

Unſere Reiſe iſt zwar recht glücklich geweſen, in ſofern als ſich kein ſonderlich unangenehmer Zufall beigemiſcht hat. Aber wir ſind von Kaſſel aus viel langſamer gereiſt, als bis dahin. Worüber wir uns ſehr zu beklagen gehabt haben, war das Wetter. Unterwegs, namentlich zwiſchen Kaſſel und Frankfurt, war es wahrhaft winterhaft. Auf einer langen Reiſe mit Frauen und Kindern iſt das beſchwerlich. In Frankfurt hielten wir uns drei Tage auf, dieſe Verzögerung war aber nicht willkürlich dasmal, ſondern nöthig. Theils war es meiner Frau und den Kindern nothwendig auszuruhen, theils waren Reparaturen am Wagen vorzunehmen. Der längere Aufenthalt in Frankfurt war mir verdrießlich, weil er immer ſo viele Tage dem hieſigen entriß, ſonſt hatte ich ihn nicht ungern, denn ich habe Frankfurt immer geliebt, und es giebt wirklich nur ſehr wenige Städte in Deutſchland, welche die Vergleichung damit ertragen können. Es zeichnet ſich hauptſächlich durch zwei Vorzüge aus. Einmal hat es ſo äußerſt hübſche Umgebungen. Ich rede hier nicht blos von den ſchön angelegten Pflanzungen, die die Stadt umgeben, ſondern von der Gegend ſelbſt. Das Taunus-Gebirge gewährt von mehrern Punkten einen höchſt reizenden Anblick, und der Fluß kommt dazu. Ich bin immer mit großer Freude dort ſpazieren gegangen. Dann aber bringt auch die Stadt den Eindruck hervor, daß die Bewohner faſt im Allgemeinen eines großen oder wenigſtens hinreichenden Wohlſtandes

genießen. Der wahre, große Reichthum, der sich daselbst befindet, ist nicht so, wie oft an andern größern Orten, von Armuth und schreiendem Elend begleitet. Das gehört aber sehr dazu, wenn einem an einem Orte wohl werden soll. Man fühlt an jedem immer, bis auf einen gewissen Punkt, mit der ganzen Volkszahl, und es ist einem nicht behaglich, wenn man in dieser Noth und Armuth in zu großem Kontrast mit dem Wohlstande antrifft.

Von Frankfurt bis Saarbrück aus haben wir wieder größere Strecken Weges zurückgelegt, und sind am vierten Tage noch vor der hier gewöhnlichen Stunde des Mittagsessens, die allgemein 6 Uhr ist, angekommen. Das Reisen durch Frankreich ist nicht mit großen Annehmlichkeiten verbunden. Die Wege sind jetzt zum Theil schlecht und sehr schlecht, im Ganzen mittelmäßig und nirgends recht gut. Gute Wirthshäuser findet man nur in den größten Provinzialstädten, wie Lyon u. s. w. Der Anblick des Landes und der Bewohner hat von der Seite, von der wir kamen, gar nichts Anziehendes und Fesselndes. Die Gegenden sind vielmehr höchst gewöhnlich und bieten nicht einmal große Fruchtbarkeit oder Stärke der Vegetation dar. Was mir aber immer am meisten in Frankreich mißfallen hat, ist der Anblick der Dörfer gewesen. Sie lassen sich gar nicht mit unsern deutschen vergleichen. Sie bestehen entweder aus wenigen Häusern, die auf einmal, ohne daß man es erwartet, an einer, oft an beiden Seiten des Weges einander gegenüber stehen, und die von keinem Baume, von keinem Garten umgeben oder angekündigt sind, oder sie gleichen unsern kleinen Marktflecken, und haben nicht das mindeste Ländliche. Die Bewohner sind nicht anders. Sie haben entweder ein sehr ärmliches oder städtisches Ansehen. Vorzüglich sind die Frauen und Mädchen gar nicht hübsch und

anziehend. Allerdings trägt aber auch ihr Anzug dazu bei, sie weniger anmuthig erscheinen zu lassen, vor allem die schweren und ungeschickten Holzschuhe. Dieser wenig reizende Anblick des Landvolks und seiner Wohnungen nimmt der Annehmlichkeit des Reisens in Frankreich sehr viel, und wird von allen Reisenden bemerkt.

Hier in Paris hingegen befinde ich mich sehr wohl. Ich führe hier ein meinem gewöhnlichen ganz entgegengesetztes Leben. Ich gehe den ganzen Tag herum oder fahre, und bin im eigentlichsten Verstande nur eine Stunde nach dem Aufstehen, einige vor dem Schlafengehen, und bisweilen, obgleich auch selten, den Mittag zu Hause. Da ich so verschiedene Male, zum ersten Mal schon 1789, hier war, so habe ich sehr viele Bekanntschaften, und es fehlt nicht, daß sich nicht immer neue dazu gesellen. Dann sind auch eine Menge Dinge zu besehen, und so vergeht der Tag, wie lang er scheinen mag. Es wird Ihnen wunderbar vorkommen, daß mir ein Leben nicht eher zuwider ist, von dem ich zu Hause aus Wahl gerade das Gegentheil führe, allein ich habe in den verschiedenen Perioden meines Alters so verschieden gelebt, daß ich das jetzige Leben nicht weniger neu nennen kann. Es ist auch überhaupt nicht meine Art, so an einer Weise zu hängen. Mir ist ziemlich jede lieb, in die ich geworfen werde oder selbst übergehe, und ich befinde mich immer körperlich und geistig gleichwohl dabei.

Paris hat sich in den 13 Jahren, daß ich es nicht gehabe, ungemein verschönert. Es sind viele einzelne schone neue Gebäude, ja ganze Straßen und Quartiere entstanden. Der Wohlstand, der Luxus, die Volksmenge hat zugenommen, die Bewegung, die schon immer so groß war, ist dadurch größer geworden. Auch in Wissenschaften und

Künſten iſt das Leben und alles Intereſſante geſtiegen. Eine ſolche Stadt iſt mit keiner bei uns zu vergleichen. Auch die größten deutſchen haben dagegen etwas Kleinſtädtiſches. Wenn man einmal nicht auf dem Lande wohnt, iſt allerdings eine ſolche Stadt jeder andern vorzuziehen.

Ich hoffe jetzt bald einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu bekommen. Sie ſehen, daß ich die Briefe auf dem Ihnen angegebenen Wege richtig bekomme. Den meinigen will ich verſuchen, geradezu, wie Sie wünſchten, gehen zu laſſen, damit er nicht den Umweg über Berlin zu machen braucht. Sie werden mir ſchreiben, wenn er in Ihren Händen geweſen iſt. Ihnen in der Entfernung einen Tag zu beſtimmen, an dem Sie mir ſchreiben, halte ich nicht für thunlich. Ich bitte Sie, mir acht Tage nach Empfang dieſes Briefes zu ſchreiben, und wieder über Berlin.

Vor dem 15. Mai gehe ich nicht von hier weg. Dann aber, wenn nicht unvorhergeſehene Hinderniſſe eintreten, gewiß. Sollte ich auch einige Tage zugeben, ſo wäre doch der 20. Mai das ſpäteſte. Man ſchickt mir Ihre Briefe eben ſo nach London als hierher nach, und die Entfernung iſt eher kleiner.

Mit der innigſten und aufrichtigſten Theilnahme Ihr

H.

Fünfundachtzigster Brief.

London, den 20. Mai 1828.

Wir sind gestern Nachmittag hier angekommen, liebe Charlotte, und es ist eins meiner ersten Geschäfte, es Ihnen zu sagen. Wir sind Alle vollkommen wohl. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 23. April aus Paris richtig empfangen; ich habe seitdem den Ihrigen am 8. geschlossenen erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Sie hätten mir keinen deutlichern und überzeugendern Beweis von dem geben können, was mein Besuch Ihnen gewesen ist, als Sie durch diesen Brief gethan haben. Es hat mich ungemein gerührt, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Auch mir ist es eine sehr angenehme Erinnerung, Sie in Ihrer ganzen häuslichen Umgebung gesehen zu haben. Ich kann Ihnen mit völliger Wahrheit sagen, daß mir auch die letztere einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen hat. Sie ist einfach und flößt dennoch die Ueberzeugung ein, daß denen, die sich darin befinden, in ihrem Innern und Aeußern wohl ist, und was kann der Mensch eigentlich mehr verlangen? Das einsame Gartenleben, das Sie, von jedermann unabhängig, führen, hat schon durch die drei Punkte, daß es unabhängig, der Natur so nahe und einsam ist, etwas so Reizendes, daß es wenigen Menschen auf Erden gegönnt ist. Sie danken es allein sich selbst. Das Dasein, was Sie haben, haben Sie sich selbst, zuerst durch eine charakteristische Wahl, dann durch helle

Einsicht, Erfindungskraft und Schönheitssinn, wie durch Nachdenken, Fleiß, Anstrengung und Ausdauer verschafft. Sie dürfen sich selbst darin achten, daß Sie, bei den ehrenvollen unersetzten Vermögens-Verlusten, nun die Kraft sich nur an sich zu halten, und niemand, wie man sagt, zur Last zu fallen. Sie gewannen so eine Freidie Wenigen zu Theil wird, und worin jeder Sie ungestört respektiren muß. Ich erinnere mich recht gut, wie nur nach und nach und stufenweise zu der Fertigkeit sind, die Sie jetzt besitzen. Sie haben mir ein- n eine Schilderung davon gemacht, die ich nie vergessen da sie so wahr und natürlich war. Auch sagen Sie in jetzigen Briefe, wie Sie erst vor kurzem dahin sind, dem untern Theile Ihres Hauses ein so heiteres und freundliches Ansehn zu geben. Es ist Ihnen das gelungen. Was aber mehr als alles mich mit dem Interesse erfüllt, ist, daß in dieser so sehr angestrengten Lebensweise, die Sie oft selbst Arbeitsnoth nennen, Ihr Inneres frei blieb und sich erheben kann, indem Ihnen nicht einmal die Zeit bleibt, sich die Lektüre auszuwählen, die Ihnen zusagen könnte; Sie wiederholen mir jetzt schriftlich, was Sie mir mündlich auf die liebevollste Weise sagten, daß Sie sich an meinen Ideen nährten, daß Sie sich daran erheben, daß Sie dadurch erleuchtet werden. O! er hat mich sehr gerührt dieser Ausdruck Ihres Gemüths, Ihrer so weiblichen, ergebenen Gesinnungen. Wenn es denn so ist, liebste Charlotte, so fassen Sie die Gewißheit in ein unerschütterlich-vertrauenvolles Herz, daß meine Gesinnungen für Sie so unwandelbar sind, wie mein Antheil an Ihnen.

Seit ich Ihnen aus Paris schrieb, ist es uns recht gut ergangen. Wir haben Paris den 15. d. M. verlassen, und sind am 19. von Calais gerade nach London übergeschifft. Man macht die Ueberfahrt jetzt in Dampfböten, es giebt selbst für Reisende keine andere mehr. Es ist auch eine sehr bequeme Manier. Die Schiffe sind groß, haben außer der Anstalt für den Dampf auch Segel, die sie, wenn der Wind günstig ist, auch gebrauchen, und man kommt meistentheils, wie es unser Fall war, in weniger als 12 Stunden von Calais bis London über. Es war das schönste Wetter, was man denken kann. Die ersten Stunden war die See, da der Wind lebhaft ging, ziemlich hoch, und das Schiff schwankte sehr. Die meisten Personen wurden krank, und viele legten sich zu Bett. Ich habe nie eine unangenehme Empfindung auf dem Wasser, sondern bin immer auf dem Verdeck geblieben und habe mich des wundervoll schönen Anblicks des Meeres erfreut. Vorzüglich groß und schön war der Sonnenaufgang, der mich um so mehr anzog, als ich ihn wirklich noch nie auf dem Meere gesehen hatte. Wir segelten nämlich schon um 3 Uhr Morgens ab. Hier wohnen wir bei meinem Schwiegersohn und sind also sehr angenehm im Schooße unserer Familie. London überrascht immer aufs neue durch seine Größe, seine Volkszahl und die daraus entstehende merkwürdige Bewegung. Es hat weniger schöne freie Ansichten, als

das durch die großen öffentlichen und vielen Privat-

hier und da ein ordentlich ländliches Ansehen hat.

es erregt als Stadt, als an einem Orte zusammen-

und sich in beständiger Mannichfaltigkeit und doch

höchsten Wohlsein regende Volksmasse, eine größere

Wir werden nahe an zwei Monate hier bleiben und

unſere Rückreiſe antreten. Allerdings war es und iſt
ine große, und unter den Umſtänden, wie wir ſie mach-
anſtrengende Reiſe. Aber den Hauptzweck haben wir
eine Tochter mit den Kindern an den Ort ihrer
zebracht Das Uebrige wird ja auch gut gehen.
Es thut mir leid, daß Sie dieſen Brief mit einiger
erhalten werden. Ich kann ihn nicht anders als
Berun gehen laſſen, es iſt zu weitläufig, Ihnen das
rklären, es iſt aber ſo. Schreiben Sie mir auf die
Weiſe. Ihr H.

Sechsundachtzigster Brief.

London, Juni 1828.

— — — — — Zu Ihrer gänzlichen Beruhigung noch etwas über meinen Gesundheitszustand. Ich begreife nicht recht, was Sie, liebe Charlotte, deshalb besorgt gemacht hat? Daß ich älter geworden bin, seit wir uns in Frankfurt sahen, liegt in der Natur und dürfte Sie nicht wundern. Ich bin bis auf diesen Tag auf der ganzen Reise durch meinen Körper an nichts gehindert worden. Mein Körper fügt sich ohne irgend eine Unbequemlichkeit in alle abweichenden Lebensweisen. Man ißt hier nie vor halb 8 Uhr zu Mittag, es wird aber oft auch 8 und bisweilen 9 Uhr. Ich frühstücke, da man hier im Hause spät aufsteht, um halb 10 Uhr, und nur Kaffee, ohne dazu zu essen, und dazwischen und dem Mittagsessen nehme ich nichts. Sie brauchen also gewiß nicht besorgt meinetwegen zu sein.

Unser Aufenthalt hier nähert sich seinem Ende. Wir schiffen uns zwischen dem 10. und 15. Julius wieder ein. Es thut mir sehr leid nicht länger bleiben zu können, aber mehrere zusammentreffende Umstände, vor allem unsere Badereise und die Nothwendigkeit, den 15. August in Gastein zu sein, erlauben es nicht. Sonst fehlt es hier nicht an nteressanten Gegenständen, um eine viel längere Zeit sich zu beschäftigen. Es giebt eine große Menge der und merkwürdigsten Kunstsachen hier, ein unglaubicher Reichthum von Statuen und Gemälden, auch in

Privathäusern, die einzeln aufzusuchen viel Zeit fordern. In Paris ist das viel leichter, da man alles an wenig Orten beisammen findet. Außerdem ist auch sehr viel für Wissenschaften und Sprachen zu thun, vorzüglich für die letztern, da hier aus allen Welttheilen Menschen zusammenkommen. Endlich ist jetzt gerade die Zeit der meisten Gesellschaften, so daß man ohne Ende Mittags und Abends ausgebeten ist.

Den 16. Julius.

Ich reise übermorgen von hier ab und gehe wieder über Paris, wo ich mich aber nur acht Tage aufhalten werde. Dann gehe ich nach Gastein, und mache vielleicht nur noch einen Aufenthalt in München, wenn der König gerade dort sein sollte, da ich diesen wieder zu sehen wünschte. Ich bin mit meinem Aufenthalte hier sehr zufrieden, und nehme wenigstens die Beruhigung mit hinweg, liebe Charlotte, ihn so gut benutzt zu haben, wie es unter den Umständen nur immer möglich war. Ich habe keine Sache ganz versäumt, und diejenigen, welche ein besonderes Interesse für mich hatten, habe ich vollkommen erschöpft. Auch sind wir Alle vollkommen wohl. Die Gesundheit meiner Frau hat sich sogar verbessert. Sie ist gar nicht in Gesellschaft gegangen, da man hier immer erst um halb 8 Uhr und oft später zu Mittag ißt und also die Abend-Gesellschaften nicht vor 11 Uhr angehen. Aber sie hat alles gesehen, was Interesse für sie hatte. Das Parlament geht jetzt zu Ende, und die Leute fangen schon an aufs Land zu gehen, wo sie nun bis zum März künftigen Jahres bleiben. Denn man richtet sich hier nicht nach der Jahreszeit, sondern einzig nach den öffentlichen Geschäften. Auch macht die Jagd, daß jeder

gern den ganzen ſpäten Herbſt über auf dem Lande bleibt. London wird dann ſehr leer, und es giebt dann faſt keine Geſellſchaften mehr. Die keine Landſitze haben, ſchämen ſich deſſen ordentlich, und verhängen wohl gar ihre Fenſter gegen die Straße, um die Leute glauben zu machen, daß ſie auf dem Lande ſind. Das Landleben iſt aber größtentheils nur ein Verpflanzen der Geſellſchaft von der Stadt aufs Land. Dort hat jeder Beſitzer eine Menge von Beſuchen und macht Einladungen auf mehrere Tage. Auch ſind die Engländer auf dem Lande offener und mittheilender, als im Getümmel der Geſchäfte und den Zerſtreuungen der Stadt.

Dem Gottesdienſte habe ich hier mit meiner Frau einigemal beigewohnt, er iſt mir aber weniger erbaulich erſchienen, als bei uns. Es werden wohl zwei volle Stunden ehe die Predigt angeht, mit Ableſen von Stücken aus der Bibel, Herſagen des Glaubens u. ſ. w. zugebracht. Bei dieſem Ableſen wiederholen diejenigen, welche dem Altar am nächſten ſind, vorzüglich die Kinder, welche in der Religion unterrichtet werden, die letzten Worte jedes Verſes. Dies hat natürlich etwas ſehr Einförmiges und iſt auf die Länge wahrhaft ermüdend. Geſang der Gemeinde iſt ſehr wenig und eben ſo wenig Orgelſpiel, nur kurz und bald wieder abbrechend fallen Geſang und Orgel ein. Die Predigt iſt ebenfalls kurz, etwa eine halbe Stunde. Die wir hörten, war äußerſt kalt und durchaus nicht, was man erbaulich nennen kann. Wie man mir ſagt, iſt dies der Ton und die Art der meiſten Prediger hier. Dann hat noch das Aeußere etwas ſehr Störendes. Nur eine Reihe etwa der vierte Theil der Kirche, iſt für jedermann Die andern ſind verſchloſſen, gehören aber nicht einPerſonen, wie bei uns eigenthümlich, wenigſtens

nicht alle. Nun ſtehen, wenigſtens bis die Predigt angeht, zwei Frauen mitten in der Kirche, mit dem Geſicht gegen die Thür gewandt. Dieſe weiſen jedem, der kommt und es wünſcht, einen Platz in verſchloſſenen Bänken an, und empfangen dann, wenn ſie die Leute wieder herauslaſſen, ein kleines Geſchenk. Ob ſie dies ganz behalten oder etwas davon abgeben, weiß ich nicht. Immer aber iſt es widrig, den größten Theil des Gottesdienſtes über zwei Perſonen ohne alle Aufmerkſamkeit darauf und mit etwas ganz Weltlichem beſchäftigt zu ſehen. Freilich iſt das Herumgehen mit dem Klingelbeutel bei uns etwas noch mehr Störendes. Indeß iſt es auch in mehrern Kirchen, wenigſtens im Preußiſchen, abgeſchafft.

Etwas ganz Neues für mich waren die Zuſammenkünfte der Quäker. Ich hatte, wie ich ſonſt hier war, ſie zu ſehen verſäumt. Jetzt bin ich in einer geweſen. Der Saal war vor einigen Jahren angebauet, ſehr bequem und reinlich, aber ohne alle, auch die geringſte Verzierung oder Ausſchmückung. Das Licht fiel von oben ein, und weiter hatte der Saal keine Fenſter. Die Verſammlung war ſehr zahlreich, die Männer auf einer Seite, die Frauen auf der andern. Die Quäker haben, wie Sie gewiß wiſſen, keine Prediger. Wer Muth und innern Beruf in ſich fühlt zu reden, der ſteht auf und thut es. Sonſt herrſcht in der Verſammlung eine Todtenſtille. Wer ſpricht, thut das entweder von der Stelle aus, wo er iſt, oder geht auf einen etwas erhöhten Platz, auf dem aber mehrere zugleich ſtehen können und der gar nicht einer Kanzel gleicht. Als wir darin waren, war es die zwei Stunden, die die Verſammlung dauerte, faſt ohne alle Unterbrechung ſtill. Indeß ſprach doch ein Mann und zwei Frauen. Sie ſagten nur einzelne, aber ſelbſt, und wie es ſchien, im Augenblick

gern den ganzen ſpäten Herbſt über auf dem Lande bleibt. London wird dann ſehr leer, und es giebt dann faſt keine Geſellſchaften mehr. Die keine Landſitze haben, ſchämen ſich deſſen ordentlich, und verhängen wohl gar ihre Fenſter gegen die Straße, um die Leute glauben zu machen, daß ſie auf dem Lande ſind. Das Landleben iſt aber größtentheils nur ein Verpflanzen der Geſellſchaft von der Stadt aufs Land. Dort hat jeder Beſitzer eine Menge von Beſuchen und macht Einladungen auf mehrere Tage. Auch ſind die Engländer auf dem Lande offener und mittheilender, als im Getümmel der Geſchäfte und den Zerſtreuungen der Stadt.

Dem Gottesdienſte habe ich hier mit meiner Frau einigemal beigewohnt, er iſt mir aber weniger erbaulich erſchienen, als bei uns. Es werden wohl zwei volle Stunden ehe die Predigt angeht, mit Ableſen von Stücken aus der Bibel, Herſagen des Glaubens u. ſ. w. zugebracht. Bei dieſem Ableſen wiederholen diejenigen, welche dem Altar am nächſten ſind, vorzüglich die Kinder, welche in der Religion unterrichtet werden, die letzten Worte jedes Verſes. Dies hat natürlich etwas ſehr Einförmiges und iſt auf die Länge wahrhaft ermüdend. Geſang der Gemeinde iſt ſehr wenig und eben ſo wenig Orgelſpiel, nur kurz und bald wieder abbrechend fallen Geſang und Orgel ein. Die Predigt iſt ebenfalls kurz, etwa eine halbe Stunde. Die wir hörten, war äußerſt kalt und durchaus nicht, was man erbaulich nennen kann. Wie man mir ſagt, iſt dies der Ton und die Art der meiſten Prediger hier. Dann hat noch das Aeußere etwas ſehr Störendes. Nur eine Reihe Bänke, etwa der vierte Theil der Kirche, iſt für jedermann frei. Die andern ſind verſchloſſen, gehören aber nicht ein-

Perſonen, wie bei uns eigenthümlich, wenigſtens

nicht alle. Nun ſtehen, wenigſtens bis die Predigt angeht, zwei Frauen mitten in der Kirche, mit dem Geſicht gegen die Thür gewandt. Dieſe weiſen jedem, der kommt und es wünſcht, einen Platz in verſchloſſenen Bänken an, und empfangen dann, wenn ſie die Leute wieder herauslaſſen, ein kleines Geſchenk. Ob ſie dies ganz behalten oder etwas davon abgeben, weiß ich nicht. Immer aber iſt es widrig, den größten Theil des Gottesdienſtes über zwei Perſonen ohne alle Aufmerkſamkeit darauf und mit etwas ganz Weltlichem beſchäftigt zu ſehen. Freilich iſt das Herumgehen mit dem Klingelbeutel bei uns etwas noch mehr Störendes. Indeß iſt es auch in mehrern Kirchen, wenigſtens im Preußiſchen, abgeſchafft.

Etwas ganz Neues für mich waren die Zuſammenkünfte der Quäker. Ich hatte, wie ich ſonſt hier war, ſie zu ſehen verſäumt. Jetzt bin ich in einer geweſen. Der Saal war vor einigen Jahren angebauet, ſehr bequem und reinlich, aber ohne alle, auch die geringſte Verzierung oder Ausſchmückung. Das Licht fiel von oben ein, und weiter hatte der Saal keine Fenſter. Die Verſammlung war ſehr zahlreich, die Männer auf einer Seite, die Frauen auf der andern. Die Quäker haben, wie Sie gewiß wiſſen, keine Prediger. Wer Muth und innern Beruf in ſich fühlt zu reden, der ſteht auf und thut es. Sonſt herrſcht in der Verſammlung eine Todtenſtille. Wer ſpricht, thut das entweder von der Stelle aus, wo er iſt, oder geht auf einen etwas erhöhten Platz, auf dem aber mehrere zugleich ſtehen können und der gar nicht einer Kanzel gleicht. Als wir darin waren, war es die zwei Stunden, die die Verſammlung dauerte, faſt ohne alle Unterbrechung ſtill. Indeß ſprach doch ein Mann und zwei Frauen. Sie ſagten nur einzelne, aber ſelbſt, und wie es ſchien, im Augenblick

gemachte Gebete, von ganz kurzen Betrachtungen begleitet. Was sie aber sprachen, war in sich sehr gut, von vielen Sprüchen aus der Bibel begleitet und mit großer Innigkeit und Herzlichkeit vorgetragen.

Es giebt hier eine Gesellschaft von Frauen zur Verbesserung der weiblichen Gefangenen, wovon Sie vielleicht gehört oder gelesen haben. Mehrere sehr vornehme Frauen gehören dazu. In dieser Gesellschaft ist eine Quäkerin Fry, die Frau eines sehr bemittelten Kaufmanns, der bei uns reich heißen würde. Wir sahen sie im Hauptgefängniß von London den weiblichen Gefangenen eine Lesung aus der Bibel machen und erklären, wirklich auf eine vortreffliche und höchst einfache und anspruchslose Weise. Sie führte uns nachher im Gefängniß herum, und wir waren auch in ihrem Hause bei ihr. Man beschränkt sich in Absicht der Gefangenen nicht auf die geistliche Erbauung allein; man giebt ihnen Arbeit und bezahlt sie dafür, und theilt sie nach ihrer Aufführung in Klassen, was eine große Nacheiferung in guter Aufführung bei ihnen bewirkt. Sie können nicht glauben, wie reinlich, still und anständig diese Gefangenen waren, und doch sind gerade diese aus dem rohesten verderbtesten Theile des Londoner Pöbels. Die meisten waren entweder zeitlebens oder doch auf mehrere Jahre zur Transportation nach Botany-Bay und Neu-Südwallis verurtheilt, zwei zum Tode. Doch war es so gut als gewiß, daß diese begnadigt werden würden, da man hier nur äußerst selten Personen weiblichen Geschlechts hinrichtet.

Erst am Ende meines Briefes sage ich Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichsten Dank für den Ihrigen, den ich zu seiner Zeit richtig empfangen habe, und der wie alle so viel Freundschaftliches, Gutes und Liebes enthält.

Sie können unausgesetzt fest überzeugt sein, daß diese Gesinnungen für mich den größten Werth haben und immer behalten werden. — — — — —

In Rücksicht auf die Briefabsendungen ist es besser, daß es bei meinen ersten Einrichtungen bleibt; ich kann Ihnen das nicht so deutlich machen, allein es ist auch ferner unnöthig, da ich Ihnen wieder näher komme. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 5. August, nicht nach Berlin, sondern nach München, und bemerken links auf dem Couvert: abzugeben an den Königlich Preußischen Gesandten Herrn von Küster. Sie haben, wenn ich nicht irre, schon voriges Jahr Briefe an ihn adressirt.

Leben Sie nun herzlich wohl und erhalten mir Ihre liebevollen Gesinnungen, ich verbleibe mit denselben Ihnen wohlbekannten unveränderlich Ihr H.

Siebenundachtzigster Brief.

Salzburg, den 14. August 1828.

Ich schreibe Ihnen wieder aus Deutschland, liebe Charlotte, und aus der Gegend, die man wohl die schönste von Deutschland nennen kann. Wenigstens kenne ich keine, die man als schöner rühmen könnte. Die Lage ist wirklich prachtvoll, eine lachende, fruchtbare Ebene, von der man überall die Ansicht majestätischer Gebirge hat, und in der selbst einige wie hingeschleuderte Felsenparthien liegen. Diese sind wirklich merkwürdig, und ich sah nirgends sonst ähnliche dieser Art. Es sind nicht einzelne Felsstücke blos, noch weniger einzelne gipfelige Berge, sondern hohe, lange und verhältnißmäßig schmale Felsmassen, die auf ihrer Oberfläche eine mit fruchtbarer Erde bedeckte, mit Gärten und Häusern geschmückte Ebene bilden.

Unsere Reise von London bis hierher war sehr glücklich, nur hat das Wetter uns gar nicht begünstigt. Blos einzelne heitere und sonnige Tage, sonst meistentheils Sturm und Regen. Kaum ein schöner Tag, so war er gleich von so schwüler Hitze und so stechender Sonne, daß sich ein Gewitter zusammenzog und wieder Kühle und Regen herbeiführte. In London, Paris und Deutschland war dasselbe unerfreuliche Wetter. Indeß ist das nun vorüber, und meine Wünsche gehen nur dahin, daß es besser

dem Wetter während des Gasteiner Badeaufenthalts

In der Mitte hoher Gebirge und auf einem so hohen

Standpunkte, wo das Haus, in dem man wohnt, wenigstens so hoch als der Gipfel des Brocken liegt, sind milde Sonne und liebliche warme Luft mehr als blos angenehme Zugaben zum Dasein. Unsere Ueberfahrt von London nach Calais war wieder sehr glücklich, nur ging die See sehr hoch, und so machte das Schwanken des Schiffs viele Kranke. Ich litt keinen Augenblick, sondern ergötzte mich eher am Schaukeln. In Paris verlebte ich noch eine sehr angenehme Woche. Ich würde recht gern einmal ein ganzes Jahr dort zubringen, und da meine Frau den Aufenthalt dort auch liebt, so richte ich es vielleicht einmal so ein. Der Weg durch das südliche Deutschland und Straßburg ist sehr schön und bequem, und wenn wir fortfahren Gastein zu besuchen, so ließe es sich sehr gut machen nach dem geendigten Badeaufenthalte eines Jahres nach Paris zu gehen, und zu dem des folgenden Jahres von da zurück zu kehren. Doch kommt zwischen solche Plane leicht vieles — und so ist es bis jetzt mehr Idee als Plan. In Straßburg ist eine sehr hübsche Mischung von französischer und deutscher Art. Die Natur ist deutsch in Gegend und Menschen. Das wird man gewahr, wie man den Elsaß von dem schönen Bergrücken von Zabern übersieht. Es ist einer der schönsten Anblicke, die man haben kann. Lieblich geformte Hügel und Berge, schön mit Gebüsch und Wald bekränzt, und auf den Gipfeln mehrere Gemäuer alter Burgen, ganz wie man sie so oft in Deutschland sieht, wie sie aber Frankreich gänzlich fremd sind. Die Physiognomien bieten auch ganz deutsche Gesichtszüge dar, und eben so ist auch das Benehmen der Menschen im Ganzen. Damit ist nun das französische Wesen verbunden und gleichsam darauf gepfropft. Ich finde diese Mischung interessant und angenehm zugleich. Von einer an-

dern Seite betrachtet, könnte man auch vielleicht anders darüber urtheilen, und gerade über die Vermischung das Verdammungsurtheil aussprechen. Denn es ist freilich nun weder ächte Deutschheit, noch wahres französisches Wesen in ihnen. Das fühlt sich am meisten in der Sprache. Sie sind wohl aus dem einen heraus, aber nicht völlig ins andere hinein gekommen. Nach dem Elsaß und wohl noch mehr ist Schwaben ein liebliches Land, in den Gegenden wie den Menschen. Wenn die Schwaben wie zu einem Sprichwort in Deutschland geworden sind, so ist das einer Art Naivetät zuzuschreiben, die der spöttisch Urtheilende leicht von einer lächerlichen Seite als Einfalt darstellen kann. Mehr und bös ists auch wohl mit dem Spottnamen nicht gemeint. An sich sind die Schwaben vielleicht die lebhaftesten, leicht beweglichsten und phantasiereichsten unter den deutschen Völkerschaften.

In München blieb ich wieder drei volle Tage und fand alle Gebäude und Kunstsachen bedeutend vorgeschritten, der König verfolgt seinen Plan mit höchst lobenswürdiger Stetigkeit und Ordnung. Nur eine gewisse und bestimmte Summe wird jährlich verwendet, diese dann auf die bei dem Beginn des Gebäudes festgesetzte Weise, und so rückt alles nicht schnell, aber in einer sichern Folge ohne Unterbrechung und Störung vor. Was man schon ganz oder auch nur halb fertig sieht, ist von bewundrungswürdiger Schönheit. Bis jetzt sind in neuer Aufstellung und von neuer Erwerbung aber nur die antiken Statuen zu sehen. Die neue Gemäldegallerie kann erst in mehrern Jahren fertig werden, und die angekauften Gemälde sind jetzt zu sehen. Den König fand ich nicht in München, ihn aber wahrscheinlich auf meiner Rückkehr von sehen. Sie haben sehr recht, ihn hoch zu ehren,

und der Ausdruck, daß er unter die Monarchen gehöre, die in Ihrem Herzen einen Thron haben, ist seiner würdig. Er ist gewiß ein vortrefflicher Monarch. Ich kenne ihn seit seinen sehr jungen Jahren und habe immer so über ihn geurtheilt. Er besitzt auch sehr viele und selbst solche Kenntnisse, die man gewöhnlich gelehrte nennt. So weiß er recht gut Griechisch, und es rührt wohl eben daher der zugleich edle und großmüthige Eifer, den er so lebendig und kräftig für die Befreiung der Griechen an den Tag gelegt hat. Er nährt noch immer dieselbe Gesinnung. Es ist eine ordentliche Schule junger Griechen in München, und es sollen sehr gelehrige, aufgeweckte Köpfe darunter sein. Der junge Bozzaris, der Sohn dessen, der sich im Kriege so heldenmüthig ausgezeichnet hat, aber geblieben ist, hat eine der originellsten und einnehmendsten Gesichtsbildungen. Mit dieser Neigung des Königs hängt denn auch die für griechische Kunst zusammen, und das Alles vereint bildet in ihm ein schönes und interessantes Ganze. Dabei nimmt er sich der Regierungsgeschäfte bis ins kleinste Detail an.

Es freut mich, daß Sie sich fortwährend gern mit dem Sternenhimmel beschäftigen, wie ich es beklage, daß mein Auge nicht mehr dafür ausreicht. Ich gebe sehr ungern einen Genuß auf, der mich so oft gestärkt und erhoben hat, und eines Glases bediene ich mich nicht gern.

Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 2. September nach Bad Gastein über Salzburg, nachher nach Berlin.

Leben Sie recht wohl, mit dem lebhaftesten Antheil der Ihrige. H.

Achtundachtzigster Brief.

Ein einfach ruhig zufriedenes Stillleben, wie Sie es genießen und ſich nach Ihrer Neigung geſchaffen haben, iſt eigentlich das Höchſte, was der Menſch beſitzen kann. Es iſt meiner innerſten Empfindung nach nicht nur dem nach außenhin mannichfach bewegten Leben vorzuziehen, ſondern auch wirklicher innerer, aber nur augenblicklich erſcheinender Freude wenigſtens gleichzuſetzen. Die Stille und Ruhe gönnen dem innern Sein eine tiefere Macht und ein freieres Walten, und es iſt immer, meiner aus langer Erfahrung geſchöpften Ueberzeugung nach, beſſer, wenn das Innere nach außen, als wenn umgekehrt das Aeußere nach innen ſtrömt. Es ſcheint zwar wohl, als könnte ſich das Innere nur von außenher bereichern und befruchten; allein dies iſt ein trügeriſcher Schein. Was nicht im Menſchen iſt, kommt auch nicht von außen in ihn hinein; was von außen in ihm eingeht, iſt nichts als ein zufälliger Anhalt, an dem ſich das Innere, aber immer aus ſeiner, nur ihm angehörenden eigenthümlichen Fülle entwickelt. So wie ein tiefer und reicher Gehalt inwendig vorhanden iſt, ſo kommt es niemals ſo viel auf den äußern Anlaß der Entwicklung an. Jeder, auch der kleinſte, iſt hinreichend, da hingegen bei mangelndem innern Gehalt auch der äußere Zufluß wenig oder nichts hervorbringen Ich habe dies oft in Abſicht von wiſſenſchaftlichen

Kunſtkenntniſſen geſehen. Bei Männern iſt weniger zu bemerken, da ſie dieſe Kenntniſſe ſehr oft wieder nur zu äußern Zwecken anwenden, und man weiter nun nichts gewahr wird, oder danach fragt, wie dieſelben auf ihr Inneres gewirkt haben. Aber bei Frauen iſt das anders, und da ſind mir mehrere vorgekommen, die wirklich recht viele und in gewiſſer Art ſogar gelehrte Kenntniſſe hatten, aber in ihrem Geiſt und Gemüthe, alſo in ihrem ganzen Innern darum nicht mehr gebildet, wenigſtens nicht mehr bereichert waren, als wenn ihnen das alles gefehlt hätte. So ſehr kommt es darauf an, daß das Innere dem äußern Objekt, welches es in ſich aufnimmt, auch ſelbſtſtändig entgegenwirke.

Bad Gaſtein, den 14. September.

Sie beſorgen, liebe Charlotte, es müſſe hier im Gebirge ſo kalt ſein, daß die Badekur dadurch unterbrochen werde. Ich habe ſelbſt faſt daſſelbe gefürchtet. Mein Reiſeplan ließ es nicht anders zu, als ſo ſpät im Jahre hierher zu kommen. Es iſt aber ſehr möglich, daß ich in einem andern Jahre aus eigener Beſtimmung und ohne nöthigende Veranlaſſung dieſen Theil des Jahres wähle. Das Wetter iſt allerdings während der vier Wochen, die wir hier bald zugebracht haben, nicht immer ſchön geweſen, aber ſeit acht Tagen haben wir ſo warme Luft, daß man ſich bei Nachmittags- und Abend-Spaziergängen in Acht nehmen muß, um ſich nicht zu erhitzen. Es iſt auch nur bei Gewittern in dieſen verhältnißmäßig immer engen Thälern viel Wind, und bei uns iſt es eben der Wind, der in der Ebene die Luft widrig und kalt macht. Die Sonne wirkt zwar hier nicht lange, nur eine geringe Zahl von Stunden

erreichen den Tag ihre Strahlen das Thal selbst, ob man sie gleich, wenn sie auch nicht mehr zu sehen ist, noch lange sehr schön an den Bergseiten und Berggipfeln erblickt. Aber die Enge der Thäler und das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von glatten Felsmassen giebt ihrem Scheinen mehr Wirksamkeit. Auch ist das Wetter allgemeiner und oft durch die That bestätigter Erfahrung nach hier eher noch im Herbst, als im Sommer von einiger Beständigkeit. Das Ende Augusts und der Anfang des September sind hier die Erntezeit, auch und oft noch später des Heumähens. Auch diese ländlichen Arbeiten, die man um sich her sieht, versetzen die Einbildungskraft in eine frühere Zeit des Jahrs. Was noch mehr macht, daß man des Spätherbstes hier wenig gewahr wird, ist, daß man gar kein Abfallen der Blätter bemerkt. Dies liegt aber freilich am Mangel großer Laubholzbäume. So vortrefflich auch der Baumwuchs hier ist, und obgleich alle Vorberge bis Oben hinauf mit Wald bewachsen sind, so ist es immer Nadelholz, hohe und breitschattige Tannen und ganz vorzüglich schöne Lärchenbäume.

Das Bad ausgesetzt haben wir des Wetters wegen auch nicht ein einziges mal. Es ist theils nie so kalt gewesen, theils würde das aber auch nicht so nöthig sein. Wir haben die Bäder in demselben Hause, das wir bewohnen, nur wenige Schritte von unsern Zimmern, und da die Bäder so warm gemacht werden können, als man sie braucht oder wünscht, so ist gar an Erkältung nicht zu denken, man müßte sie sich denn muthwillig zuziehen. Wir haben in diesen Tagen bei 15 selbst 18 Grad Wärme viele und starke Gewitter gehabt, eins noch in der letzten Nacht. Der Donner macht in den engen klippigen Thälern ein prächtiges, majestätisches Rollen, das noch den Wasserfall übertönt.

Wovon ich aber vorher sprach, das allmälige Scheiden des Sonnenlichts von den größern Bergen, am Abend, ist vorzüglich schön. Man sieht die Sonne da eigentlich im Morgen, an den östlich ihr gegenüber stehenden Bergen, untergehen. Ihr Licht steigt dann immer höher und höher, die Schatten, die sich darunter lagern, nehmen einen immer größern Theil der Berge ein. Endlich ist nur noch die höchste Spitze erleuchtet, die wie ein goldener Knopf leuchtet und schimmert. Zuletzt senkt sich auch diese in Nacht. Ich stehe hier jetzt nicht früh genug auf, um die ähnliche Erscheinung beim Aufgang der Sonne zu sehen, auch ist sie hier nicht so gut zu sehen, da dem Aufgange hier nicht so im Westen wie dem Untergange im Osten eine einzelne Bergspitze gegenübersteht, aber es giebt in andern Thälern dieses Gebirges Berge, die man danach Sonnenblick nennt, und die auch im Volk diesen Namen tragen, weil sie den Aufgang der Sonne verkünden. Der höchste Berg dieses Thals heißt Gamskogel, oder wie wir sagen würden, Gemskegel. Er ist schon von sehr bedeutender Höhe und steht gegen Nord und Ost meinen Fenstern gerade gegenüber, die Badegäste besuchen ihn häufig, da er jetzt, wo der Erzherzog Johann den Weg hat besser bahnen und ebnen lassen, leichter zu ersteigen ist. Ich bin aber nicht oben gewesen. Man soll jedoch eine ungemein weite und schöne Aussicht von ihm haben. Man übersieht besonders deutlich von da die ganze Kette der höhern Gebirge, namentlich derer, die mit Gletschern versehen sind.

Für Ihre Lieblingswissenschaft empfehle ich besonders für Ihren Zweck: Bode's Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Es hat Karten für jeden Monat im Jahr und Beschreibungen dazu, falls Sie noch nicht hinlänglich damit versehen wären. Ich möchte Ihnen aber

gerade nicht rathen, das Buch zu kaufen; da es eine vollständige Aſtronomie enthält, iſt es doch theuer, vielleicht bekommen ſie es aus einer Privat-Bibliothek, oder aus der kurfürſtlichen. Fördernd wäre es Ihnen gewiß, auch macht es mir Freude, da ich, wie Sie ſagen, dieſe Neigung in Ihnen belebt habe.

Wir reiſen den 17. d. M. von hier, halten uns aber, wenn nichts dazwiſchen kommt, noch einige Tage in Franken auf. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß wir erſt im Anfang October nach Berlin und Tegel zurückkommen. Schreiben Sie mir nach Berlin wie gewöhnlich. So werden alsdann die ſechs Monate abgelaufen ſein, wo ich einen ſo wechſelnden Aufenthalt gehabt habe. Leben Sie recht wohl und rechnen Sie fortdauernd mit Gewißheit auf meine unveränderliche Theilnahme. Ganz der Ihrige. H.

Neunundachtzigster Brief.

Tegel, den 16. October 1828.

Es mag wohl ein Jahr her ſein, daß ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht von hier aus ſchrieb. Ich freue mich aber deſto mehr, es heute zu thun, und danke Ihnen recht herzlich, daß Sie mich in Ihrem lieben Brief, den ich hier fand, ſo herzlich beglückwünſchen zu der Heimkehr in die ſchöne, liebliche Heimath. Ja, liebe Charlotte, Sie haben recht, darin eine eigene Freude zu ſehen, und es erhöht in der That die meinige, daß Sie dieſelbe ſo liebevoll mit empfinden.

Wir ſind am 4. d. M. nach Berlin zurückgekommen, einige Tage ſpäter hierher gefahren, und haben uns hier, doch nur auf einige Wochen eingerichtet. Es fängt doch an, rauh zu werden, und der November pflegt uns immer zur Stadt zurück zu führen. Ich bin, ſo angenehm mir auch die Reiſe war, doch ſehr gern in mein heimiſches Leben zurückgekehrt und habe Tegel immer gleich hübſch gefunden. Ihre Bemerkung iſt ſehr richtig, daß dem Lande ein Wetter, wie wir es dieſen Sommer gehabt haben, wohl thut. Alles iſt ſo friſch und wie neu erquickt, und ich finde auch, was Sie bei ſich bemerken, daß noch wenig Laub abgefallen iſt, bei der ſchon ſehr vorgerückten Jahreszeit. Nur dem Obſt iſt das Jahr ungünſtig geweſen, das Getreide hat nicht gelitten, und da ich abweſend war, iſt mir das mißrathene Obſt gleichgültig, und das was mir viel

macht, das heitere, freundliche und kräftige
habe ich alles sehr gut gefunden. Das Haus und
Sachen darin haben mir denselben erfreuenden Anblick
sonst gemacht. Es spricht einen immer, wenn man
gerade unmittelbar vorher Großes und Schönes ge-
hat, mit heimlicher und zur Heiterkeit stimmender
an. Es ist auch in meiner Abwesenheit
gehalten, und Wände und Gypse haben nicht durch
gelitten, die ich sehr hasse. Wir sind sehr langsam
und hätten der Entfernung nach recht gut schon
am 25. v. M. hier sein können. Wir hatten aber einen
Grund, der uns in Gastein und auf der Reise länger auf-
hielt. Der Arzt meiner Frau, denn ich brauche so selten
einen, daß ich von dem meinigen nicht reden kann, beglei-
tet den Kronprinzen auf seiner Reise nach Italien. Wir
wünschten ihn wenigstens auf der Reise irgendwo zu tref-
fen, um einige Stunden mit ihm reden zu können. Dies
war der Grund unsers langsamern Reisens. Indeß er-
wir unsern Zweck durch einen Umweg über Bam-
berg, dort trafen wir mit ihm zusammen. Wir machten
dann von da noch einen Besuch auf dem Lande, der uns
noch ein paar Tage kostete. In Thurnau wohnt der Graf
Giech, der eine Tochter des Ministers Stein zur Frau
hat. Es waren mehrere Besuche da, auch Personen aus
Berlin, und wir waren sehr angenehm dort. Das Schloß
uralt, theilweise vielleicht tausend Jahre, und es würde
auch von außen schöner in die Augen fallen, wenn es nicht
den Fehler hätte, daß die kleine Stadt Thurnau dicht daran
so daß einzelne Häuser sich im eigentlichen Verstande
daran anlegen. Selbst um in den Garten zu kommen,
muß man über die Straße gehen. In Ottmachau gehört
zwar auch das Schloß zur Stadt, es liegt aber ganz an

dem einen Ende derselben, und hat also von der entgegengesetzten Seite die ganz freie Ansicht in das Land. Auch ist das Gehöft mit seinen Gärten dicht daran herum. Die Gegend ist aber um Thurnau sehr hübsch, ein fruchtbares Land, reich an Hügeln und Wäldern und mannichfaltig von Anblick. Anziehend ist die Schattirung vom frischen Grün des Laubholzes und dem ersten Dunkel der Tannenwälder. Es scheint eine große Abwechselung von Spaziergängen sich ganz in der Nähe darzubieten. Wir haben sehr schöne Spazierfahrten gemacht. Von Thurnau sind wir zwar gerade hierher gereist, aber in sehr kleinen Tagereisen. In Gera nur haben wir uns noch einen Tag aufgehalten, weil wir dort eine Zusammenkunft mit Personen verabredet hatten, die in der Nähe wohnen.

Es freut mich sehr, daß fortwährend die Sterne Ihnen eine wohlthuende, erheiternde Beschäftigung gewähren, um so mehr, da Sie mir sagen, daß Sie doch oft in einer mehr als wehmüthigen Stimmung sich befinden.

Am Himmel werden Sie sich bald orientiren, da Sie einen schönen und weiten Horizont von allen Seiten haben und in Ihren Beobachtungen fortfahren. Außer dem Buche von Bode, das ich Ihnen einmal empfohlen habe, kann ich Ihnen für das Erkennen der Sterne einen Rath geben, der Ihnen gewiß nützlich sein wird. Man muß nämlich den Himmel nach einer gewissen Methode durchgehen und sich große Abtheilungen machen. Zuerst müssen Sie suchen die Sterne recht genau und fest zu erkennen, die bei uns niemals untergehen und nur vor der Helligkeit des Tages verschwinden, sonst aber ihren ganzen täglichen Kreis vor unsern Augen vollenden würden. Sie

nur, wie Sie wiſſen, im Norden, und
im den Polarſtern und die beiden Bären herum,
ſino leicht zu erkennen, da man ſie an jedem ſternen-
Abend ſieht, und ſie zu denſelben Stunden in allen
dieſelbe Stelle haben. Zu dieſen gehört auch
Capella, deren Sie erwähnen. Zweitens müſſen Sie
zwölf Sternbilder des Thierkreiſes aufſuchen. Man
in jeder Jahreszeit immer nur ſechs auf einmal am
Bliebe man eine ganze Nacht auf, ſo gehen
einige unter und andere kommen herauf. Allein
werden dann immer vom Tage überholt. Wenn
nur eins recht feſt kennt, ſind die andern ſehr leicht
finden, da ſie, wie in einem großen Gürtel um den
herum liegen, man alſo die Richtung, in der man
muß, nicht verfehlen kann, wenn man ſich vorher mit
Ordnung und Folgenreihe, vor- und rückwärts, recht
gemacht hat. Die im Winter, im Januar und
ſo zwiſchen ſieben und neun Uhr erſcheinen, ſind
r als diejenigen, die man zu gleicher Zeit im Som-
ſieht. Der Löwe iſt ein ſehr ſchönes Geſtirn, iſt aber
erſt in ſpäten Stunden ſichtbar. Die Planeten erſchei-
immer nur in demſelben Gürtel, und können diejenigen,
noch nicht recht geübt ſind, manchmal ſehr irre ma-
Allein man lernt ſie doch auch bald unterſcheiden,
man einmal recht feſt die nie untergehenden nörd-
Geſtirne und die Thierkreiszeichen, ſo iſt es dann
ſich für die noch übrigen Geſtirne zurecht zu finden.
nun macht man ſich mit denen bekannt, die zwiſchen
Thierkreis und den nie untergehenden Geſtirnen, und
mit denen, die zwiſchen dem Thierkreis und dem
Horizont auf- und untergehen. Bode's Anleitung

daß es Karten für jeden Monat enthält, auf denen man natürlich die Sterne leichter findet, da jede Karte genau so ist, als der Himmel zu einer dabei angegebenen Stunde an dem Tage, oder wenigstens in dem Monat gerade ist.

Sie sagen sehr richtig, daß das Betrachten des gestirnten Himmels von der Erde abzieht, und die Seele mit höhern Ahnungen, Sehnen und Hoffen erfülle, tröste und erhebe. Das thut es im höchsten Grade. Wenn man diese unendliche, unzählige Menge von Gestirnen betrachtet und bedenkt, so scheint es zwar ein ordentlich schaudernder Gedanke, daß eine so ungeheure Menge im Weltall herumschwimmt. Der Mensch fühlt sich darin gleichsam wie erdrückt. Allein die Ordnung und Harmonie, in denen alle Bewegungen vor sich gehen, und alle Zeiten hindurch vor sich gegangen sind, ist ein wohlthätiges, tröstendes Zeichen einer höhern Macht, einer geistigen Herrschaft, die wieder beruhigt, und die Besorgniß tröstend aufhebt. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

stehen bekanntlich nur, wie Sie wissen, im Norden, und drehen sich um den Polarstern und die beiden Bären herum, und sind leicht zu erkennen, da man sie an jedem sternenhellen Abend sieht, und sie zu denselben Stunden in allen Jahreszeiten dieselbe Stelle haben. Zu diesen gehört auch die Capella, deren Sie erwähnen. Zweitens müssen Sie die zwölf Sternbilder des Thierkreises aufsuchen. Man sieht in jeder Jahreszeit immer nur sechs auf einmal am Himmel. Bliebe man eine ganze Nacht auf, so gehen natürlich einige unter und andere kommen herauf. Allein einige werden dann immer vom Tage überholt. Wenn man nur eins recht fest kennt, sind die andern sehr leicht zu finden, da sie, wie in einem großen Gürtel um den Himmel herum liegen, man also die Richtung, in der man suchen muß, nicht verfehlen kann, wenn man sich vorher mit der Ordnung und Folgenreihe, vor- und rückwärts, recht bekannt gemacht hat. Die im Winter, im Januar und December, so zwischen sieben und neun Uhr erscheinen, sind schöner als diejenigen, die man zu gleicher Zeit im Sommer sieht. Der Löwe ist ein sehr schönes Gestirn, ist aber jetzt erst in späten Stunden sichtbar. Die Planeten erscheinen immer nur in demselben Gürtel, und können diejenigen, die noch nicht recht geübt sind, manchmal sehr irre machen. Allein man lernt sie doch auch bald unterscheiden, kennt man einmal recht fest die nie untergehenden nördlichen Gestirne und die Thierkreiszeichen, so ist es dann leicht, sich für die noch übrigen Gestirne zurecht zu finden. Denn nun macht man sich mit denen bekannt, die zwischen dem Thierkreis und den nie untergehenden Gestirnen, und dann mit denen, die zwischen dem Thierkreis und dem südlichen Horizont auf- und untergehen. Bode's Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels hat das Angenehme,

daß es Karten für jeden Monat enthält, auf denen man natürlich die Sterne leichter findet, da jede Karte genau so ist, als der Himmel zu einer dabei angegebenen Stunde an dem Tage, oder wenigstens in dem Monat gerade ist.

Sie sagen sehr richtig, daß das Betrachten des gestirnten Himmels von der Erde abzieht, und die Seele mit höhern Ahnungen, Sehnen und Hoffen erfülle, tröste und erhebe. Das thut es im höchsten Grade. Wenn man diese unendliche, unzählige Menge von Gestirnen betrachtet und bedenkt, so scheint es zwar ein ordentlich schaudernder Gedanke, daß eine so ungeheure Menge im Weltall herumschwimmt. Der Mensch fühlt sich darin gleichsam wie erdrückt. Allein die Ordnung und Harmonie, in denen alle Bewegungen vor sich gehen, und alle Zeiten hindurch vor sich gegangen sind, ist ein wohlthätiges, tröstendes Zeichen einer höhern Macht, einer geistigen Herrschaft, die wieder beruhigt, und die Besorgniß tröstend aufhebt. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Neunzigster Brief.

Berlin, den 16. November 1828.

Sie klagen auch darüber, liebe Charlotte, daß es oft ist, als könne man im Schreiben gar nicht fort; Augen, Hand und Feder sind wie im Bündniß gegen alles Gelingen der Handschrift. Man giebt sich Mühe, nimmt sich vor, recht langsam zu schreiben, damit es nur deutlich werde, aber alle Vorsätze scheitern, und es ist närrisch, daß man dann immer kleiner und kleiner schreibt. Mir geht es oft so, als ob ich gar keine große Buchstaben machen könnte, und ich denke dann, wie viel Nachsicht Sie und Alle haben müssen, die mich lesen wollen. Wirklich war Ihr letzter Brief auch weniger hübsch und gut, als Sie sonst thun, geschrieben. Die Handschrift war nicht undeutlich, aber man sah ihr die Beschwerde an.

Aber mit mehr Bedauern habe ich gesehen, daß Sie sehr bekümmert und sorgenvoll waren. In solchen Gemüthszuständen, liebe Freundin, muß man immer die äußern Veranlassungen scheiden von der innern Anlage des Gemüths zu Heiterkeit und Ruhe, oder zu Besorgniß und Schmerz. Das Innere ist immer das Mächtigste. Auch wahres, selbst erschütterndes Unglück wird leichter und schwerer aufgenommen, je nachdem die Seele schon von lichtern und düstern Ideen erfüllt ist. Bei Ihnen scheint mir das gerade jetzt noch mehr der Fall, und da bitte ich Sie inständig, dem entgegen zu arbeiten. Ich rechne es schon

zu dieſen dunkeln Stimmungen, daß Sie, ohne doch krank zu ſein, bald zu ſterben glauben. Sie ſagen zwar, und gewiß mit voller Wahrheit, daß Ihnen gerade die Todesgedanken freudige und Ihrer Neigung zuſagende ſind, und niemand kann dies beſſer begreifen als ich. Ich habe nie die mindeſte Furcht vor dem Tode gehabt, er wäre mir in jedem Augenblick willkommen. Ich ſehe ihn als das an, was er iſt, die natürliche Entwickelung des Lebens, einen der Punkte, wo das unter gewiſſen endlichen Bedingungen geläuterte und ſchon gehobene menſchliche Daſein in andere befriedigendere und erhellendere gelangen ſoll. Was menſchlich iſt, in dem Ausbildungsgange des Lebens liegt, was alle Menſchen mit einander theilen, das kann der irgend Weiſe nicht fürchten, er muß es vielmehr begünſtigen und lieben, gleichſam mit Wißbegierde, ſo lange die Beſinnung ihm beiwohnt, auf den Uebergang achten, verſuchen, wie lange er das fliehende Hier noch zu halten vermag. Ich hörte bisweilen ſagen, der Tod müſſe gewiß von einem wohlthätigen und angenehmen Gefühl begleitet ſein, und das iſt mir ſelbſt, wenn auch manchmal das Gegentheil Statt zu finden ſcheint, glaublich. Die Schmerzen pflegen zu weichen, alle Unruhe ſich zu legen und faſt immer haben Todte, ehe die Züge entſtellt und verzogen werden, etwas Ruhiges, Friedliches, ſelbſt oft etwas Erhebendes und Verklärtes. Bei alledem muß man es doch eine düſtere Gemüthsſtimmung nennen, wenn man ſich dem Tode nahe glaubt. Der Tod iſt immer ein Ausſcheiden aus aller bekannten Heimath, ein Gehen ins Neue und Fremde. So trafen äußere unerwünſchte Umſtände ſchon bei Ihnen auf ein wenigſtens ſehr ernſt bewegtes Gemüth. Suchen Sie, theure Charlotte, denn auch hier da die Heilmittel, wo Sie ſie ſchon ſo oft fanden, in Ihrem Innern, in Ihrem

Gottvertrauen, was Sie nie im Stich ließ. Es wird Sie aufs neue retten, und Trost und Hülfe erscheinen, wenn Sie sie auch noch nicht sehen. Immer schütten Sie Ihr beklommenes Herz mir aus, immer werden Sie dieselbe Theilnahme in mir finden, die keiner Veränderung fähig ist. Ganz der Ihrige. H.

Den 16. December 1828.

Es wird mich sehr freuen, eine Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung zu bekommen. Sie wissen, daß ich auch an Ihrem vergangenen Leben einen warmen und innigen Antheil nehme, und daß außerdem schon jede recht individuelle Schilderung für mich einen hohen Reiz hat, der mich anzieht und verweilen läßt. Ich fühle aber sehr gut, daß eine solche Schilderung aufzusetzen und aus den Händen zu geben, eine große und schwer zu überwindende Schwierigkeit hat. Es kommen doch im Leben der Menschen immer Dinge vor, die gerade in den besten und feingesinntesten Gemüthern eine gewisse Scheu sie auszusprechen hervorbringen. Ich meine damit gar nicht solche, die man sich gleichsam zu gestehen scheuete, weil man fürchtet, deshalb ungünstig beurtheilt zu werden. O nein, es giebt Dinge, die gar nicht dieser, sondern ganz entgegengesetzter Natur sind, und deren man sich eher rühmen könnte, die aber doch ein gewisses Zartgefühl über die Lippen gehen zu lassen und gar durch die Feder dem Papier anzuvertrauen verbietet oder schwer macht. Es kommen auch Dinge vor, die Andere in ein nachtheiliges Licht stellen, und die man also, wie sehr es auch ihre Urheber verdient haben möchten, ungern ans Licht bringt. So wie man aber von dem Grund-

satz abgeht, bei einer Lebenserzählung nur blos und einfach die Erinnerungen seines Gedächtnisses abzuschreiben, und gänzlich darauf Verzicht zu leisten, zu beurtheilen, was wohl gesagt werden kann, und was verschwiegen oder verhüllt werden muß, so ist der Reiz einer wahren Naturschilderung dahin. Es ist nicht die einfache, nicht die vollständige, und mithin nicht die wahre Geschichte. Es ist keine Erzählung der Vergangenheit, sondern eine aus dem Standpunkt des spätern Lebens gemachte Beschreibung derselben. Man glaubt wohl, die moralische und geistige Wahrheit, um die es eigentlich zu thun sei, verliere nichts, wenn man zwar hier und da eine Thatsache nur halb oder allgemein erzählt, allein ganz treu und wahr die Wirkung schildert, die diese Thatsache auf die Empfindung und das Gemüth hervorgebracht habe. Wenn z. B. jemanden ein verletzendes Wort gesagt worden sei, so komme es nicht darauf an, dies selbst zu wiederholen. Man könne es vielmehr ganz füglich verschweigen, wenn man nur den Eindruck des Worts auf den, der es hören mußte, beschreibt. Dies ist aber durchaus falsch. Denn es hört nun aller Maßstab der ganzen Scene auf, den der Art und dem Grade nach blos das Wort selbst, einfach ausgesprochen, geben kann. Ich sage Ihnen das so ausführlich, weil ich mit Ihnen recht offenherzig und nicht blos obenhin über die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung sprechen möchte. Ich kann Ihnen nicht rathen, dieselbe weiter als zu dem Punkte fortzusetzen, wo Sie sicher sind, alles und jedes, wie es Ihnen Ihr Gedächtniß giebt, ohne die mindeste und leiseste Reticenz niederzuschreiben. Dies war in dem Theile, den Sie mir bis jetzt schickten, nicht nur möglich, Ihnen nach Ihrem Charakter selbst leicht, und ich daß Sie in diesem so gehandelt haben.

ohne irgend ein eigenes oder fremdes Gefühl zu verletzen. Es iſt möglich, daß dies auch ferner der Fall ſei, allein ich kann mir auch ſehr gut das Gegentheil denken. Dann würde ich es ganz natürlich finden, daß Sie den Schmerz der Erinnerung ſcheuen und vernarbte Wunden nicht aufreißen wollen; mir aber würde durch den Gedanken eines ſolchen mir gebrachten Opfers alle Freude genommen, die mir bisher durch den Empfang jedes Ihrer Hefte geworden. Wenn von Biographie die Rede iſt, habe ich nun einmal den Begriff nur von hiſtoriſcher Wahrheit, von dem ich, bei dem großen und innigen Antheil, den ich an Ihnen nehme, auch mit dem beſten Willen nicht abgehen könnte. An ſich aber halte ich es für gut und heilſam, ſein eigenes Leben ſo buchſtäblich durchzugehen, und das Zartgefühl, das Reticenzen hervorbringt, für ein falſches, obgleich unendlich natürliches und daher verzeihliches. Indeß mißtraue ich hier meinem eigenen Gefühle, da ich bei weitem mehr ein glückliches Leben, in einer ganz genügenden Lage, geführt habe; man könnte dann leicht dahin kommen, den unrichtigen Maßſtab an Andere zu legen, wovor ich mich immer gehütet habe. Noch einmal alſo, liebe Charlotte, wiederhole ich das ſchon oft Geſagte, folgen Sie Ihrem Gefühl; leidet dies nicht bei der Arbeit, ſo rechnen Sie immer mit Gewißheit darauf, daß Sie mir eine große Freude dadurch machen, aber nur auch unter der Bedingung, daß Sie ganz und ohne alle Reticenz wahr ſchreiben können. Sie können zu mir auch, wie man im Sprichwort ſagt, wie in ein Grab ſprechen. Ihre Hefte liegen wohlverwahrt in meinem Pult, und können nach meinem Tode nur ins Feuer, ungeleſen gehen. In meiner Lage habe ich Gelegenheiten, dies zu veranſtalten, die durch keinen Zufall irgend einer Art vereitelt oder umgangen

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03013 7502

838
H922br
1853
v.1

Humboldt

Briefe

37101